G. M. De La Roche.

Ein Beitrag zur Geschichte der Aufklärung.

Von

Rudolf Asmus.

Karlsruhe.
J. Lang's Verlagsbuchhandlung.
1899.

G. M. De La Roche.

Inhalt.

Einleitung.

Die Quellen für La Roche's Leben.

La Roche, der Freund Wieland's und Merck's, kann wegen seiner nahen Beziehungen zu den führenden Geistern unserer klassischen Litteratur und wegen seines nicht unbedeutenden Anteils an den Aufklärungsbestrebungen des achtzehnten Jahrhunderts sowohl auf das Interesse des Litterarhistorikers wie auf dasjenige des Kulturhistorikers einen begründeten Anspruch machen. Will man sich heutzutage über seine Lebensumstände genauer verlässigen, so greift man wohl zunächst zu der „Allgemeinen deutschen Biographie". Hier findet man jedoch nur einen ganz kurzen, im Jahre 1883 von Irmer verfaßten Artikel über ihn, an dessen Schluß auf den „Rheinischen Antiquarius" 2. Abt. 1. Bd. (Koblenz 1845) verwiesen wird. Diese Verweisung führt den wißbegierigen Leser aber nicht zu einer La Roche selbst gewidmeten Abhandlung, sondern zu einer Lebensbeschreibung seiner Gattin, der berühmten Schriftstellerin Sophie von La Roche, und es giebt auch thatsächlich bis heute, von einer einzigen Arbeit abgesehen, noch keine besondere Darstellung seines Lebens.

Der einzige Versuch, eine solche zu geben, liegt in dem Feuilleton „Ein berühmter Bischofsheimer" vor, das in der „Tauber" 1878 Nr. 125 ff. erschienen ist und F. Rigel[1]) zum Verfasser hat. Da Rigel's Arbeit auch von W. Martens im Ortsverzeichnis des Werkes „Das Großherzogtum Baden" (Karlsruhe 1885) unter „Tauberbischofsheim" und von H. Ehrensberger bei A. von Oechelhäuser „Die Kunstdenkmäler des Amtsbezirks Tauberbischofsheim" (Freiburg i. B. 1898) benützt und citiert wird, müssen wir zunächst ihre Angaben auf ihren wahren Wert zurückführen. Sie stellt sich bei kritischer Nachprüfung als ein phantastisches Gemisch aus dem von Goethe, Stramberg, Gruber und Pirazzi gebotenen Material und der Tauberbischofsheimer Localtradition dar, wobei fast alle bestimmten Angaben, namentlich was die in Betracht kommenden Namen anbetrifft, falsch sind. Die Kritiklosigkeit, mit welcher Rigel gearbeitet hat, erhellt am besten daraus, daß bei ihm La Roche, den er zu Anfang in Nr. 128 ganz richtig „Georg Michael" genannt hatte, bereits in Nr. 133 ohne allen Grund mit dem Vornamen „Friedrich" erscheint[2]).

Der berufenste Biograph La Roche's wäre Wieland gewesen, da dieser ihm lange Jahre persönlich sehr nahe stand und durch Sophie's Vermittlung eine stetige Beziehung mit ihm unterhielt. Sie forderte ihn denn auch thatsächlich im Jahre 1791, zwei und ein halb Jahr nach dem Tod ihres Gatten, auf, ihm ein „Epitaphium“ zu machen, allein Wieland lehnte dieses Ansinnen mit der auffallenden Begründung ab, er habe La Roche im Grunde doch nicht lange und genau genug gekannt, um etwas zu machen, das des Verstorbenen und seiner selbst würdig wäre. Die notorische Verschlossenheit des zugeknöpften Hofmannes und Diplomaten mag allerdings hieran schuld gewesen sein.

Der Grund des Mangels einer besonderen Lebensbeschreibung La Roche's wird schon stillschweigend durch die üblichen Verweisungen auf seine Gattin angedeutet; ganz deutlich aber wird er durch Goethe verraten, wenn er im dreizehnten Buche von „Wahrheit und Dichtung“, dem La Roche vor allem sein Fortleben bei der Nachwelt verdankt, behauptet, die in seinem Hause einkehrenden Gäste seien eigentlich durch seine Frau und nicht durch ihn angezogen worden. Darum war und blieb das Interesse für ihn auch immer bloß ein mittelbares: Überall, wo im Zusammenhang über ihn gehandelt wird, gilt das Hauptinteresse seiner Gattin und nicht ihm selbst. Gleichwohl ist durch das vertieftere Studium von Sophie's litterarischen Arbeiten und Beziehungen nach und nach auch auf La Roche von einzelnen Seiten ein helleres Licht gefallen, so daß es sich immerhin lohnen dürfte, die an den verschiedensten Orten verstreuten Notizen einmal zu sammeln und zu versuchen, aus ihnen, soweit es möglich ist, eine Skizze seines Lebens und Charakters zusammenzustellen. Diese Skizze würde sicherlich nicht so mager und so ungleich ausfallen, wenn La Roche sein Leben nicht unmittelbar vor der französischen Revolution beschlossen hätte, die gerade an den beiden Hauptorten seiner öffentlichen Wirksamkeit, in Mainz und in Koblenz, fast jede Erinnerung an die Vergangenheit ausgelöscht hat. Somit ist es jeweils einem Zufall zu verdanken, wenn man hier und da auch an Stellen, die mit La Roche's Gattin in keinem Zusammenhang stehen, etwas über ihn selbst findet. Wir werden daher, um zu unserem Ziele zu gelangen, notwendigerweise grundsätzlich immer den Spuren Sophie's folgen und jene Findlinge als dankenswerte Ergänzungen demjenigen einfügen, was wir auf diesem Wege zutage fördern können.

Diese Methode hat auch schon Chr. von Stramberg in seinem „denkwürdigen und nützlichen Rheinischen Antiquarius“ befolgt, indem er das, was er auf den ersten Blick bei Goethe, in einigen Schriften Sophie's und in „Wieland's Leben“ von J. G. Gruber (Leipzig 1827) fand, mit der Koblenzer Localtradition und den Ergebnissen seiner eigenen archivalischen Studien verschmolz. Unter Sophie's Werken boten ihm „Melusinen's Sommerabende“, hsg. von Wieland, Rudolstadt 1806 in dem vorausgeschickten Lebensabriß der Verfasserin einiges bereits fertige Material dar, das auch von Gruber schon verwertet worden war. — Stramberg's Ergebnisse wurden durch J. W. Appell's Aufsatz über „Sophie La Roche“ im „Rheinischen Taschenbuch für das Jahr 1856

(Frankfurt)" insofern erweitert, als Appell zur besseren Beurteilung von La Roche's geistiger Physiognomie zum erstenmal auf die beiden Briefe desselben hinwies, die von K. Wagner in seinen „Briefen an J. H. Merck von Goethe, Herder, Wieland und anderen bedeutenden Zeitgenossen" bereits im Jahre 1835 zu Darmstadt veröffentlicht worden waren (Nr. 172 und 176). — Appell's Arbeit wurde an Ausführlichkeit, aber nicht an Vertiefung übertroffen von Ludmilla Assing in ihrem Buche „Sophie von La Roche, die Freundin Wieland's" Berlin 1859, worin namentlich die Werke Sophie's auch für La Roche gründlicher ausgebeutet werden. Auf L. Assing und Sophie's Autobiographie gehen G. Zimmermann's Angaben in seinem Werke „J. H. Merck, seine Umgebung und Zeit", Frankfurt a. M. 1871 zurück. — Zimmermann's Darstellung ist endlich von H. Pfannenschmid in seiner sorgfältigen Ausgabe von „G. K. Pfeffel's Fremdenbuch". Colmar i. E 1892 für La Roche's Lebensbeschreibung zugrunde gelegt worden. Schon lange vor Pfannenschmid hatte aber L. F. Ofterdinger in seinem hübschen Buche über „Christoph Martin Wieland's Leben und Wirken in Schwaben und in der Schweiz", Heilbronn 1877 das biographische Material für den Freund des Dichters bedeutend vermehrt, und zwar namentlich durch Hinweis auf Wieland's Angaben, unter welchen neben seinen Briefen besonders die Aufzeichnungen K. A. Böttiger's im ersten Bande des Werkes „Litterarische Zustände und Zeitgenossen, Leipzig 1838" und in dem von seinem Sohne C. W. Böttiger redigierten Aufsatz „Chr. M. Wieland nach seinen Freunden und eigenen Äußerungen" in Raumer's „Historischem Taschenbuch" 10. 1839. hervorzuheben sind. Erst durch die Erschließung dieser Quellen ist in La Roche's Jugendgeschichte einige Klarheit gekommen, und ebenso ist erst durch die schätzenswerten Mitteilungen Ofterdinger's über den Grafen Friedrich von Stadion, der auch schon längst eine monographische Darstellung verdient hätte, die notwendigste Grundlage für das Verständnis seines Entwicklungsganges gewonnen worden.

Auf diesem von Goethe, Wielano, Sophie von La Roche, Gruber, Stramberg, Appell, L. Assing, Ofterdinger und Zimmermann gelegten Grundstock soll nun unsere Skizze in der Weise aufgebaut werden, daß die von diesen Forschern benützten Quellen auf's neue geprüft und vollständiger ausgebeutet, das daraus Gewonnene in einen sachlich und chronologisch richtigen Zusammenhang gebracht und aus anderen bisher noch nicht verwerteten Quellen ergänzt wird. Für die Ergänzung unseres Materials hat besonders die neuere Goethe- und Wieland-Forschung durch Erklärung bekannter und Herausgabe neuer Originaltexte und durch litterarhistorische Abhandlungen über solche im einzelnen sehr wertvolle Beiträge geliefert.

Was zunächst Goethe betrifft, so sind hier folgende Werke zu nennen: Vor allem:

Briefe Goethe's an Sophie von La Roche und Bettina Brentano. Hsg. von G. von Loeper, Berlin 1879. Dann:

Goethe, Dichtung und Wahrheit. Hsg. von G von Loeper. Berlin. Hempel.

Goethe, Wahrheit und Dichtung. Hsg. von H. Düntzer. Stuttgart. (Kürschner's deutsche Nat.-Litt.).

Goethe, Naturwissenschaftliche Schriften. Hsg. von R. Steiner. 1. Bd. Stuttgart (Kürschner's deutsche Nat.-Litt.).

Goethe-Briefe aus F. Schlosser's Nachlaß. Hsg. von J. Frese. Stuttgart 1887.

Goethe's Briefe an Frau von Stein. Hsg. von A. Schöll, 2. A. Frankfurt a. M.

F. Strehlke, Goethe's Briefe 1. T. Berlin 1882.

Für einzelne Stellen in Wieland's Werken lieferten des Dichters eigene und Gruber's Anmerkungen in der Göschen'schen Ausgabe Leipzig 1839 und ebenso H. Pröhle's Erklärungen zu seiner Auswahl (Kürschner's deutsche Nat.-Litt.) manches Brauchbare. Pröhle wiederholt auch dasjenige, was Ofterdinger über La Roche's Jugend ermittelt hat. Ferner zogen wir noch die erste Ausgabe des „Agathon" (Frankfurt und Leipzig 1766—1767) und den 2. Band der „Poetischen Schriften" (Zürich 1762) zu Rate. Das Wichtigste war aber folgenden Briefsammlungen zu entnehmen:

Ausgewählte Briefe. Zürich 1815.

Auswahl denkwürdiger Briefe. Hsg. von L. Wieland. Wien 1815.

Briefe an Sophie von La Roche. Hsg. von F. Horn. Berlin 1820.

Neue Briefe — vornehmlich an Sophie von La Roche. Hsg. von R. Hassencamp. Stuttgart 1894.

Ungedruckte Briefe — Mitgeteilt von L. Hirzel (Archiv für Litt.-Gesch. 7. 1878.).

Ungedruckte Briefe an Isaak Iselin. Mitgeteilt von J. Keller (Archiv für Litt.-Gesch. 13. 1885.).

Zwei Briefe. Mitgeteilt von J. Crüger (Archiv für Litt.-Gesch. 13. 1885).

Einiges verdanken wir auch folgenden Abhandlungen:

R. Boxberger „Wieland's Beziehungen zu Erfurt" (Jahrbb. der K. Akademie gemeinnütz. Wissensch. zu Erfurt 1870).

H. Herchner „Die Cyropädie in Wieland's Werken" Progr. Berlin 1892—1896.

A. Köllmann „Wieland und Shakespeare" Progr. Remscheid 1877.

G. Luz „Beiträge zur Geschichte der ehemaligen Reichsstadt Biberach". Biberach 1896.

H. Pröhle „Lessing, Wieland, Heinse" Berlin 1877.

B. Seuffert, „Wieland's Berufung nach Weimar" (Vierteljahrsschrift für Litt.-Gesch. 1. 1888).

B. Seuffert, „Wieland's Erfurter Schüler vor der Erfurter Inquisition" (Euphorion 3. 1896).

Unter diesen Arbeiten ist die an letzter Stelle genannte von Seuffert für unseren Zweck die interessanteste.

Von Sophie's zahlreichen Werken ließen sich, abgesehen von „Melusinen's Sommerabenden", noch folgende verwerten:

Geschichte der Fräulein von Sternheim. Hsg. von Wieland. Leipzig 1771.

Rosalien's Briefe an ihre Freundin Marianne von St. . . 1.—3. Bd. Altenburg 1779—1781. 4. Bd. (Rosalie und Cleberg auf dem Lande). Offenbach 1791.

Joseph II. nahe bei Speier im Jahr 1781. Speier. (29. Mai 1781).

Pomona für Teutschlands Töchter. Speier 1783—1784 (Aus Jahrg. 1784 namentlich die auch unter dem Titel:

Weldone. Speier 1785 separat erschienene moralische Erzählung „Das wahre Glück ist in der Seele des Rechtschaffenen").

Tagebuch einer Reise durch die Schweiz. Altenburg. 1786.

Journal einer Reise durch Frankreich. Altenburg. 1787.

Briefe an Lina. 4. A. Leipzig. 1807.

Briefe über Mannheim. Zürich 1791.

Tagebuch einer Reise durch Holland und England. 2. A. Offenbach 1791.

Erinnerungen aus meiner dritten Schweizerreise. Offenbach 1793.

Mein Schreibetisch. Leipzig 1799.

Schattenrisse abgeschiedener Stunden in Offenbach, Weimar und Schönebeck (=Reise von Offenbach nach Weimar und Schönebeck) im Jahre 1799. Leipzig 1800.

Fanny und Julia. Leipzig 1801—1802.

Liebehütten. Leipzig 1804.

Herbsttage. Leipzig 1805.

In einigen von diesen Schriften hat Sophie ihrem Gatten selbst ein Denkmal gesetzt: Im ersten Teil ihrer „Sternheim" ist, wie sie in einem (ungedruckten) Brief an G. Jacobi verrät, La Roche hinter dem Freund des „Gelehrten" zu suchen, unter welchen sich Wieland verbirgt, und auch Oberst Sternheim und Lord Rich haben einige Züge von ihm. — In „Rosalien's Briefen" ist einer Angabe in den „Briefen über Mannheim" zufolge La Roche das Urbild des Onkels, Geheimrat Georg Frank, und ebenso hat auch Cleberg manches mit ihm gemein. — In „Weldone" ist nach Riddershoff's zutreffender Bemerkung La Roche in Herrn Felsen wieder zu erkennen.[1]) In ihren übrigen Werken, namentlich in ihren Reiseschilderungen, teilt Sophie gelegentlich einige Züge aus dem Leben ihres Gatten mit. Sie mag dieselben zum Teil autobiographischen Aufzeichnungen und Tagebüchern La Roche's entnommen haben, wie sie solche in „Rosalien's Briefen" erwähnt.

Zu diesen Schriften Sophie's gesellen sich noch folgende Briefe von ihr:

Brief an Pfeffel. Mitgeteilt von J. Keller (Archiv für Litt.-Gesch. 12. 1884).

Briefe an J. G. Jacobi. Mitgeteilt von E. Martin (=Ungedruckte Briefe von und an J. G. Jacobi in: Quellen und Forschungen zur Sprach- und Cultur-Gesch. 2. Straßburg 1874).

Briefe an denselben. (In G. Jacobi's Nachlaß auf der Freiburger Universitätsbibliothek; s. Martin a. a. O. S. 26, 29).

Von Arbeiten über Sophie zogen wir folgende bei:

W. Buri „Beitrag zu einer Biographie der verewigten Sophie von La Roche" (Der Neue Teutsche Merkur vom Jahre 1808 III).

Derselbe „Totenfeier am Grabe der verewigten Frau Sophie von La Roche" (Der Neue Teutsche Merkur vom Jahre 1807 I).

H. Funk. Briefliche Mitteilung über ungedruckte Briefe von Sophie von La Roche im Nachlaß von Lavater und Sarasin.

M. Koch „Sophie von La Roche" (Allgem. Encyklopädie der Wissensch. und Künste 1888).

K. Riddershoff, „Sophie von La Roche, die Schülerin Richardson's und Rousseau's" (Gött. Diss) Einbeck 1895.

E. Schmidt, „Marie Sophie La Roche" (Allg. Deutsche Biographie).

Derselbe „Richardson, Rousseau und Goethe". Jena 1875.

An diese Quellen reihen sich passend solche Schriften an, die entweder von Freunden Sophie's herrühren oder von solchen handeln. Wir benützten, abgesehen von den schon genannten Büchern von Martin, Wagner und Pfannenschmid, folgende:

Briefe von Julie von Bondeli an Sophie von La Roche. Mitgeteilt von R. Hassencamp (Euphorion 4. 1897).

E. Bodemann, „Julie von Bondeli", Hannover 1874.

Derselbe, „J. G. Zimmermann". Hannover 1878.

Briefe von und an G. A. Bürger. Hsg. von A. Strodtmann. 2. Bd. Berlin 1874.

Briefwechsel zwischen Gleim und Heinse. Hsg. von K. Schüddekopf (Quellenschriften zur neueren deutschen Litt.- und Geistes-Gesch. Hsg. von A. Leitzmann 2. 4.) Weimar 1894—1895.

W. Heinse's sämtliche Schriften. Hsg. von H. Laube. 8. Bd. Leipzig 1838.

J. Schober, „J. J. W. Heinse". Leipzig 1882.

F. H. Jacobi's auserlesener Briefwechsel. Leipzig 1825—1827.

Aus F. H. Jacobi's Nachlaß. Hsg. von R. Zoeppritz. Leipzig 1869.

(von Ittner), „J. G. Jacobi's Leben". (J. G. Jacobi's sämtliche Werke 7. Bd. 3. A. Zürich 1819).

Briefe Jung Stilling's an Sophie von La Roche. Mitgeteilt von R. Hassencamp (Euphorion 2. 1895).

H. Stilling's häusliches Leben. 4. A. Stuttgart 1828.

K. L. von Knebel's litterarischer Nachlaß und Briefwechsel. Hsg. von K. A. Varnhagen von Ense und Th. Mundt. 1. Bd. 2. A. Leipzig 1840).

Briefe von Lenz an Sophie von La Roche. Mitgeteilt von R. Hassencamp (Euphorion 3. 1896).

E. Schmidt, „Lenz und Klinger". Berlin 1878.

Briefe an und von J. H. Merck. Hsg. v. K. Wagner. Darmstadt 1838.

Briefe aus dem Freundeskreise von Goethe, Herder, Höpfner und Merck. Hsg. von K. Wagner. Leipzig 1847.

Ungedruckte Briefe Merck's an Wieland (Im neuen Reich 1877 I).

A. Nicolovius „J. G. Schlosser's Leben und litterarisches Wirken“. Bonn 1844.

G. K. Pfeffel's Reise in die Pfalz im Jahre 1783 (Alsatia. Hsg. von A. Stöber. N. R. 1868—1872. Colmar 1873).

Schiller's Briefe. Hsg. von F. Jonas. Stuttgart.

K. Weinhold, „H. Chr. Boie“. Halle 1868.

Auf diese Schriften lassen wir das Quellenmaterial folgen, das mit La Roche's Persönlichkeit in einem unmittelbareren Zusammenhang steht. Hier würden ohne Zweifel die Briefe Sophie's an Wieland, unter denen sich vielleicht auch das eine und das andere Schreiben von ihrem Gatten befindet, noch manchen schätzenswerten Aufschluß geben. Allein sie liegen, abgesehen von einigen Notizen, welche Seuffert daraus bekannt gemacht hat, noch unveröffentlicht auf der K. Bibliothek zu Dresden. Ebenso dürften sich in dem Nachlasse von Iselin noch Briefe von La Roche vorfinden, und überhaupt ließe sich das Material zu seiner Biographie noch aus Briefen, Tagebüchern und Memoiren seiner Zeitgenossen vermehren. So, wie die Dinge bis jetzt liegen, konnten wir, abgesehen von den beiden bereits erwähnten Briefen an Merck, nur noch einen Brief La Roche's an G. Jacobi ausfindig machen und benützen, der sich in dem handschriftlichen Nachlasse des Dichters auf der Freiburger Universitätsbibliothek vorfindet, aber von Martin a. a. O. fälschlich als ein Schreiben Sophie's bezeichnet wird. Außerdem ist hier zu nennen das einzige Werk La Roche's (S. u. S. 123), die „Briefe über das Mönchswesen von einem katholischen Pfarrer an einen Freund“ 1771. — und die von J. K. Riesbeck unter demselben Titel 1780—1781 in drei Teilen herausgegebene Fortsetzung derselben.

Im Zusammenhang mit den „Mönchsbriefen“ zogen wir bei:

„Biographisches Denkmal Riesbecks“. Kempten 1786 (d. h. einen Auszug aus diesem Werk im Anhang [4 Abt.] zum 53.—86. Bde. der Allg. deutschen Bibliothek).

K. G. Bockenheimer, „J. K. Riesbeck“ (Allg. deutsche Biographie).

Weingarten, „Mönchtum“ (Herzog's Realencyklopädie für protestantische Theologie 2. A.).

B. Winer, Handbuch der theolog. Litt. 2. A. Leipzig 1826.

H. Brück, „Die rationalistischen Bestrebungen im katholischen Deutschland“. Mainz 1865.

Justini Febronii Icti Buch von dem Zustand der Kirche. Wardingen 1764.

O. Mejer, „Febronius. Weihbischof Johann Nicolaus von Hontheim und sein Widerruf“. Tübingen 1880.

Derselbe, „Zur Geschichte der römisch-deutschen Frage“ Bd. 1. Rostock 1871.

J. Horix, „Tractatiuncula de fontibus juris canonici Germanici“ Mogunt. 1758 (J. U. von Cramer, Wetzlarische Nebenstunden 98. T. Ulm).

F. H. Reusch, „Der Index der verbotenen Bücher“ 2. Bd. Bonn 1885.

(Chr. von Stramberg), „Der Triumph der Philosophie im 18. Jahrhundert“. 2. T. Germantown 1803.

Auf eine La Roche sehr nahe stehende, dennoch aber lange unbeachtet gebliebene Quelle für die Geschichte seines Lebens hat in neuerer Zeit aufmerksam gemacht J. B. Diel. S. I., „Clemens Brentano“ 1. Bd., Freiburg i. B. 1877, nämlich auf die allerdings nur mit großer Vorsicht zu verwertenden Angaben seiner Enkelin (Bettina von Arnim), „Die Günderode“. Grünberg und Leipzig 1840, wozu noch ergänzend hinzutritt:

Dieselbe, „Frühlingskranz“ 1. Bd. Charlottenburg 1844.

Der relative Wert von Bettina's Angaben ist am besten zu beurteilen nach Loeper's obengenanntem Werke, außerdem auch noch nach:

Historisch-politische Blätter 1845 (Auff. über Clemens Br.).

H. Grimm, „Bettina von Arnim“ (Goethe-Jahrbuch 1. 1880).

Über einzelne Stationen von La Roche's Leben und über seine gesellschaftlichen Verbindungen namentlich mit der Familie von Stadion und über diese selbst konnten wir verwerten:

A. von Arneth, „Geschichte Maria Theresia's“ 10. Bd. Wien 1879.

J. Berberich, „Geschichte der Stadt Tauberbischofsheim“ T. B. 1895.

K. G. Bockenheimer, „Beiträge zur Geschichte der Stadt Mainz“. 5. Heft Mainz 1882.

A. Dominicus, „Koblenz unter dem letzten Kurfürsten von Trier Clemens Wenzeslaus 1768—1794“. Koblenz 1869.

H. Ehrensberger, „Zur Geschichte der Beneficien in Bischofsheim a. T.“ (Freiburger Diöcesan-Archiv 23. 1893).

Derselbe, Briefliche Mitteilung eines Aschaffenburger Dekrets vom 23. Okt. 1757 über die Amtsübergabe des Tauberbischofsheimer Oberamtmanns Grafen Friedrich von Stadion an seinen Sohn Franz (a. d. Karlsruher General-Landesarchiv.)

J. F. Engelschall, „J. H. Tischbein — als Mensch und Künstler dargestellt — nebst einer Vorlesung von W. J. C. G. Casparson“. Nürnberg 1797.

Kirchenbücher der katholischen Gemeinde Tauberbischofsheim.

Lefer, „Emmerich Joseph Kurfürst von Mainz“ (Allg. Deutsche Biographie).

Keuffer, Briefliche Mitteilung über das Vorkommen von La Roche in den kurtrierischen Hof- und Staatskalendern.

K. F. Linger, „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des K. K. Hofrates H. G. von Bretschneider 1739–1810". Wien und Leipzig 1892.

J. A. de Luc, „Physikalische und moralische Briefe über die Geschichte der Erde und des Menschen". Aus dem Franz. übers. 2. Bd. Leipzig 1782.

A. Mashoffer, Briefliche Mitteilung über das Vorkommen von La Roche in den kurtrierischen Hof- und Staatskalendern.

J. Marx, „Geschichte des Erzstifts Trier." 3. Abt. Trier 1864,

J. H. Merck, „Troisième lettre sur les os fossiles — adressée à Mr. Forster". Darmstadt 1786. 4°.

A. Messer, „J. J. F. Steigentesch's Abhandlung von Verbesserung des Unterrichts der Jugend in den Kurfürstlich Mainzischen Staaten 1791". Progr. Gießen. 1896—1899.

Derselbe, „Die Reform des Schulwesens im Kurfürstentum Mainz unter Emmerich Joseph (1763—1774)". Mainz 1897.

N. Müller, „Die sieben letzten Kurfürsten von Mainz und ihre Zeit". Mainz 1846.

C. Th. Perthes, „Politische Zustände und Personen in Deutschland zur Zeit der französischen Herrschaft". 2. A. Gotha 1862.

E. Pirazzi, „Bilder und Geschichten aus Offenbach's Vergangenheit". Offenbach 1879.

(J. K. Riesbeck), „Briefe eines reisenden Franzosen über Deutschland" 1783.

Handschriftliches Verzeichnis der Tauberbischofsheimer Oberamtmänner bis 1718 (Im Besitz des Herrn E. Rincker in Tauberbischofsheim).

J. M. von Sailer's sämtliche Schriften 21. Bd. N. A. Sulzbach 1839 (Über Heggelin).

Chr. von Schmid, „Erinnerungen aus meinem Leben" 2. Bdchn. Augsburg 1853 (Über denselben).

Hausleitner's Schwäbisches Archiv 1. 1790. (Über J. J. Brechter).

Schubart's Leben und Gesinnungen. (Gesammelte Schriften 1. Bd. Stuttgart 1839: Über denselben).

Schaab, „Geschichte der Stadt Mainz. 2. Bd. Mainz 1844.

J. G. Scotti, „Sammlung der Gesetze und Verordnungen, welche in dem vormaligen Churfürstentum Trier — ergangen sind." 3. T. (1768 bis 1802). Düsseldorf 1832.

Chr. von Stramberg, „Rheinischer Antiquarius" 1. Abt. 1. Bd. Koblenz 1851.

E. Vehse, „Geschichte der deutschen Höfe seit der Reformation" Bd. 45—47. Hamburg 1859.

Voltaire, Oeuvres complètes P. 38. Paris, Garnier 1880.

K. A. Varnhagen von Ense, „Voltaire in Frankfurt a. M. 1753" (Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften. 8. Bd. Leipzig 1859).

Reichs- und Staats-Handbuch, Neues genealogisch-schematisches. Frankfurt a. M. bei F. Varrentrapp 1749.

F. Walter, „Geschichte des Theaters und der Musik am kurpfälzischen Hofe“. Leipzig 1898.

F. v. Weech, „Römische Prälaten am deutschen Rhein 1761—1764“. Heidelberg 1898 (Neujahrsbl. d. bad. hist. Komm. N. F. 1).

J. Wille, „Bruchsal. Bilder aus einem geistlichen Staat im 18. Jahrhundert“. Karlsruhe 1897. (Neujahrsbl. d. bad. hist. Komm. 7)

G. Wolfram, Briefliche Mitteilungen über das Vorkommen des Namens De La Roche in den Kirchenbüchern von Metz.

C. von Wurzbach, „Biographisches Lexikon des Kaisertums Österreich“. 37. T. (Artikel über Friedrich von Stadion). Wien 1878.

J. H. Wyttenbach et M. F. J. Müller, „Gesta Trevirorum“ Vol. III. August. Treviror. 1839 4°.

J. H. Wyttenbach, „Auswahl von Briefen berühmter Personen ꝛc.“ Progr. Trier 1829.

J. G. Zimmermann, „Über die Einsamkeit“ 4. T. Karlsruhe 1785.

Am Schlusse dieser Quellenübersicht möchten wir es nicht unterlassen, allen denjenigen, welche uns durch briefliche oder mündliche Mitteilungen freundlichst unterstützt haben, sowie den Beamten der Universitätsbibliotheken von Freiburg i. B., Göttingen, Heidelberg, Tübingen und Würzburg, der K. Bibliotheken in Berlin, München und Stuttgart und der Bürgerschulbibliothek in Offenbach für ihr liebenswürdiges Entgegenkommen aufrichtigst zu danken.

Wir haben das Quellenmaterial deshalb bereits in der Einleitung so ausführlich angegeben, damit wir unsere Darstellung nicht fortwährend durch Litteratur- und Stellenangaben unterbrechen müssen. Der sachkundige und kritische Leser wird auch ohne solche speziellen Nachweise leicht wahrnehmen, daß wir bemüht waren, uns jeweils so eng als möglich an die zuverlässigsten Quellen anzuschließen[1]) und uns von jeder in den Stoff hineingetragenen Tendenz fernzuhalten. Wer allerdings an der unserem Gegenstande immanenten Tendenz der fortschreitenden Kulturentwicklung Anstoß nimmt und die gesamte Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts schlechtweg als die „sogenannte“ Aufklärung bezeichnet, der thut besser daran, nichts über dieselbe zu lesen.

Tauberbischofsheim im Sommer 1899.

R. Asmus.

I.

La Roche's Herkunft und Beziehungen zu Tauberbischofsheim.

In dem katholischen Taufbuch des früher kurmainzischen, jetzt Gr. badischen Städtchens Tauberbischofsheim findet sich unter dem vierten April des Jahres 1720 folgender Eintrag:

„Joannes adamus Franck chyrurchus, filius posthumus C'o Georgius Michael Antonius, levante nobili D'no Michaele Conrado Fleischmann Ecclesia' Metropolitana' Moguntina' factore".

In der ersten, mit dem Namen des Vaters beginnenden Zeile ist vom vierten Wort an von späterer Hand übergeschrieben:

„et mater Anna Catharina", ohne Angabe eines Geschlechtsnamens. Die Bemerkung „filius posthumus" findet durch das Totenbuch vom Jahr 1720 ihre Bestätigung, wo es unter dem 26. März heißt:

„D. Jo'es Adamus Franck senator et chyrurgus subitanea morte".

Der Verstorbene wird in den Kirchenbüchern seit 1697 „Senator" und seit 1710 „Senator supremus" genannt; er war am 30. April 1657 geboren als Sohn des „Dominus Hermannus Franck Factor" und hätte demnach in dem hohen Alter von 62 Jahren noch einen Sohn gezeugt. Sein Vater wird in den Standesregistern „Dompropsteyischer Faktor" d. h. „kurmainzischer Rentmeister" tituliert, und diese Würde, welche bei seinen Nachkommen noch bis ins 18. Jahrhundert erblich blieb, bekleidete auch der Taufpate seines Enkels. Entsprechend dem Prädikate „nobilis", das Fleischmann in unserem Eintrag erhält, heißt er gelegentlich auch ausdrücklich „de Fleischmann[1])". Die Familie Franck ist in Tauberbischofsheim schon im 16. Jahrhundert nachweisbar, denn bereits im Jahr 1590 wird

ein Johann Franck als Caplan erwähnt; Theologie studierte auch Veit Karl Franck, ein Sohn des Factors. Daß die Familie von alters her Fühlung mit den kurmainzischen Beamtenkreisen hatte, geht auch daraus hervor, daß im Jahr 1622 am 13. März der kurmainzische Oberamtmann Freiherr Franz von Sikkingen einen Sohn des Rentmeisters Franck über die Taufe hob. Auf diesen Hermann Franck, der allerdings schon im Jahr 1664 starb, bezieht sich wohl auch eine Inschrift auf einem Fenstersturz des durch seine grotesken Fratzenkonsolen auffallenden Hauses am Marktplatz von Tauberbischofsheim. Sie lautet:

„Joannes Hermannus Franck 1670" und ist auch deshalb merkwürdig, weil sie zusammen mit den Kirchenbüchern die Schreibung Franck mit ck bestätigt, während der der Tauberbischofsheimer Tradition zufolge in dem genannten Hause geborene Georg Michael seinen Familiennamen stets mit bloßem k schrieb.

Soviel geht aus diesen genealogischen Angaben hervor, daß der im Jahre 1720 geborene Knabe einer durch Besitz, Bildung, Connexionen und sociale Stellung hervorragenden Familie entstammte. Sophie von La Roche sagt einmal ganz bestimmt, ihr Gatte, d. h. der Onkel Frank in „Rosaliens Briefen", sei der Sohn eines „Gelehrten" gewesen. Georg Michael war nach Ausweis der Taufbücher das 13. Kind seines Vaters: zwei seiner Geschwister stammten aus der ersten (1685—1689) und fünf aus der zweiten Ehe (1690—1704) des Chirurgen Franck. Die Mutter der fünf letzten ist aus den Kirchenbüchern nicht nachzuweisen, ebensowenig, ob sie mit der bloß als „Anna Catharina" eingetragenen Mutter des letzten Sohnes identisch ist. Man wird zugeben, daß der an und für sich schon seltsame Taufeintrag angesichts der dargelegten Verhältnisse nur noch rätselhafter wird.

Als Georg Michael Franck zur Welt kam, war der im Jahr 1691 geborene Reichsgraf Anton Heinrich Friedrich von Stadion zu Thann- und Warthausen seit zwei Jahren kurmainzischer Oberamtmann in Tauberbischofsheim und residierte als solcher während der langen Dauer seiner Amtszeit von 1718—1757 zeitweilig in dem unweit von dem Franck'schen Hause gelegenen kurmainzischen Schlosse. Er vermählte sich erst am 27. Juni 1724

mit einem Freifräulein von Sikkingen, nachdem er sich vorher in mancherlei Liebeshändel eingelassen hatte. Seine Gattin gebar ihm einen Sohn, der jedoch laut Totenbuch schon am 15. Oktober 1726 in Tauberbischofsheim verstarb. Mit diesem wohl vorauszusehenden Todesfall seines Erstgeborenen hängt es vielleicht irgendwie zusammen, daß der Graf ungefähr um dieselbe Zeit sich des kleinen Georg Michael Franck väterlich annahm. Wie dies geschehen sein soll, erfahren wir von Wieland:

„Um sich die Zeit zu vertreiben, ließ er (der Graf) aus dem Städtchen[1]) am Weihnachtsabend alle Kinder aufs Schloß holen und bescheerte ihnen. Unter diesen Kindern war auch ein sehr drolliger 5jähriger Junge Frank, dessen Vater ein geschickter Chirurg im Städtchen gewesen war und ein ansehnliches Vermögen hinterlassen hatte. Der Graf fragte ihn aus, und überall wußte ihm der Junge trefflich Bescheid zu geben. „Nun Michel, sagte der Graf beim Weggehen, komme bald wieder". Dem kleinen Michel stieg diese Caresse so zu Kopf, daß er bei Tagesanbruch in der Nachtjacke seiner Mutter heimlich davon lief und in der größten Kälte aufs Schloß spazierte, wo er durchaus zum gnädigen Grafen gelassen zu werden verlangte. Auf sein ungestümes Drängen ging endlich der Kammerdiener wirklich ins Schlafzimmer und sagte dem eben erwachenden Herrn das kleine Abenteuer. „Bringt mir den Jungen herein!" Und der kleine Michel trat ganz erstarrt und blau vor Frost zum Grafen ans Bette. „Junge, sagte der Graf, diese Liebe will ich dir gedenken!" Sogleich hob er ihn zu sich ins Bette und legte ihn zwischen sich und seine Gemahlin, wo er ihn wieder erwärmte und erquickte. Noch an demselben Tage setzte der Graf der Mutter dieses Jungen solange zu, bis sie endlich einwilligte, ihm das Kind ganz zu überlassen, und nun trat Stadion selbst in Vaterstelle, lehrte den Jungen selbst die Elemente aller Dinge, Lesen, Schreiben, Französisch".

So einfach und zugleich so romantisch lautet die Adoptionsgeschichte des Mannes, der durch eine merkwürdige Fügung des Schicksals der Großvater Clemens Brentano's, des Romantikers par excellence, werden sollte. Wir können die Angaben über seinen ersten Unterricht dahin ergänzen, daß

darin wohl auch Zeichnen und Musik einbegriffen war, da er sich später in diesen beiden Künsten auszeichnete. Dem Grafen verdankte er, wie er später dankbar anerkannte, überhaupt den Anbau seiner Talente, seines Charakters, seiner Menschen- und Weltkenntnis und seines Glückes.

Friedrich von Stadion brachte als Sohn des kurmainzischen geheimen Rats, Kanzlers und Großhofmeisters Johann Philipp von Stadion seine Amtsthätigkeit vorwiegend im Dienste des Kurfürstentums Mainz zu. Er wurde nacheinander geheimer Rat, Hofmarschall und erster Hof- und Staatsminister (geheimer Conferenzminister), erwarb sich dabei aber als Reichsgraf auch gleichzeitig das Prädikat eines kaiserlichen wirklich geheimen Rats, das auch sein Vater schon geführt hatte. Vor seinem Eintritt in die öffentliche Laufbahn hatte er auf seiner Cavalierstour die Höfe von Holland, Frankreich und Italien besucht und namentlich auf französischem Boden viele für seine künftige Geistesrichtung bestimmenden Bildungseindrücke empfangen. Nachdem er bereits von seinem zwanzigsten Jahre an aus dem „Espion Turc" alle Spöttereien gegen das Christentum gierig eingesogen hatte, machte er hier die persönliche Bekanntschaft Voltaire's und nahm gerne dessen Ansichten über Glaubenssachen im allgemeinen und über die Jesuiten im besonderen an. Die aufgeklärte französische Litteratur liebte er nach Wieland's Zeugnis „bis zur Raserei" und blieb auch später mit dem glänzendsten Vertreter derselben, mit Voltaire, in dauernder Verbindung. Er war in jedem Sinne des Wortes sein Zögling geworden.

Voltaire erinnerte sich später in einer für ihn sehr unangenehmen Lage wieder an seinen ehemaligen Schüler. Wenigstens ist es mehr als wahrscheinlich, daß die drei Briefe, die er während und nach seinem unfreiwilligen fünfwöchentlichen Aufenthalt in Frankfurt a. M. im Sommer 1753 von hier aus und in Mainz an einen hochstehenden Diplomaten schrieb, um aus Friedrichs des Großen Gewalt zu kommen, an den Grafen von Stadion gerichtet sind.

Unter diesen Umständen ist es von vornherein begreiflich, wie es kam, daß Stadion's Pflegesohn, obgleich er zu einem künftigen Diener eines geistlichen Kurstaates erzogen werden sollte, dennoch von Jugend an ganz unter dem Einfluß der

französischen Aufklärung stand. Nach Wieland's Bericht wäre die Gallomanie des Grafen auch die einzige und ausschlaggebende Ursache gewesen, warum er den deutschen Namen Frank, den sein Schützling führte, nicht leiden konnte und ihn daher in La Roche umwandelte. Man könnte die Wahl dieses französischen Namens sehr leicht begreifen, wenn sich irgend eine Beziehung zu dem früher von La Roche geführten nachweisen ließe. Das Bestreben, eine solche herzustellen, hat wohl zu dem zuerst bei Stramberg auftauchenden Mythus geführt, er habe ursprünglich „Frank von Lichtenfels" geheißen, woraus spätere sogar Lindenfels gemacht haben. Daß man es jedoch hier lediglich mit einer ätiologischen Legende zu thun hat, zeigen die Kirchenbücher durch ihr gänzliches Verschweigen dieses Adelszusatzes.

Eine viel einleuchtendere Erklärung für den Namen „La Roche" giebt die Enkelin seines Träger's, Bettina von Arnim, in ihrer „Günderode", und zwar unter ausdrücklicher Berufung auf ihre Großmutter Sophie von La Roche. Schon deswegen darf ihr Bericht, der auch an und für sich eines charakteristischen Reizes nicht entbehrt, hier nicht fehlen:

„Dann erzählte sie mir, so sagt Bettina in ihrem krausen Deutsch, von dem Ahnherrn unseres Großvaters, der im dreißigjährigen Krieg sei auf dem Schlachtfeld gefunden bei Duttlingen[1]), wo die Franzosen eine große Niederlage erlitten, als Fahnenjunker, die Fahne um den Leib gewickelt und die Stange durch Brust und Leib gestoßen und eingehauen, und sein Bruder auch tot über ihm gelegen, der hat die Fahne schützen wollen und mit seinem Leben bezahlt; sie waren in französischen Diensten, das hat der große Condé gesehen und gesagt „ferme comme une roche"; da sie sonst Frank von Frankenstein[2]) geheißen, so haben sie jetzt sich genannt La Roche, weil der König der Witwe seines Bruders, der auch in jenem Gefecht geblieben, ein Landgut geschenkt hat und ihnen drei Fahnen zu dem Fels ins Wappen gegeben".

So hübsch und romantisch diese Erzählung sich liest, so unhistorisch ist sie. Denn so wenig sich das angebliche „von Lichtenfels" urkundlich nachweisen läßt, so wenig ist Bettina's „von Frankenstein" aus irgend einer Quelle zu belegen. Zudem zeigt das Wappen, das die Familie Franck thatsächlich

führte, gar keinen Felsen und keine drei Fahnen: Es ist an La Roche's Geburtshaus in der mittelsten Console eingehauen, verrät sich durch sein geschlossenes Visier als ein bürgerliches und hat ein offenbar nur dekorativ ornamentiertes Schild. Es liegt demnach auch bei Bettina nichts als eine zum Behuf der Namenserklärung erfundene Geschichte vor; der Name La Roche sollte kein zufälliger, sondern ein mit einer tieferen Bedeutung gegebener sein, wie auch schon Sophie gerne eine solche darin fand. In diesem Sinne nennt sie ihren Gatten nach seinem politischen Schiffbruch in ihrem „Weldone" Herrn „Felsen" und ähnlich spielt sie mit dem Namen, wenn sie in einem Briefe an Merck die Teilnahme ihrer Freunde als „Felsengrund" bezeichnet. Zu alledem läßt sich Bettina's Geschichte als eine willkürliche Übertragung einer an sich wahren Überlieferung auf La Roche's Ahnen erweisen. Einige Elemente daraus verdankt sie nämlich thatsächlich ihrer Großmutter, nur gehen sie auf deren Vorfahren und nicht auf diejenigen ihres Gatten zurück. Sophie, die in ihrer „Sternheim" selbst zugiebt, sie sei nicht von altem Adel, giebt nämlich in ihren „Briefen von Lina" und in einem Briefe an Petersen über die Entstehung des Adels der Gutermann von Gutershofen Aufschluß. Sie erzählt hier, ihr Ur-Ur-Ahnherr, der Vater des Urgroßvaters ihrer Nichte Karoline, habe gegen Ende des 17. Jahrhunderts im Kriege gegen die Türken bei einem Überfalle der Abteilung, bei der er stand, die Feinde um den Triumph gebracht, die kaiserliche Standarte zu erbeuten. Er entriß dem getöteten Cornet die Standarte, welche man ihm nehmen wollte, brach die Stange entzwei, wickelte sich das Panier um den Leib, verteidigte es bis zum letzten Atemzug und wurde mit Stücken der auf seinem Leibe zerhauenen Standarte auf dem Schlachtfeld gefunden. Der Officier Gutermann würde deshalb nach seinem Tode in den erblichen Adelstand erhoben und in dem von der Familie schon von alters her geführten Wappen dem bewaffneten Manne eine kaiserliche Standarte beigegeben.

An der ganzen Erzählung Bettina's, die ihrer auch sonst bekannten genialen Phantasie alle Ehre macht, ist eines für uns interessant, daß sie nämlich ihren Großvater, bereits ehe er zu Stadion kam, La Roche heißen läßt. Damit weist sie uns,

ohne es zu wollen, auf den richtigen Weg zur Lösung dieser Namensfrage. Den deutlichsten Fingerzeig hiezu hatte jedoch schon lange vor Bettina ihr Urgroßvater selbst in seinen „Mönchsbriefen“ gegeben. Im ersten derselben sagt nämlich der Briefschreiber über seine Herkunft und seine Erziehung folgendes:

„Du weißt, daß unser gnädiger Herr Baron in Absicht meines seligen Vaters, seines lang gewesenen Kammerdieners und nachherigen Verwalters, und weil er meine l. Mutter geheiratet, gleich bei der Hochzeit versprochen, daß er für das erste Kind sorgen wolle“. — In dem zweiten Bande, der übrigens nicht von La Roche, aber von einem seinen Kreisen nahestehenden Verfasser stammt, wird im 17. Brief der Kammerdiener des gnädigen Herrn als Chirurg[1]) bezeichnet, der die Köchin aus politischen Ursachen heiratete und dadurch das Physikat bekam. „Hätte er, so heißt es weiter, die Mätresse eines großen Königs geheiratet, wäre er Minister geworden“. — Der Briefschreiber fährt dann fort: „Er mag nun freilich nicht gedacht haben —, daß diese Heirat Kinder hervorbringen würde, weil mein Vater sehr alt und meine Mutter ziemlich jung gewesen. Doch hat es der liebe Gott so geschickt, daß ich vor meiner Geburt meinen l. Vater verloren und meine Mutter, die — eine Französin ist —, mit mir niedergekommen. — [Du weißt], daß der rechtschaffene, der liebe gnädige Herr meine Mutter und mich — in sein Haus genommen hat und ich daselbst aufgewachsen bin.“ Der Schreiber dieses verlegt diese Aufnahme in das Schloß in sein drittes Lebensjahr und schreibt dann weiterhin, er habe, weil ihn seine l. Mutter in seiner Kindheit die französische Sprache gelehrt habe, Aussicht gehabt, später nach Metz zu seinen mütterlichen Verwandten zu kommen. Denn seine Mutter „sei aus adeligem französischem Geblüt, eine Officierstochter, die nur auf einige Jahre als Mamsell nach Deutschland gekommen, um etwas Geld zu erwerben“.

Diese Notizen, die sich so auffallend mit dem berühren, was wir bisher über La Roche's Herkunft und Erziehung mitgeteilt haben, enthalten augenscheinlich sehr schätzbare autobiographische Angaben des Verfassers der „Mönchsbriefe“, wodurch einerseits der dunkle Taufbucheintrag aufgehellt und andrerseits die Wieland'sche Erzählung wesentlich berichtigt

und ihrer poetischen Harmlosigkeit beraubt wird. Denn auch über La Roche's Mutter geben die „Mönchsbriefe" offenbar richtigen Aufschluß, da sich in Metz um die Wende des 17. und 18. Jahrhunderts nicht weniger als 7 Officiere des Namens De La Roche aus den Kirchenbüchern nachweisen lassen. Zudem wissen wir aus „Rosaliens Briefen", daß La Roche die Hochschulen von Lunéville und Nancy besuchte, woselbst auch Stadion's Söhne später studierten, und aus Sophie's holländischem Reisetagebuch, daß er sich thatsächlich auch einmal in Metz aufgehalten hat. Wenn sich nun auch freilich unter den in den Metzer Kirchenbüchern verzeichneten Angehörigen der Adelsfamilie De la Roche, die sich zu der „religion prétendue reformée" bekannte, keine „Anne Cathérine" findet — in einer früheren Generation kommt allerdings einmal eine „Anne De la Roche" vor —, so ist es dennoch nach all dem Gesagten mehr als wahrscheinlich, daß eine Trägerin dieses Namens La Roche's Mutter war, und zwar nicht von dem hochbejahrten Chirurgen Franck, sondern von dem Grafen Friedrich von Stadion, mit welchem er zu allem hin noch den Vornamen Anton gemein hat. Der Graf hatte die Französin wohl am Mainzer Hofe kennen gelernt, wenn er nicht etwa am lothringischen Hofe zu Nancy ihre Bekanntschaft gemacht hatte, an welchem La Roche in seiner Studienzeit auch eingeführt war. Zu dem etwas zweifelhaften Charakter seiner Abkunft von mütterlicher Seite stimmt auch die auffällige Thatsache, daß Sophie in ihren zahlreichen Schriften an keiner einzigen Stelle mit irgend einer Silbe der Mutter ihres Gatten gedenkt. Und doch konnte ihr Karoline Flachsland mit einem gewissen Rechte ihr beständiges Prahlen mit ihrem Gatten vorwerfen. Auf eine gewisse gesellschaftliche Inferiorität der Familie seiner Mutter, wie sie nach den „Mönchsbriefen" immerhin anzunehmen ist, läßt übrigens schon der protegierende Ton schließen, in welchem in „Rosaliens Briefen" von La Roche's mütterlichen Verwandten gesprochen wird. Der „Herr Baron" wird auch in den „Mönchsbriefen" ganz unzweideutig als der wahre Vater des Briefschreibers bezeichnet, und setzen wir den Grafen von Stadion an seine Stelle, so sprechen seine galanten Jugendabenteuer sehr für die Wahrscheinlichkeit unserer Vermutung. Ihr zufolge hätte somit der Graf, um das Kind

seiner Geliebten zu legitimieren, den alten Franck bewogen, diese zu heiraten, so daß es, als es nach dem plötzlichen Tode des Chirurgen zur Welt kam, zugleich dessen Namen und Confession erhielt. Als Stadion später nach seiner Verheiratung den Knaben, höchst wahrscheinlich unter dem Vorwande eines Ersatzes für seinen entweder hoffnungslos schwächlichen oder bereits verstorbenen Erstgeborenen, zu sich nahm, nannte er ihn einfach nach dem Namen seiner Mutter, den er aus leicht begreiflichen Gründen besser leiden mochte als den seines Pseudo-Vaters, der bloß vor der Welt für ihn selbst eingetreten war. So erklärt und bestätigt sich zugleich auf die allereinfachste Art das von Wurzbach mitgeteilte Gerede über La Roche, wonach man wissen wollte, er sei des Grafen natürlicher Sohn gewesen. Eine derartige Vermutung veranlaßte wohl auch Luz zu der Bemerkung, La Roche sei „angeblich" der Sohn eines Chirurgen Namens Frank gewesen. So gewinnt auch die leichtfertig unklare Angabe Bettina's, Stadion habe seinen Zögling „weit lieber gehabt als seine übrigen Söhne" einen vernünftigen Sinn. So wird es auch erst recht begreiflich, warum La Roche, sobald der alte Graf von Stadion gestorben war, seinen Halt in Warthausen verlor und verlieren mußte. So wundern wir uns auch nicht mehr darüber, daß für den großen Physiognomiker Lavater aus La Roche's Gesicht „der Minister Stadion transparent" war. So wird auch die auffallende Charakterähnlichkeit zwischen den beiden Männern und die väterliche Fürsorge des Grafen für seinen Zögling erst recht verständlich, und die wahrhaft kindliche Pietät La Roche's seinem Wohlthäter gegenüber erhält dadurch neben der moralischen noch eine rein natürliche Begründung. Endlich wird auch die religiöse Haltung La Roche's, den Pirazzi treffend einen „Auch-Katholiken von der laxesten Observanz" nennt, leichter erklärlich, wenn er thatsächlich der Sohn eines radikalen Voltairianers und einer reformierten Französin war.

Bei dieser Annahme fällt aber auch auf einen andern dunkeln Punkt in seinem Leben, auf seinen Adel, ein aufklärendes Licht. Obwohl er nämlich erst seit dem Jahre 1776 im kurtrierischen Hof- und Staatskalender als „Georg Michael des H. R. Reiches Edler von Frank genannt de la Roche"

geführt und damit wirklich als adelig bezeichnet wird, mußte er schon lange vorher durch die Form seines Namens diesen Anschein erwecken, zumal wenn dieser, wie von Wieland bereits im Jahre 1754, deutsch durch „von La Roche" wiedergegeben wurde. Er selbst setzt im Jahre 1771 unter einem Briefe an J. G. Jacobi dem Namen La Roche eine Verschlingung von Initialen vor, aus der man die Buchstaben G. M. F. v. herauslesen kann[1]). Dieses „von" bezw. „de" stellt sich somit angesichts des über seine Mutter Ermittelten als ein integrierender Bestandteil seines mütterlichen Namens dar, den er auf Stadion's Veranlassung von frühester Jugend an führte. Es ist daher nicht ganz korrekt, wenn Wieland im Anschluß an die Geschichte seiner Adoption durch den Grafen einfach sagt: „Sein Liebling hieß nun „La Roche" und in der Zukunft ließ er ihn sogar nobilitieren", denn thatsächlich hieß er schon von dieser Zeit an „De La Roche". Wenn L. Assing, ohne weitere Belege anzuführen, übereinstimmend mit dem Dichter behauptet, La Roche's Nobilitierung sei auf Stadion's Betreiben erfolgt, und dann noch hinzufügt, dies sei durch Joseph II. geschehen, so kann die Mitwirkung des Grafen dabei nur eine sehr mittelbare und vorbereitende gewesen sein; denn der Kaiser kam erst im Jahre 1765 zur Regierung, zu einer Zeit, wo sich Stadion schon längst vom politischen Leben zurückgezogen hatte, und im Jahre 1775, als La Roche wirklich geadelt wurde, war sein Gönner schon lange tot.

Kehren wir jedoch nach dieser langen kritischen Abschweifung zurück in das stille Schloß von Tauberbischofsheim und zu den Orten, wo La Roche die Tage seiner Jugend verlebte. Über seine ferneren Beziehungen zu seinem Geburtsort wissen wir nichts mehr. Sie wurden wohl, so lange er lebte, schon allein durch sein nahes Verhältnis zu der Familie von Stadion aufrecht erhalten, da nach dem Rücktritt des alten Grafen am 23. Oktober 1757 die Oberamtmannsstelle von Tauberbischofsheim auf dessen ältesten Sohn Franz überging. Zwei von dessen Geschwistern, Maria Anna Elisabetha Charlotta Walburgis, die von Wieland so bitter gehaßte und in „Juno und Ganymed" persiflierte spätere Gräfin von Schall, und Maria Anna Sophie Theresia Walburgis, die spätere Gräfin von Spauer, waren zudem in Tauberbischofsheim geboren. La

Roche's eigene Verwandte, die Francks, werden in den Quellen nur an drei Stellen erwähnt: an zwei davon wird ein Halbbruder von ihm genannt, von dem später die Rede sein wird, und an einer dritten, in einem Briefe Wieland's an Sophie vom Jahre 1771, kommt eine „Mselle Franc à Mayence" vor, worunter man sich wohl eine Schwester oder Halbschwester von ihm zu denken hat. Da sich die Spuren der früher so viel verzweigten Familie Franck in den Kirchenbüchern von Tauberbischofsheim bereits im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts zu verlieren beginnen und heute sich auch kein einziger Repräsentant derselben mehr nachweisen läßt, so scheint diese Briefstelle darauf hinzuweisen, daß später, als La Roche eine bedeutende Stellung erlangte, seine Angehörigen ihm mit der Zeit nachzogen.

II.

La Roche's Erziehung durch den Grafen Friedrich von Stadion.

La Roche's Aufenthalt in Tauberbischofsheim war jeweils bloß ein vorübergehender, da Stadion durch seine wichtigeren Ämter den größten Teil seiner Zeit in Mainz zubringen mußte. Hier wird der Graf seinen Zögling wohl auch in eine Schule geschickt haben. Beim Betrachten der herrlichen Gemäldesammlung, welche sein Gönner in Mainz besaß, konnte La Roche seinen künstlerischen Sinn ausbilden, und auf dem gräflichen Landgute zu Budenheim am Rhein hatte er schon lange, bevor der später von ihm verehrte Rousseau sein Naturevangelium verkündete, Gelegenheit, seiner früh erwachenden Liebe zur Natur [1]) sich hinzugeben. Die schönen, im modernen englischen Geschmack angelegten Gärten, die entzückende Aussicht auf den Rheinstrom und die Berge des Rheingaues und der an interessanten Versteinerungen reiche Boden dieses Landsitzes gaben seinem Geiste eine entschiedene Richtung zum Studium der Natur, dem er auch sein ganzes Leben hindurch treu blieb. In Budenheim machte er schon als Knabe seine ersten Versuche in der Gartenbaukunst.

Weitaus maßgebender aber waren für die Entwicklung seines Charakters und seiner Weltanschauung die Eindrücke, die er aus dem persönlichen Umgang mit seinem Erzieher und Gönner, dem Grafen von Stadion erhielt. Es scheint daher nicht unangebracht, die Lücke, die durch das Schweigen der Quellen in unserem Wissen von La Roche's Jugendjahren klafft, durch eine kurze Charakteristik der Wirksamkeit seines Herrn und Meisters auszufüllen.

Auf Stadion's Einfluß sind wohl die Bemühungen des Kurfürsten Franz Ludwig von Neuburg (1729—1732) zurückzuführen, welche eine Regelung des Klosterwesens durch strenge Vicariatsgesetze und eine scharfe Beaufsichtigung der Nonnen und Mönche bezweckten. Unter der schwachen Regierung der beiden folgenden Kurfürsten Philipp Karl von Eltz[1]) (1732—1743) und Johann Friedrich Karl von Ostein (1743 — 1763) entfaltete der Graf im Mainzer Kurstaate eine so energische und kulturfördernde Thätigkeit nach allen Seiten, daß er als einer der bedeutendsten Staatsminister im damaligen Deutschland zu bezeichnen ist. Sicherlich gebührt ihm diese Anerkennung auf dem Gebiet der geistigen Aufklärung. Es geschah wohl nicht ohne sein Zuthun, daß im Jahre 1738 auf das Geheiß des Kurfürsten Philipp Karl in Frankfurt eine deutsche Übersetzung der heiligen Schrift erschien. Seine Thätigkeit nach dieser Richtung erregte denn auch schon frühzeitig den Verdacht der Jesuiten am Wiener Hof. Im Jahre 1744 gelang es ihnen sogar, ihn um das Vertrauen Maria Theresia's zu bringen, so daß diese dem Kurfürsten Karl von Ostein durch ihren Minister Palm zwei neue Minister vorschlug. In die Justiz und Verwaltung des Kurstaates griff er sehr energisch ein, indem er das alte Landrecht reformieren, die Armenpflege und Waisenversorgung verbessern und geeignetere Vorkehrungen gegen das Bettelunwesen und gegen die Feuersgefahr treffen ließ. Wie sehr ihm das Volkswohl bis ins kleinste am Herzen lag, zeigt am besten folgende Anekdote: Als er einst bei einer Jagd im Spessart in einer Gemeinde sehr viel häßlich gestaltete Bauern erblickte, forschte er sogleich der Ursache dieser Erscheinung nach und brachte in Erfahrung, die Leute seien von alters her gewohnt, sich ihre Frauen aus ihrer nächsten Verwandtschaft zu wählen. Darauf arbeitete er diesem Mißbrauch durch eine besondere Verfügung mit Erfolg entgegen. Seine unmittelbarste Fürsorge aber galt der kurfürstlichen Residenz Mainz. Er wollte die herrliche Lage dieser Stadt an zwei großen Flüssen benützen, um ihren Handel wieder zu seiner vorigen Betriebsamkeit emporzuheben. Demgemäß ließ er längs des Rheins Warenlager und einen Weinmarkt anlegen. Höchst und Kastel[1]) sollten in Verbindung mit Kostheim neue, durch Toleranz und Aufmunterung erweiterte Manufaktur-

städte werden, und endlich wandte er alle ihm zu Gebote stehenden Mittel an, Mainz durch zwei Messen, welche er jährlich jenen von Frankfurt vorausgehen ließ, zu einem der ersten Handelsplätze am Rhein zu erheben. Stadion's regem Interesse für das Theater ist es wohl auch zuzuschreiben, daß die Schauspielkunst unter dem Kurfürsten von Ostein in Mainz zu hoher Blüte gedieh. Denn ihr eifrigster Gönner und Förderer, der Regierungspräsident Freiherr Emmerich Joseph von Breidbach[1]) zu Bürresheim, war ein besonderer Günstling des Grafen und verdankte seiner Empfehlung seine Erhebung zu dieser Würde. Die Glanzzeit der Mainzer Bühne ist durch den Namen des berühmten Schauspieldirektors Ackermann (1760) gekennzeichnet.

Welches Stadion's Richtung in geistigen Dingen war, ersieht man schon aus seiner Vorliebe für Emmerich Joseph, der sich nachmals durch seine echt humane und aufgeklärte Regierung als Kurfürst von Mainz (1763—1774) einen so berühmten Namen gemacht hat. Als Schüler Voltaire's persönlich ein abgesagter Feind aller Intoleranz und alles Aberglaubens, suchte der Graf in seinem Wirkungskreise alle Mißbräuche und Auswüchse auf religiösem Gebiet zu beseitigen. Als er nach dem im Jahre 1741 erfolgten Tode seines Vaters von der seiner Familie gehörenden österreichischen Lehensherrschaft Warthausen in Schwaben Besitz ergriff, wollte er auch die alten Schloßgefängnisse besehen. Daran suchte ihn aber ein Beamter zu verhindern, weil gerade eine gefährliche Hexe darin gefangen sitze. Der Graf lächelte über den Aberglauben und fragte, ob die Hexe jung oder alt sei. Auf die Antwort des Beamten, sie sei nicht alt, aber die Tortur habe ihr zugesetzt, fuhr ihn Stadion mit den Worten an: „Herr! Sie wollen ein Gelehrter sein und lassen wegen Träumereien und Unsinn jemanden torquieren?! Ich will die Person sehen, und man soll gleich einen Arzt und Chirurgen von Biberach holen!" Man brachte Lichter, der Graf stieg in das tiefe Gewölbe hinab und erblickte dort einen Gegenstand des höchsten Mitleids auf der harten Erde. Als die arme Gefangene vor ihm erschrak und zitterte, kniete er vor sie hin, ergriff ihre Hand und sagte liebreich zu ihr: „Fürchte sie nichts, ich bin der Graf von Warthausen, es soll ihr nichts Übles mehr geschehen, ich will

sie schützen und ihr helfen lassen". Darauf gab er Befehl, sie in Tüchern in eine Stube zu tragen und ihr ein Bett und, so lange sie noch lebe, eine Wärterin zu geben Sodann las er die Acten eines Universitätsgutachtens — es handelt sich wohl um die Freiburger Fakultät, da Warthausen Freiburger Universitätspfarrei war – bis Morgens 3 Uhr, ließ die Pfarrer kommen und drohte ihnen mit Strafen vonseiten des Erzbischofs von Mainz, wenn sie noch eine Silbe von Hexerei lehrten; ja, er zwang sie sogar, die Ungerechtigkeit der gegen die arme Unschuldige erhobenen Anklage öffentlich von der Kanzel herunter zu verkündigen. An den Bischof zu Constanz richtete er die eindringliche Bitte, um der Menschlichkeit und um der gesunden Vernunft willen die abscheuliche Lehre von der Gewalt des Satans aufzuheben, und er ersuchte auch die benachbarten Reichsprälaten und Edelleute sich hierüber zu erklären. Er erlebte auch wirklich die Genugthuung, durch sein energisches Vorgehen in seinem Gebiet den Glauben an Hexen erschüttert und den gesunden Menschenverstand und die Menschlichkeit zunehmen zu sehen. — Ähnlich, wie in Warthausen, trat er auch im Jahre 1750 gelegentlich eines Besuches in Speier gegen den Hexenwahn auf. Hier sollten zwei vom Inquisitionsgerichte als Hexen erkannte Bettlerinnen dem Nachrichter übergeben werden. Stadion veranlaßte aber seinen Kurfürsten, den Bischof Hutten zu bestimmen, daß die Angeschuldigten vielmehr dem Spitalarzt überantwortet würden. Als in demselben Jahre beim Mainzer Hofmarschallamte von zwei Jägern gegen einen angeblich mit dem Teufel im Bunde stehenden Wildbahnstörer, den das Volk deswegen den „Waldteufel" nannte, Klagen einliefen, ließ er die Sache untersuchen, stellte die Unschuld des Angeklagten klar und entlarvte die Kläger als zwei schlecht beleumundete Trunkenbolde.

Wenn Stadion auf diesem Gebiete mit rücksichtsloser Energie dem Aberglauben entgegentrat, so stieß er allerdings beim Volke, das noch sehr am Hexenwahne hing, an. Man braucht sich nur erinnern, daß der humane Jesuitenpater Friedrich von Spee gerade im Gebiete von Tauberbischofsheim und im Würzburgischen das reichste Material für seine „Cautio criminalis contra Sagas" (1631) gesammelt hatte, und daß noch hundert Jahre später, im Jahre 1749, in Würzburg eine Hexe

hingerichtet wurde. Die kurmainzische Geistlichkeit konnte, wenn sie auch sicherlich nicht auf Stadion's Seite stand, wenigstens officiell nichts gegen sein Vorgehen einwenden; war es doch gerade ein Mainzer Kurfürst, Johann Philipp, der sich durch Spee's Schrift zur Einstellung der Hexenprozesse bewegen ließ[1]. Der Graf ist jedoch von dem Vorwurf, die religiösen Gefühle des Volkes und der Geistlichen gelegentlich ohne zwingenden Grund, bloß aus überstürztem Aufklärungseifer, verletzt zu haben, nicht ganz freizusprechen. Wenn er, veranlaßt durch ein vertrauliches Schreiben des Pfarrers in Walldürn, im Jahre 1750 Erhebungen über die auffällig häufig an dem berühmten Blutsaltar sich kundgebenden Wunder anstellen ließ und Mißbräuche, die im Zusammenhang hiemit an dem Wallfahrtsort eingerissen waren, abzustellen versuchte[2], so that er hiemit sicherlich nur seine Pflicht. Es war jedoch zum mindesten eine sehr unvorsichtige Demonstration seiner aufgeklärten Gesinnung, was er im Jahre 1754 in Mainz selbst that. Um den Kramläden, worin die fremden Kaufleute ihre Waren auslegen sollten, hinlänglichen Raum zu verschaffen, wurde dazu der Speisemarkt und das daran stoßende Höfchen, der jetzige Guttenbergplatz, angewiesen. Auf letzterem stand aber das Missionskreuz an der Sebastianskirche und in seiner Mitte das Standbild des heiligen Johannes Nepomuk, des Patrons der Domherrn. Diese Bildstöcke versperrten den Kramläden die Reihen. Stadion ließ daher einstweilen das 1720 von den Jesuiten errichtete, mit der Zeit aber allerdings morsch gewordene Missionskreuz wegnehmen in der Hoffnung, auch dem heiligen Nepomuk eine andere Stelle anweisen zu können. Hiedurch gab der sonst so weltkluge Minister den Jesuiten, hinter denen das Domkapitel stand, eine schickliche Veranlassung, öffentlich gegen ihn aufzutreten. Bald nach der Ostermesse, am 16. Mai, war das Fest des heiligen Johannes, wo man in einer Prozession zu diesem Bilde zu wallen pflegte, und diese Gelegenheit benützte der Jesuit Winter, welcher Domprediger war, und sagte am Ende seiner Lobrede auf den Heiligen öffentlich auf der Kanzel: „Das Missionskreuz hat man weggenommen; heiliger Johann, nehme Dich in Acht, daß nicht auch Du den Wucherern und Tempelschändern Deinen Platz einräumen mußt.“ Diese Worte machten sowohl auf das Volk

als auch auf das Domkapitel einen gefährlichen Eindruck. Der Kurfürst mußte, um das Volk zu beruhigen, das Missionskreuz wiederherstellen lassen. In einer großen Procession, der alle Schulkinder, Zünfte, Stifts- und Ordensgeistlichen mit Fahnen und Kirchenornat beiwohnten, wurde das neue Missionskreuz im Bauhofe abgeholt, der Länge nach auf einen mit rotem Sammet belegten und mit den sechs kurfürstlichen Hermelinpferden bespannten Wagen gelegt, unter Musik, Gesang und Gebet nach dem Höfchen geführt und so von dem Weihbischof mit Zuthun der Zimmerleute wieder auf dem alten Platze aufgerichtet.

Nach dem Verlauf dieser von den Jesuiten und dem Domkapitel veranlaßten und hauptsächlich von den Ordensgeistlichen in Scene gesetzten Demonstration gegen den ersten kurmainzischen Minister war es vorauszusehen, daß man darauf ausgehen werde, den Kurfürsten, der ihn schon jetzt hatte desavouieren müssen, endgültig von ihm abzudrängen. Da Stadion aber vorläufig noch zu sehr in der Gunst seines Herrn stand, so richtete man einstweilen gegen seine Freunde und Gesinnungsgenossen die Angriffe, die eigentlich ihm selbst gelten sollten. Ein solcher war auch der gelehrte Geschichtsforscher und Professor juris canonici et civilis an der Mainzer Universität Johann Baptist Horix. Dieser Gelehrte hatte im Jahre 1758 ein Werkchen unter dem Titel „Tractatiuncula de fontibus juris canonici Germanici“ drucken lassen und dasselbe anfangs des Jahres 1759 als Grundlage für eine Vorlesung angekündigt. Die in diesem Programm aufgestellten Sätze liefen auf eine gedrängte Darstellung der römischen Curialpraxis, der gesetzmäßigen Gewalt des Papstes und der Gewaltübergriffe der Hierarchie in die Gerechtsame der Bischöfe und Fürsten hinaus. Die anticurialistischen Schlußfolgerungen stützten sich im wesentlichen auf eine scharfe Kritik der Dekretaliensammlung des Kamaldulensermönchs Gratian. Weil dieser die Pseudo-Isidorischen Dekretalien unbedenklich benützte und auch sonst viele Irrtümer in sein Werk aufnahm, verurteilt Horix dasselbe als ein ganz unzuverlässiges Machwerk und nennt seinen Schöpfer einmal (§ VIII) ziemlich verächtlich einen „bonum monachum“. Bei der Angabe seiner eigenen Quellen beruft er sich wiederholt auf den Juristen und Kirchen-

historiker Fleury, der durch sein Hauptwerk „Discours sur la liberté de l'église gallicane" als Hauptautorität des Gallikanismus bekannt ist. Das Horix'sche Schriftchen mußte als ein Vorstoß gegen die Allgewalt des Papsttums vor allen den entschiedensten Verteidigern desselben, den Mönchen, ungelegen kommen; sie mußten sich schon durch die Abweisung ihrer unkritischen Gelehrsamkeit gekränkt fühlen, sie mußten aber darin auch eine Gefährdung ihrer Freiheiten und Privilegien erblicken, die ja hauptsächlich von der Aufrechterhaltung der Gratianischen Irrtümer in Sachen der päpstlichen Obergewalt abhingen. Das Werkchen wurde demgemäß von der geistlichen Censur für ketzerisch erklärt und auf den Index gesetzt; sein Verfasser wurde am 2. Januar 1759 gezwungen, die darin enthaltenen Sätze abzuschwören. Stadion, der von der Wahrheit derselben durch und durch überzeugt war und hievon auch kein Hehl machte, beschwor den Kurfürsten vergeblich, nicht in die Verdammung des Professors einzuwilligen; er mußte es sogar erleben, daß sein allmählich ganz eingeschüchterter Herr ihn selbst am 29. April 1759 zwang, in einem Handschreiben auf Ehre und Gewissen zu beteuern, an der Herausgabe des Horix'schen Programmes durchaus keinen Anteil zu haben.

Das war die zweite große Niederlage, die dem Grafen von seiten der Klerikalen bereitet wurde. Es ist der beste Beweis für seine Unentbehrlichkeit, daß ihn der Kurfürst trotz alledem nicht entließ.

Man kann sich leicht denken, daß La Roche's Charakter, unter solch einem Lehrmeister und unter solchen Verhältnissen gebildet, ein dem Stadionischen ganz ähnliches Gepräge erhalten mußte: Allseitiges und folgerichtiges Streben, die Aufklärung zu fördern, wurde das positive, und der nie erlahmende, rücksichtslose Kampf gegen ihre Feinde das negative Ziel seiner Lebensarbeit. Die Erziehung, die er hiefür von dem Grafen erhielt, war eine ganz individuell-persönliche und weil ihrer Hauptrichtung nach auf die Förderung des Verstandes abzielend, eine etwas einseitige. Es fehlte dem jungen La Roche vor allem der so wohlthätige mütterliche Einfluß. So ist es gemeint, wenn Goethe sagt, Stadion's Erziehungsmethode sei „gewiß nicht geeignet gewesen, den Welt- und Kaltsinn des

Knaben durch Ehrfurcht vor irgend einem Ahnungsvollen ins Gleichgewicht zu setzen". „Als er, so erzählt der Dichter, den verwaisten La Roche lieb gewann und zu seinem Zögling erkor, forderte er von dem Knaben gleich die Dienste eines Sekretärs. Er gab ihm Briefe zu beantworten, Depeschen auszuarbeiten, die dann auch von ihm mundiert, öfter chiffriert, gesiegelt und überschrieben werden mußten. Dieses dauerte mehrere Jahre. Als der Knabe zum Jüngling herangereift war und dasjenige wirklich leistete, was er sich bisher nur eingebildet hatte, führte ihn der Graf an einen großen Schreibtisch, in welchem sämtliche Briefe und Packete unerbrochen als Exercitien der ersten Zeit aufbewahrt lagen". Diese Angabe wird zum Teil durch Wieland bestätigt; sie erhält aber auch durch Bettina eine eigenartige Ausführung und Ergänzung. So phantastisch ihr Bericht auch klingt, so enthält er mit seinem historisch und kulturhistorisch nicht ungetreuen Relief doch wohl mehr als einen echten Kern. Mindestens ist er geeignet, uns ebensowohl von den Zeitverhältnissen, unter welchen La Roche's politische Erziehung vor sich ging, wie von der vielseitigen Eigenart derselben ein lebendiges Bild zu geben.

Seine Enkelin berichtet von Stadion, wie er „den Großpapa erzogen hat gar wunderlich mit großer Sorgfalt; er ließ ihn als Jüngling von nicht achtzehn Jahren schon eine große und ausgebreitete politische Correspondenz führen, er gab ihm Briefe von Kaiser und König, von allen Reichsverwesern und Staatsbeamten aller Art zu beantworten, es kamen Verhandlungen über alle möglichen Staatsangelegenheiten vor, Handel, Schiffahrt, alte Anrechte, neue Forderungen, Länderteilung, Verrätereien, Umtriebe, Gefangennehmung großer Personen, Mönchssachen, klösterliche Stiftungen, Geldangelegenheiten, kurz alles, was einem großen Staatsminister obliegt zu untersuchen und zu ordnen, dies alles besprach der Stadion mit ihm, ließ ihm seine Meinung darüber darstellen, Aufsätze darüber machen, dann mit eigenem Beifügen von Bemerkungen ließ er diese von ihm ins reine schreiben, Briefe an verschiedene Potentaten schreiben, namentlich führte er die Correspondenz mit Maria Theresia, zuvörderst über Thronbesteigung, über Mitregentschaft, dann über die leere Schatzkammer, dann über die Heereskraft des Landes, über Mißvergnügen des Volkes, über die Ansprüche

von Bayern an die österreichischen Erblande, und wie die Kurfürsten wollten die Erbfolge der Theresia nicht anerkennen, über den Krieg mit Friedrich dem Zweiten, mit England, Anträge um Hilfsgelder, Briefe an einen französischen General Belle-isle, dann ein Briefwechsel mit Karl von Lothringen, mit dem Kardinal Fleury, mit dem österreichischen Feldherrn Fürsten Lobkowitz, dann endlich einen Briefwechsel mit der Marquise de Pompadour, immer im Interesse der Kaiserin; diese letzte Correspondenz war erst ins Galante und endlich ganz ins Zärtlichste übergegangen, es kamen Briefe mit Madrigalen als Antwort, worauf der Großpapa im Namen Stadion's wieder in französischer Poesie antworten mußte; da habe der Großpapa manche Feder zerkaut, und der Stadion habe ihm gelehrt, die Politik mit einfließen zu lassen, und hat Anspielungen machen müssen auf Reize, auf blonde und braune Locken, — und dem Stadion ist's häufig nicht zärtlich genug gewesen. Die Antworten sind dann mit großer Freude vom Stadion ihm mitgeteilt worden, besonders wenn sie Empfindlichkeit für des Großpapa's Galanterien hatten spüren lassen; da hat der Stadion so gelacht und ihn angewiesen, wie die feinste Delicatesse zu beobachten sei. Und endlich einmal, als nach der Thronbesteigung der Maria Theresia und ihrer Krönung als Kaiserin die Gratulationen abgefertigt waren, an seinem einundzwanzigsten Geburtstage, da schenkte Stadion dem La Roche einen Schreibtisch, worin er alle seine Briefe, in drei Jahren geschrieben, die er über Land und Meer gezogen wähnte, noch versiegelt wiedergefunden und die Antworten, welche von Stadion selbst erfunden waren und von verschiedenen Secretären abgeschrieben, dazu, und er sagte ihm, daß er ihn so habe zum Staatsmann bilden wollen. Dies hat den Großvater erst sehr bestürzt gemacht, dann aber ihn tief gerührt, und hat diese Briefe als ein heilig Merkmal von Stadion's großem liebevollem Geist sich aufbewahrt. Die Großmama hat diese Briefe noch alle und will mir sie schenken".

Dieser im wesentlichen politischen Erziehung trat selbstverständlich auch die geistige Ausbildung durch Lektüre zur Seite, ohne daß wir jedoch Genaueres hierüber wüßten. Wir erfahren bloß von Sophie die vereinzelte Notiz, daß er schon in früher Jugend die auch von Friedrich dem Großen hoch-

geschätzten Selbstbetrachtungen des Kaisers Mark Aurel in einer französischen Übersetzung las und daraus für sein künftiges Leben den Grundsatz schöpfte, daß die erste, wichtigste Arbeit eines Mannes die sei, seinen Stand zu kennen und zu wissen, was man darin Gutes und Nützliches thun könne.

In einem grellen Gegensatz zu dieser sicherlich nicht unnützen stoischen Weisheit steht dagegen, was Goethe über Stadion's weitere Erziehungsmethode meldet: „La Roche hatte sich üben müssen, die Hand seines Herrn und Meisters aufs genaueste nachzuahmen, um ihn dadurch der Qual des Selbstschreibens zu überheben[1]). Allein nicht nur in Geschäften sollte dieses Talent genutzt werden, auch in Liebeshändeln hatte der junge Mann die Stelle seines Lehrers zu vertreten. Der Graf war leidenschaftlich einer hohen und geistreichen Dame verbunden. Wenn er in deren Gesellschaft bis tief in die Nacht verweilte, saß indessen sein Sekretär zuhause und schmiedete die heißesten Liebesbriefe; darunter wählte der Graf und sendete noch gleich zur Nachtzeit das Blatt an seine Geliebte, welche sich denn doch wohl daran von dem unverwüstlichen Feuer ihres leidenschaftlichen Anbeters überzeugen mußte". Dieselbe Sache schildert Wieland, wahrscheinlich neben Sophie's früheren Mitteilungen der wichtigste Gewährsmann für Goethe's Angaben über La Roche's Jugend, mit folgenden zum Teil inhaltsreicheren Worten: „Er konnte Stadion's Handschrift zur höchsten Täuschung nachmachen, und jedermann, dem La Roche im Namen des Grafen schrieb, hielt die Briefe für die des Grafen. Stadion führte eine sehr freie Lebensart — seine Gemahlin war eine Betschwester — und da es damals Sitte war, der Dame, bei der man nachts gewesen, früh ein niedliches Billet auf den Nachttisch zu legen, so mußte La Roche auch diese schreiben". Jedermann wird Goethe beipflichten, wenn er bemerkt, diese Übung, die der Graf seinem Zögling zumutete, werde nicht allgemeinen Beifall finden und dergleichen frühe Erfahrungen möchten dem Jüngling nicht den besten Begriff von schriftlichen Liebesunterhaltungen gegeben haben. Man begreift es aber auch leicht, wenn La Roche, wie Wieland erzählt, infolge dieser eigentümlichen Erziehung bereits in seinem 18. Jahre der feinste Weltmann war.

In diesem Alter wird La Roche wohl auch die Univer-

sität besucht haben, um juristischen, cameralistischen und physikalischen Studien obzuliegen. Sophie behauptet, er habe dies in Lunéville, Nancy und Halle gethan. Da Stadion's Enkel später gleichfalls in Nancy studierten und Sophie erzählt, ihr Gatte habe dort den Hof des letzten Herzogs von Lothringen kennen gelernt, so scheinen diplomatische Beziehungen des Grafen bei der Auswahl der beiden französischen Hochschulen bestimmend gewesen zu sein. Ob La Roche's Besuch der Universität Halle auf Wahrheit beruht, können wir nicht mehr entscheiden. Auf jeden Fall wäre dieser Hochsitz des Protestantismus als Studienort für einen künftigen kurmainzischen Staatsdiener sehr auffällig. Man sollte eher eine Erwähnung der ihm am nächsten liegenden Mainzer Hochschule erwarten. Doch findet sich nirgends eine derartige Angabe.

Ebenfalls an das Ende seiner Jugendzeit, wahrscheinlich noch vor seine Studienjahre, fällt La Roche's mehrjähriger Aufenthalt in England, wohin ihn Stadion auf seiner Mission als kaiserlicher Gesandter am Hofe Georg's des Zweiten mitnahm. Hier wurde sicher seine auf französischer Grundlage beruhende freigeistige Weltanschauung noch gefördert und befestigt. Vielleicht wurde er schon damals mit den in den „Mönchsbriefen" erwähnten Predigten Tillotson's bekannt, in welchen der Papst als Antichrist behandelt wird, und vielleicht lernte er damals schon die lasciven Poesien Prior's kennen, deren Lektüre von seiner Seite nach einem unmittelbar an ihn gerichteten Briefe Wieland's vorausgesetzt werden muß [1]). Damals eignete sich La Roche die Kenntnis des Englischen an und legte den Grund zu der schönen englischen Büchersammlung, die er später besaß. Aus dieser stellte er Wieland zu seiner Shakespeare-Übersetzung ein unentbehrliches Wörterbuch über Shakespeare's Wörter und Phrasen zur Verfügung. Somit trug seine Begeisterung für den großen englischen Dramatiker, unter dessen erste Bewunderer in Deutschland auch Stadion gehörte, mit zu jener großen Geschmacksumwälzung bei den deutschen Gebildeten bei, welche hauptsächlich durch Wieland's Shakespeare-Übersetzung veranlaßt wurde. Da er seine Vorliebe für alles Englische auch auf seine Gattin übertrug, die infolge dessen im Jahre 1756 englisch lernte und später für englische Eigenart und englische Anschauungen in

ihren zahlreichen Schriften eine geradezu begeisterte Propaganda machte, ist dieser wesentliche Charakterzug von Sophie's Schriftstellerei auf La Roche's Einfluß zurückzuführen.

In der Bildungsgeschichte La Roche's, die mit seinem 21. Lebensjahre abgeschlossen war, ist eines sehr auffallend, daß wir nämlich nirgends etwas über die Art seiner religiösen Erziehung erfahren. Da jedoch seine ganze Ausbildung ausschließlich in Stadion's Händen gelegen zu haben scheint, können wir von vornherein annehmen, daß es der kalte und farblose englisch-französische Deismus [1]) war, der ihn auf seinen ersten Schritten in das öffentliche Leben begleitete. Dies war allerdings für den künftigen Diener eines geistlichen Kurstaats ein sehr wenig orthodoxer religiöser Standpunkt. Allein in den untergeordneten Stellungen, die er in der nächsten Folgezeit bekleidete, und bei den vorwiegend politischen Aufgaben, die ihm hier zufielen, wurde ihm der innere Gegensatz zwischen seinem Glauben und dem System, dem er diente, einstweilen noch nicht gefährlich. Zudem deckte ihn Stadion schon insofern mehr als genügend, als er alle Angriffe von theologischer Seite auf sich allein ablenkte.

III.

La Roche als kurfürstlicher Beamter in Mainz.

Seine öffentliche Laufbahn begann La Roche bereits in seinem 22. Lebensjahre, denn seine Galeere stach, wie Wieland einmal sagt, schon sehr frühe in die See. Wir sehen ihn im Jahre 1742 bei der Wahl des Kaisers Karl VII. in Frankfurt und auch in der Folgezeit während des österreichischen Erbfolgekrieges als kurmainzischen Gesandtschaftssekretär unter den Augen Stadion's thätig. In dieser seiner ersten diplomatischen Stellung, in welcher er alles Aufbrausende seines Wesens unterdrücken mußte, erwarb er sich eine stets gefällige Außenseite und er zeigte auch fortan nicht bloß aus Politik, sondern auch aus angeborener Menschenfreundlichkeit immer und überall eine beständige Mäßigung. Aus jener Zeit behielt er auch die von seinem Minister verlangte Gewohnheit, früh aufzustehen und bereits um 7 Uhr zu frühstücken, bei. Als Gesandtschaftssekretär kam er in diesen Kriegszeiten auch an den Hof von Hannover. Hier lernte er den englischen Dichter Young persönlich kennen und ging oft zusammen mit Stadion in seiner Gesellschaft an den „die sanfte Wehmut nährenden“ Ufern der Leine spazieren. Von Hannover brachte er Young's eben erschienene „Nachtgedanken“ mit nachhause [1]).

Gleichzeitig mit seinem Eintritt ins öffentliche Leben, wo er mit der Zeit bis zum kurmainzischen Regierungsrat vorrückte, fiel ihm auch bei Stadion eine verantwortlichere Stellung zu. Der Graf machte ihn nach dem im Jahre 1741 erfolgten Tode seines Vaters zum ersten Stadionischen Rat und übertrug ihm die Oberdirektion aller größeren Besitzungen der Stadionischen Familie in Schwaben (Warthausen mit seinen

zwölf Dörfern), Böhmen (Kauth mit seinem ungeheuren Gebiete im Klattauer Kreise) und Württemberg (Bönnigheim). Daß neben all diesen politischen und cameralistischen Interessen seine Vorliebe für die Kunst nicht eingeschlafen war, zeigt seine warme Freundschaft für den Maler Johann Heinrich Tischbein d. Ä., den er im Jahre 1742 in Frankfurt kennen lernte. Er empfahl ihn[1]) dem Grafen von Stadion, und dieser bewilligte dem Künstler im Jahre 1743 eine Pension zu Reisen nach Frankreich und Italien. Als sich Tischbein in Paris, Venedig und Rom ausgebildet hatte, kehrte er Ende 1751 nach Deutschland zurück, lebte zunächst bei Stadion in Warthausen und zog dann im folgenden Jahre mit seinem Gönner nach Mainz. Hier malte er die Gräfin Sophie Theresia von Stadion, die spätere Gräfin von Spauer; das Bild gefiel dem Landgrafen von Hessen Wilhelm VIII. so gut, daß er weiterhin für den Maler sorgte. Auch Stadion, bei welchem Tischbein zunächst noch anderthalb Jahre blieb, bedachte den Künstler später mit zahlreichen Aufträgen. Tischbein bewahrte La Roche stets eine dankbare Erinnerung und schickte ihm wiederholt Gemälde und Skizzen von seiner Hand. La Roche besaß später in seiner Gemäldesammlung ein Bild des Grafen von Stadion, zwei Alcesten und ein Selbstportrait von Tischbein.

Wir können La Roche's weiteren Lebensgang erst von der Zeit an genauer verfolgen, wo er in die Sphäre Wieland's eintrat. Dies geschah im Jahre 1753. Damals hielt er sich mit dem Grafen von Stadion Geschäfte halber in Augsburg auf und wurde hier mit Wieland's schöner und geistreicher Braut Sophie Gutermann von Gutershofen bekannt. Sophie war eben über die drohende Auflösung ihrer Verlobung mit dem Dichter sehr niedergeschlagen, und als der um elf Jahre ältere kurmainzische Rat im Einverständnis mit ihrem Vater um ihre Hand anhielt, ward sie, wie Wieland sich ausdrückt, durch einen Concurs der seltsamsten Widerwärtigkeiten gezwungen, die Zuflucht, die er ihr anbot, anzunehmen. Sie begründete ihre Entschließung mit der ruhig verständigen Erklärung La Roche gegenüber: „Mein Vertrauen in Ihren Charakter ruht nicht auf den schönen, geistvollen Sachen, die Sie mir erzählen und schreiben, sondern auf der Liebe und dem Segen, welche die Stadionischen Unterthanen Ihnen

weihten.“ Hievon hatte sie sich während ihres wiederholten Aufenthaltes in dem nahe bei Warthausen gelegenen Biberach überzeugen können, wo Stadion ebenfalls ein Haus besaß. Am 27. December 1753 wurden der katholische La Roche und die protestantische Sophie ein Paar. Ihre Ehe war nicht auf Liebe, sondern nur auf gegenseitige Achtung gegründet; aber obwohl Sophie in den ersten Jahren keines vollen Liebesglückes teilhaftig wurde, so erwies sich diese Grundlage doch als eine unerschütterliche. Da La Roche durch seinen erfahrenen, heiteren und alles belebenden Geist und seinen dem französischen Esprit gleichkommenden Witz mit der Zeit einen ganz beherrschenden Einfluß auf das Denken, wenn auch nicht auf das Empfinden seiner Gattin gewann, so unterliegt es keinem Zweifel, daß die praktisch-moralische, aufklärerische, naturbegeisterte und volksfreundliche Richtung ihrer gesamten Schriftstellerei, auf diesen das Grab überdauernden Einfluß La Roche's zurückzuführen ist. Auf jeden Fall hätte sie mit der bloßen aus Richardson und Rousseau herübergenommenen Sentimentalität ohne den verstandesmäßigen Inhalt ihrer Schriften keinen so nachhaltigen und bildenden Eindruck auf die Leserwelt gemacht. Selbst in ihrer Empfindsamkeit fehlt ein Zug, der sonst ihren sentimentalen Zeitgenossen eigen ist: die religiös-mystische Schwärmerei. Sie nannte sich sogar einmal im Jahre 1799 bei ihrem Besuch in Weimar der Herzogin Amalia gegenüber mit scherzhafter Übertreibung „die profanste Frau“, was sicher kein bloßer Zufall ist, ebensowenig wie die Antwort, die sie auf die Frage nach ihrer Religion zu geben pflegte. „Ich bin meines Mannes Frau, ein anderes Religionsbekenntnis brauche ich nicht zu geben“ lautete diese und beweist klar und deutlich, wie tief und innig sie mit der Zeit ihre Ehegemeinschaft mit La Roche auffaßte.

Sie verstand es auch thatsächlich, durch die mannigfachsten Mittel ihren geistvollen, mit der schönen Welt wohlbekannten Mann glücklich zu machen und mit seiner Verbindung zufrieden zu erhalten. Um ihm zu gefallen, behielt sie die Coiffure, die La Roche an ihr in Warthausen schön fand, später beständig bei, obwohl selbst ihre beste Freundin Julie von Bondeli ihr mitteilte, man fände sie geschmacklos. Ebenso bezeichnend ist die Sorgfalt, womit sie an der vortrefflichen Tafel Stadion's auf die Lieblings-

gerichte ihres Gatten acht gab und sich nach ihrer Zubereitung erkundigte. Denn sie dachte schon damals daran, wie schwer er einst alles das vermissen werde, was er von Jugend auf gewohnt war. Dafür wurde sie aber auch von La Roche, der nach Wieland's Zeugnis, als er sie kennen lernte, weder alt noch ungestalt war, aufrichtig verehrt und geliebt, und auch ihre Beziehungen zu dem „ersten Manne ihres Herzens" fanden bei ihm eine edelmütige und nachsichtige Beurteilung. Er gestattete dem Dichter, der ihn in einem Brief gleich nach seiner Eheschließung aufrichtig und freundschaftlich beglückwünschte, sogar großmütig, unter seiner Adresse mit Sophie zu korrespondieren.

La Roche nahm seine junge Frau nach einem kurzen Aufenthalt in Warthausen mit sich in die große Welt nach der kurfürstlichen Residenz. Für Mainz waren nach Sophie's Behauptung die Zeiten des großen Grafen von Stadion das, was die Zeiten Ludwig's XIV. für Paris gewesen sind. Das gräfliche Haus selbst repräsentierte vollständig die soziale und litterarische Kultur der Zeit Ludwig's XV. mit aller Eleganz, Leichtfertigkeit und Frivolität der damaligen höheren Stände in Frankreich. Mit diesen hielt man am kurmainzischen Hofe damals die engste Fühlung, so daß eine förmliche Gallomanie dort herrschte. Wie innig diese Beziehungen waren, zeigt ein Complott der französischen Prinzen von Geblüt mit dem Grafen von Stadion und andern Diplomaten im Jahre 1758, welches die Absetzung Ludwig's XV. bezweckte, aber durch eine unvorgesehene Allianz des Königs mit Österreich ein jähes Ende fand. Der bereits 63jährige Graf von Stadion, in dessen intimsten Cirkeln Sophie nunmehr ebensowohl wie in den großen Kreisen der Hofgesellschaft verkehrte, huldigte, obgleich er bereits alles durchgenossen und eitel gefunden hatte, selbst den Reizen des jungen Weibes seines Lieblings. Dieser war selbst eifrig darauf bedacht, ihr dieselben so lange als möglich zu erhalten. So durfte sie z. B., um die gefällige Gleichmäßigkeit ihres Humors nicht zu verlieren, keines von ihren acht Kindern selbst stillen. Sophie's vielseitige Bildung befähigte sie auch ganz besonders, den alten Cavalier und Grandseigneur dauernd zu unterhalten und zu fesseln. Jeden Morgen vor 7 Uhr suchte ihr La Roche, ehe er ins Cabinet ging, einen passenden Stoff aus deutschen, französischen und

englischen Büchern auf, damit sie ihn entweder beim Auf- und Abgehen in den weiten Räumen des Schlosses oder bei der Tafel zum Gegenstande ihrer Unterhaltung mit dem Grafen machen könne. Sie nahm auch ihrem vielbeschäftigten Gatten die Correspondenz mit dem litterarischen Berichterstatter Stadion's, dem Abbé La Chaux[1]) in Paris ab, welcher ihm stets das Neueste mitteilte und alle Monate die neuesten Werke, manchmal sogar wertvolle Manuskripte zusandte.

Unter diesen Werken spielte damals die eben in ihren ersten Bänden (1750 ff.) vorliegende französische Encyklopädie von Didcrot mit ihren schönen Kupfern eine hervorragende Rolle. La Roche selbst durfte dem Grafen die vortreffliche, von D'Alembert verfaßte Einleitung mit seiner schönen Stimme vorlesen. Dieses große Sammelwerk eignete er sich auch selbst an, und es führte seine wißbegierige Gattin, die bisher einer poetisch-klopstockischen Weltanschauung gehuldigt hatte, bald dem Gedankenkreis der französischen Aufklärung zu. Auch später noch, als sie dieser schon längst wieder untreu geworden war, benützte sie es für ihre didaktisch-pädagogische Schriftstellerei als unerschöpfliche Fundgrube. Sie konnte hiefür schon die Auszüge, die sie für ihre Unterhaltungen mit Stadion gemacht hatte, verwerten. Denn auf dem Wege des Excerpierens aus allen möglichen Büchern suchte sie sich, der Weisung ihres Gatten folgend, weiterzubilden.

Unter den Auszügen, die sie damals, zum Teil auf La Roche's Geheiß, machte, findet sich in ihrem Buche „Mein Schreibetisch" auch eine Sentenz aus dem Jahre 1755, die für seinen damaligen Charakter sehr bezeichnend ist. Sie lautet:

„Et tel dans la faveur vous vient importuner,
Qui n'attend qu'un revers pour vous abandonner"

und spiegelt deutlich die ruhige Resignation des im Hofdienst reif gewordenen Mannes wieder. Daß er jedoch dabei kein kriechender Höfling geworden, beweisen die Zeilen, die er später Sophie dazusetzen hieß:

„De tout ce que j'ai fait je n'ai remords ni honte,
Ce n'est point aux mortels que je dois rendre compte;
Je suis las de souffrir leur joug impérieux,
Au dessus de mon front je ne veux que les Dieux."

In Mainz gebar Sophie ihrem Gatten fünf Kinder, von denen aber nur zwei Töchter und ein Sohn am Leben blieben. Der Staub der beiden andern ruht, wie sie in ihrem holländischen Reisetagebuch erwähnt, im Schoß der rheinischen Erde. Im Jahre 1756 kam Maximiliane zur Welt, die ihren Namen von der Stiftsdame Marie Maximiliane Esther von Stadion erhielt, im Jahre 1757 der nach dem alten Grafen selbst getaufte Fritz und im Jahre 1759 Loulou, die ihren Namen mit der Gattin des jungen Grafen, einer geborenen Ludovica von Zobel, gemein hat. Nach dieser Gräfin von Stadion ist jene „Louisenlust" im Park zu Warthausen benannt, die in der Einleitung von Wieland's „Neuem Amadis" an der Stelle erwähnt wird, wo der Dichter der Freundschaft Sophie's mit Maximiliane und Ludovica von Stadion und dem alten Grafen selbst ein Denkmal gesetzt hat.

Wieland machte in diesen Jahren von La Roche's großmütiger Erlaubnis, mit seiner Gattin Briefe zu wechseln und sie „Clarissa" und „Freundin" zu nennen, reichlich Gebrauch. Doch scheint er sich dabei in seinem Tone nicht immer derjenigen Gelassenheit beflissen zu haben, welche die beiden Ehegatten und namentlich La Roche verlangen zu dürfen glaubten. Wenigstens spricht der Dichter in einem Berner Brief an Breitinger vom Oktober 1759 von einem „ziemlich verdrießlichen Geschäft mit der Mad. La Roche" und bittet diese und ihren Gatten in einem nach Mainz gerichteten Schreiben vom Juni 1760, seine Freundschaft anzunehmen und die Vorkommnisse des letzten Jahres zu vergessen: „Il approuvera, heißt es hier von La Roche, mes sentiments et ma conduite". Noch im Jahre 1762 findet es Wieland für nötig, dem Gatten Sophie's gegenüber den idealen Charakter seiner Liebe zu ihr zu beteuern. Diese Angaben werden bestätigt und ergänzt durch eine spätere, wohl etwas übertriebene Äußerung des Dichters, wonach La Roche seine Frau „sehr mißhandelt" habe wegen der ihm bewiesenen Anhänglichkeit. Doch mag sie ihm wohl später in Warthausen hiezu mehr Veranlassung gegeben haben. La Roche sollte nur zu bald Gelegenheit haben, Wieland auf die Probe zu stellen.

Stadion's Stellung war durch das Vorkommnis mit dem Mainzer Missionskreuz und durch den Fall Horix im Laufe

der fünfziger Jahre immer mehr erschüttert worden und hatte nur noch in der hohen Meinung, die sein Kurfürst von seinem Werte hegte, eine feste Stütze. Zudem war er allmählich ein Greis von mehr als 70 Jahren geworden und sehnte sich danach, gegen den Abend seines Lebens nach dem Beispiel vieler anderer großen Staatsmänner einen stillen Aufenthalt im Schoße der Natur zu suchen. Hiezu ließ er, seines baldigen Rücktrittes gewärtig, sein Schloß in Warthausen wieder wohnlicher herrichten. Es sollte ihm aber nicht einmal vergönnt sein, einen ehrenvollen Abschied zu erhalten, da er in letzter Stunde sich sogar mit Karl von Ostein verfeindete. Er bekam nämlich mit dem sogenannten „Cardinalnepoten", worunter wahrscheinlich der Neffe und Haupterbe des Kurfürsten, der reiche und üppige kaiserliche und kurmainzische geheime Rat Johann Friedrich Carl Graf von Ostein zu verstehen ist, aus uns unbekannten Gründen einen so heftigen Streit, daß er ihn zum Fenster hinauszuwerfen drohte. Hierauf erhielt er kurzer Hand den Befehl, sich nach Warthausen zu verfügen und nicht eher als gerufen wieder zu erscheinen. Man scheint jedoch thatsächlich noch an sein Wiederkommen gedacht zu haben. Denn noch im Jahre 1767 wird er in dem officiellen Verzeichnis der kurmainzischen Beamten als Großhofmeister aufgeführt, während seine beiden Schüler und Nachfolger Baron von Groschlag[1]) und Freiherr von Bentzel[2])-Sternau gleichzeitig darin als Vice-Hofmeister und Vice-Kanzler figurieren. La Roche folgte seinem Wohlthäter gegen Ende des Jahres 1761 in sein schwäbisches Exil am Federsee, obwohl es sich der Kurfürst angelegen sein ließ, ihn durch den Ausdruck seiner Achtung und Anerkennung zurückzuhalten. Er opferte durch diesen Schritt, wie Wieland sich ausdrückt, „seine besten Jahre dem attachement an den Grafen" und sagte zugleich seiner kurmainzischen Heimat auf immer Lebewohl.[3])

IV.

La Roche als erster Stadionischer Rat in Warthausen.

Von dem neuen Aufenthaltsorte La Roche's entwirft Wieland in einem Schreiben an Zimmermann vom Juni 1762 folgende Schilderung, die durch die treffende Charakteristik der Bewohner von Warthausen besonders wertvoll ist:

„Le château de Warthausen est éloigné d'une petite lieue de Biberach et situé sur une montagne qui domine une vallée charmante. Des jardins et parcs à l'anglaise rendent cette maison délicieuse pour un homme de ma trempe. C'est ici où le Comte de Stadion s'est retiré pour jouir encore autant que possible de ce qui lui reste à vivre après 72 ans. Figurez vous un vieillard d'une figure et d'une mine telle que celle dont Shakespeare dit:

„that Nature might stand up and say: this is a Man",
qui possède à 72 ans tout le feu d'un Français à 50 joint à la simplicité, à la façon de penser et aux manières d'un seigneur Anglais, homme d'état, amateur des lettres et des arts, agréable dans la conversation autant qu'on peut l'être, et vous aurez quelque idée du caractère du maître de la maison. Sa société est composée de la Comtesse de Schall, sa fille, Mr. de La Roche, son favori et Factotum, de Sophie, femme de La Roche, d'un médecin très original, d'un chapelain qu'il n'est permis de nommer autrement que „maître Pangloss" et des enfants de Sophie, qui sont un des principaux amusements du Comte. Madame de Schall, après avoir brillé dans plusieurs cours par les graces de son esprit et les agréments de son commerce, se borne à remplir avec un soin infini tous les devoirs

de la piété filiale envers un père qu'elle adore et dont elle fait les délices. Pour La Roche, c'est l'homme le plus digne, le plus aimable et malgré son extérieur d'homme de cour le plus véritablement philosophe que j'ai vu de ma vie. Cette petite société, unique peut-être dans son espèce, est augmentée quelquefois par la fille cadette de son Excellence, chanoisse à Bouchaw, fille aimable par les graces enjouées et naïves de son esprit et par la facilité et le liant de son commerce. L'esprit de cette société est ce que Mr. de Listenai dans son „voyageur philosophique" appelle le sixième sens. Rien de plus uni et en même temps de plus agréable que la vie qu'on y mène. Le jour est ordinairement partagé entre la lecture, la conversation, les plaisirs de la table et la promenade et finit par quelque concert de Jomelli, de Graun ou de leurs semblables"

Diese anmutende Beschreibung des Schlosses Warthausen und seiner Bewohner wird von Sophie noch durch manche Züge ergänzt. Fast in all ihren Schriften gedenkt sie der glücklichen Warthausener Tage, besonders aber in ihren „Briefen über Mannheim". Hier entlocken ihr Stadion's reichhaltige und auserlesene Bibliothek, seine große Sammlung physikalischer und mathematischer Instrumente aller Art, der ausgezeichnete auf seinem Besitz betriebene Feldbau, die vollkommene Sennerei und die herrlichen Ökonomiegebäude Worte der begeisterten Erinnerung. „Alles nett, sagt sie, alles edel, glückliche geliebte Unterthanen und ein von allen geliebter Oberherr, von welchem Wieland in seinem Amadis sagt:

„Vielleicht daß auch — des Weisen Tochter uns hört,
Der mit Verdiensten und Jahren beschwert,
Dem Vaterland teuer und Königen wert,
Des Lebens Abend hier in selbstgepflanztem Schatten
Verlebte, wie Sully und Harley[1]) den ihrigen ausgelebt hatten."

Die erfahrene Weisheit in dem großen Staatsmanne mit einer Seele voll Menschenliebe und heiterer Philosophie, seine Kenntnis der alten und neuen Litteratur und sein vortreffliches Gedächtnis, das alle merkwürdigen Begebenheiten von Anfang des Jahrhunderts bis auf seine Zeit miteinander verknüpfte, machten

seinen Umgang ebenso genuß- wie gewinnreich. Der sprudelnde Witz, die reichen Kenntnisse und die Rechtschaffenheit ihres eigenen Gatten, der ständige Verkehr mit dem in den schönen Wissenschaften so bewanderten Wieland, der große Briefwechsel, der die Gesellschaft aus allen Gegenden von Europa mit Nachrichten versah, und die Anwesenheit eines Landschaftsmalers, für dessen Ausbildung die Großmut des Grafen gesorgt hatte, machten Sophie den Aufenthalt in Warthausen zu einem wahren Paradiese. Der Maler Tischbein — dieser ist mit dem „Landschaftsmaler" gemeint — stellte alle Mitglieder des Stadionischen Kreises auf einem noch erhaltenen großen Jagdbilde dar.

In Warthausen widmete sich La Roche mit unermüdlicher Energie der vielgestaltigen und aufreibenden Thätigkeit, welche die Verwaltung und Regierung eines großen herrschaftlichen Grundbesitzes im vorigen Jahrhundert erforderte. Dabei fiel ihm namentlich die Erledigung der juristischen Angelegenheiten und die Kulturverbesserung zu. Dieser widmete der Graf nach wie vor sein ganzes Interesse. Seine menschenfreundliche Fürsorge für seine Unterthanen bildete den Leitstern für La Roche's ganze Verwaltungsthätigkeit, die durch den Geist der Ordnung, eine weise Sparsamkeit und guten Geschmack ausgezeichnet war. Von seiner uneigennützigen und opferfreudigen Menschenfreundlichkeit gab der gerechte Grundherr einmal einen schönen Beweis, als andere schwäbische Adelige und Prälaten ihn baten, einen Plan zu unterstützen, nach welchem alle kleinen Jagdrechte der reichsstädtischen Bürger und angrenzenden Bauern aufgehoben und diese sogenannte „freie Pürsch" ihren Forsten zugegeben werden sollte. Er hörte ihren Vortrag ruhig an, stand dann auf und sagte: „Mir ist leid, daß Sie Ihr Vertrauen auf meinen Credit bei dem Reichshofrat in dieser Sache zeigen. Wenn Sie die Forste zu freier Pürsche machen wollen, so trete ich bei, aber zur Aufhebung der freien Pürsch, als dem einzigen Hilfsmittel des Landmannes gegen die Menge des seine Felder zerstörenden Wildes, niemals; denn die Bauern sind mir lieber als Hirsche und wilde Schweine." Sorgte Stadion so dafür, daß seine Bauern von den fruchtbaren Kornfeldern, die den Stolz des Warthausen'schen Gebietes ausmachten, einen ungeschmälerten Ertrag

ernteten, so ließ er durch seine Beamten auch ihr persönliches Wohl fördern. Dabei kamen La Roche seine chemischen Kennt- nisse trefflich zu statten. Er kannte die Zubereitung des Seifenspiritus und seine unschädlichen äußerlichen Heilkräfte und verfertigte immer einen großen Vorrat, um den Bauers- leuten bei vorkommenden Beschädigungen davon zu geben. So war er auch wieder einmal mit zwei großen Essigflaschen dieses Heilmittels von Warthausen nach Bönnigheim gekommen und übergab sie der Frau des Amtsknechts mit der An- weisung, wie und wann sie davon mitteilen solle. Als er später wieder kam, erfuhr er, daß die guten Leute den Seifen- spiritus, glücklicherweise ohne weiteren Schaden, innerlich angewandt hatten. — Um bei den Bauern den Sinn für Sauberkeit und Nettigkeit zu wecken, besoldete La Roche ein- mal einen alten Pflästerer, damit er die Schulkinder anleite, Kieselsteine aufzulesen und damit die Gehwege auf den Straßen einzufassen. Überhaupt wandte er der bäuerlichen Jugend gerne seine Aufmerksamkeit zu; er achtete auf die besonderen Neigungen und Anlagen der Knaben, und Stadion ließ auf seine Empfehlung manchen begabten jungen Mann in der Heimat und in der Fremde zu einem tüchtigen Handwerker ausbilden. Aufstrebenden Talenten reichte er willig die Hand. So machte er einst einen Mann namens Matthes, der sich vom Betteljungen bis zum Lehrer des Stadionischen Dorfes Oelshausen emporgearbeitet hatte, mit dem Grafen bekannt, als er sich in seiner Not an ihn gewandt hatte. Der Lehrer sollte nämlich, weil er für jedes Kind ein Schulgeld von 6 Kreuzern pro Winter verlangte und dies den Bauern zu viel war, verdrängt werden. Stadion fand Gefallen an dem Manne, ließ ihn durch La Roche nach dem Reichsstift Schlussen- ried bringen, dort zum Geometer ausbilden und gab ihm später eine Anstellung als gräflicher Waldmeister. La Roche verkehrte überhaupt gerne mit den Schulmeistern, die ihm, seinem eigenen Geständnis zufolge, lieber waren als die Pfarrer und Schultheißen. Denn er wußte, daß sie die wichtigsten Vermittler neuer Kenntnisse für das Landvolk waren, dessen kulturelle Förderung und geistige Emancipation er nie aus den Augen verlor. Er wurde durch manches praktische Bei- spiel geradezu selbst der ökonomische Lehrer der Bauern.

Als er einmal auf den Stadionischen Gütern Verbesserungen vornahm und einen durch das Austreten der Riß verursachten Morast mittelst Ableitungsgräben austrocknen und urbar machen wollte, waren die Dorfgemeinden nicht damit einverstanden. Aber der Graf ließ durch La Roche die krummen Windungen des Baches zwischen seinen Wiesen durchschneiden und der „schleichenden Riß" dadurch einen schnelleren Lauf geben; die morastigen Stücke wurden so trocken gelegt und mit Kartoffeln besetzt. Da diese nun im ersten Jahre einen außerordentlichen Ertrag abwarfen, beeiferten sich die Bauern alle, es ihm nachzumachen. Alles in allem genommen, stellt sich La Roche's Verwaltungsthätigkeit in Warthausen, wie sie von Sophie namentlich in ihrer „Sternheim" und in ihrer Dorfgeschichte „Rosalie und Cleberg auf dem Lande" geschildert wird, als eine Übertragung von Stadion's Wirken in Mainz auf die kleineren Verhältnisse der gräflichen Besitzungen dar.

Dabei verlor jedoch La Roche ebensowenig wie sein väterlicher Gönner die große Welt, der sie den Rücken gekehrt hatten, aus den Augen. Die große Welt aber war für sie in Mainz konzentriert. Unter der buntgemischten Gesellschaft, die in Warthausen verkehrte, stellte, abgesehen von dem ebenfalls in kurmainzischen Diensten stehenden jungen Grafen von Stadion, vor allem der Vice-Hofmeister Friedrich Karl Willibald Freiherr von Groschlag die Verbindung mit der Residenz des Kurstaates her. Dieser war zugleich mit La Roche und dem Vice-Kanzler Anselm Franz Freiherrn von Bentzel-Sternau von dem Grafen von Stadion zum Staatsmann herangebildet worden und ihm durch seine Heirat mit einer Gräfin Sophie von Stadion, die mit La Roche's Gattin sehr befreundet war, auch verwandtschaftlich nahe getreten. Nach Stadion's Verabschiedung teilte er sich mit Bentzel in dessen Ministerium, und an ihnen hatte der gleichfalls in Stadion's Schule herangereifte Kurfürst Emmerich Joseph Freiherr von Breidbach zu Bürresheim (1763—1774), der seit 1768 zugleich auch Fürstbischof zu Worms war, zwei ebenso zielbewußte wie energische Gehilfen für seine unverhohlen aufklärungsfreundliche Politik. In einer Mainzer Chronik aus der Zeit von 1767—1782 heißt es geradezu, Bentzel und

Groschlag hätten dem Kurfürsten in allem „die Hand geführt". Bentzel suchte namentlich die Bestrebungen Emmerich's zur Hebung des Jugendunterrichts zu fördern; während der Kurfürst selbst, um ihn hierin zu unterstützen, bestimmte, daß jährlich 30 000 fl. aus seinen persönlichen Einkünften zur Gründung einer Schullehrer-Akademie (1770—1774) verwendet werden sollten, bahnte er dem jesuitenfeindlichen Schulreformator Johann Joseph Friedrich Steigentesch die Wege. Groschlag's reformatorische Thätigkeit war hauptsächlich den geistlichen Angelegenheiten gewidmet, worin ihm sein fürstlicher Herr durch seine mutige Toleranz die Wege wies. Während dieser dem verketzerten Trierer Weihbischof J. N. von Hontheim offen seine Freundschaft bezeigte und seinen Schutz angedeihen ließ und es ruhig duldete, daß sich in den Händen vieler Landleute die deutsche Bibel befand, unterzog Groschlag das Klosterwesen einer scharfen Überwachung und schaffte eine Menge von Feiertagen ab, so bereits im Jahre 1770 sogar die dritten Feiertage an den hohen Festen. Gegen die Mendikanten schritt er seit dem gleichen Jahre so unerbittlich ein, daß sie in Gefahr kamen, allen Credit zu verlieren. Ebensowenig machte er aus seiner Abneigung gegen die Jesuiten ein Hehl. Wie der Kurfürst selbst über diese dachte, zeigt folgende Anekdote: Als ihm gelegentlich eines Besuchs in Heidelberg der Rektor des Jesuitenklosters den reichsten Segen wünschte, antwortete er: „Qualem benedictionem?" Der P. Rektor sagte: „Coelestem", und Emmerich Joseph erwiderte: „Coelestem utique, non vero Jesuiticam aut restrictivam", worüber die Anwesenden in lautes Gelächter ausbrachen. Daß er jedoch nicht schlechtweg ordensfeindlich gesinnt war, wie auch schon behauptet wurde, geht u. a. daraus hervor, daß er im Jahr 1764 den Verkauf der Schrift „Appel à la raison" verbot. Er that dies wegen des Unrechts, das sie dem hl. Thomas, den Dominikanern und anderen hervorragenden Schriftstellern zufügte, indem sie diese beschuldigte, Wortführer der abscheulichen Lehre vom Tyrannenmord zu sein.[1]) Selbstverständlich stieß ein derartig unerschrockenes Vorgehen der Regierung bei den Mönchen und dem hinter ihnen stehenden Domkapitel auf einen umso heftigeren Widerstand, jemehr diese Allianz der Aufklärungsgegner unter dem schwachen Vorgänger

Emmerich Joseph's erstarkt war. Die Schroffheit der Gegensätze erhellt am besten daraus, daß damals in Mainz, der Metropole des deutschen Katholizismus, Voltaire's Abhandlung über die Toleranz öffentlich erklärt wurde und Bayle's und Helvetius' Schriften schon durch die Hände der Studenten der Logik gingen, als noch die Jesuiten an derselben Hochschule „de infallibilitate Summi Pontificis" und „de immaculata conceptione Beatae Mariae Virginis" disputierten. Der von diesen am meisten gehaßte Bannerträger der Aufklärung, Groschlag, war noch ein persönlicher Bekannter des auch von La Roche geschätzten Montesquieu, der ebenfalls viel von den Mönchen angefeindet wurde; er zog als Bevollmächtigter von Mainz bei der Königswahl Joseph's II. im Jahre 1764 in Frankfurt die Aufmerksamkeit des jungen Goethe auf sich, und der neugewählte König bezeichnete ihn damals in einem Schreiben an seine Mutter Maria Theresia als „le Comte de Kaunitz en petit". Dieses Urteil wird auch durch den späteren Ausspruch von Hardenberg's bestätigt, der ihn im Jahre 1772 „einen der größten Minister in Deutschland" nannte. Durch die wiederholten Besuche Groschlag's bei seinem alten Herrn und Meister und durch die von ihm mit Stadion und La Roche gepflogenen Beratungen wurde Warthausen damals gewissermaßen eine Hochschule der Staatskunst; sogar Ausländer, wie der spätere Staatsarchivar Ludwig's XVI. De Gauthier, kamen zum Zweck politischer Belehrung damals in Stadion's schwäbisches Exil.

Da ein Groschlag sich hier Rats erholte, so ist es nicht zu verwundern, daß in Warthausen der aggressive Geist der Aufklärung sich nicht minder geltend machte wie in Mainz. Stadion pflegte sich zwar in dieser Zeit mit humoristischer Selbstironie zu dem resignierten Grundsatze: „Fac tuum officium taliter qualiter, cura valetudinem tuam diligenter et sta bene cum domino Abbate" zu bekennen, aber so sehr ihm auch die reichen Erfahrungen eines langen Lebens die Bethätigung dieser Maxime hätten nahe legen können, so war und blieb er dennoch auch noch in seinen alten Tagen mit Herz und Mund ein echter Voltairianer. Schon gleich bei seiner Ankunft in Warthausen ärgerte er unter den vielen Ordensleuten, die aus den zahlreichen Klöstern und Abteien in der näheren und

weiteren Umgebung des Schlosses bei ihm vorsprachen, am meisten die Mendikanten dadurch, daß er ihnen im ganzen Bereich seiner Besitzungen das Terminieren ein und für allemal untersagte. Diese Maßregel war, so einschneidend sie auch erscheinen mag, für einen Stadion ganz selbstverständlich, da er im Grunde seines Herzens auf dem radikalen Standpunkt Voltaire's und D'Alembert's stand, welche einige Jahre später Friedrich dem Großen den Rat gaben, die Mönche und Jesuiten in seinen Staaten zu unterdrücken und ihre Güter einzuziehen. Mit einzelnen Mönchen, die ihn besuchten, trieb er gerne seinen Spott. Hatte er doch selbst für den eigenen Schloßkaplan — wahrscheinlich war dies der Franziskanerpater Toussaint — den Spitznamen „Pangloß" aus Voltaire's „Candide" aufgebracht, wo der optimistische, stets für die beste aller Welten eintretende Geistliche diesen Namen führt.[1]) Einmal war ein dicker Bernhardiner bei ihm zu Besuch, der, wie unser Gewährsmann Wieland sich ausdrückt, einen horrorem naturalem vor allen Ketzern hatte. Es wurde ihm bei Tische weis gemacht, Wieland sei ein Hussite, welches er, weil er es bloß für eine politische Sekte hielt, noch passieren ließ. Nun griff Stadion den Orden und den heiligen Bernhard ganz unbarmherzig an und setzte dadurch den armen Tropf, der außer seinem Brevier wenig in die Welt geguckt hatte, in die größte Angst. Wieland nahm sich seiner an und hielt auf den heiligen Bernhard (über dessen Person und Geschichte er thatsächlich im Jahre 1763 Anmerkungen herausgeben wollte) eine feierliche Lobrede, und als der Mönch darüber triumphierte, platzten die übrigen heraus und sagten, Wieland sei ein Erzketzer und Lutheraner. Der Mönch, der nun jene ganze Lobrede für bitteren Spott hielt, wollte sogleich die Tafel verlassen, und man hatte Not, ihn zu besänftigen. Daß derartige Scherze weniger der Confession als dem Stande des Gottesmannes galten, geht aus einer andern Anekdote bei Wieland hervor. In dieser fällt auch La Roche, der ebenso wie sein Herr ein großer Freund von Witzen war und gerne über Pfafferei und Religion spöttelte, eine aktive Rolle zu. Ein orthodoxer protestantischer Pfarrer ließ sich einst an Stadion's Tisch mit Wieland in einen lebhaften Disput ein, wobei La Roche zum großen Ergötzen des Grafen den reinen

Deismus verteidigte. Da er jedoch seinem theologischen Gegner nicht ganz gewachsen war, wurde er von diesem ziemlich in die Enge getrieben. Da mischte sich plötzlich Wieland ins Gespräch und erklärte, er sei ein völliger Atheist, wodurch er den streitbaren Pfarrherrn ganz außer Fassung brachte. Für La Roche's Stellung gegenüber der Geistlichkeit ist auch der Umstand bezeichnend, daß er unter andern Kunstwerken eines schwäbischen Praxiteles einen kleinen Amor besaß mit einer zierlichen runden Perrücke, mit Manchetten, mit einem Rabat und einem kurzen Mäntelchen, wie die französischen Abbés sie tragen; kurz in einen niedlichen, geleckten, rotbackigen Abbé so possierlich verkleidet, daß man lachen mußte. Mit all dem ist aber nicht gesagt, daß er allen und jedem Geistlichen jeweils nur mit Spott begegnete. Dagegen sprechen schon seine „Mönchsbriefe“ uud außerdem u. a. die Thatsache, daß sich der Pater Erhard Grand von den schottischen Benediktinern in Erfurt später Wieland gegenüber mit den Gefühlen freundschaftlicher Verehrung seiner erinnerte. Er stand eben auf dem auch von Sophie in ihren Schriften wiederholt vertretenen Standpunkt, daß ein Theologe in erster Linie ein moralisch guter und gebildeter Mensch sein müsse, wenn er der seinem Stande entgegengebrachten Achtung würdig sein wolle.

Die Geschichte La Roche's ist in seiner Warthausener Zeit, während welcher er sich dann und wann auch vorübergehend in dem entlegenen Bönnigheim aufhalten mußte, arm an äußeren Erlebnissen. Seine Frau gebar ihm im Jahre 1764 (?) einen Sohn, welcher nach dem ältesten unvermählten Sohn des alten Grafen von Stadion Hans Philipp getauft wurde, jedoch schon im folgenden Jahre starb. Im Jahre 1766 (?) kam ihr Sohn Karl zur Welt, der mit dem zweiten Sohn des jungen Grafen von Stadion seinen Vornamen gemein hat, und diesem folgte im Jahre 1768 abermals ein Brüderchen, dem der junge Graf Franz von Stadion seinen Vornamen lieh. Die Kinder La Roche's wuchsen in Warthausen neben und mit den beiden Söhnen des jungen Grafen auf, da diese sich oft mit ihrer Mutter bei ihrem Großvater aufhielten, dessen Verstand, Bildungstrieb und Charakterstärke auf sie übergingen. Wir erwähnen dies deswegen, weil Friedrich Lothar Joseph (geb. 1761) und Johann Philipp Carl Joseph

von Stadion (geb. 1763) die ersten Staatsmänner waren, welche 1809 den ersten deutschen Befreiungskrieg gegen die französische Gewaltherrschaft in Scene setzten. Sie bewahrten La Roche ein pietätvolles Andenken und besuchten ihn noch später in Speier. La Roche selbst hatte sich Ende des Jahres 1763 einer schmeichelhaften Anerkennung seiner Verdienste von-seiten des Kurfürsten Emmerich Joseph zu erfreuen, der ihn auch späterhin wiederholt seiner Hochachtung versicherte. In dieses Jahr fällt endlich auch eine von den Reisen, die La Roche und Sophie mit Stadion nach Stuttgart an den Hof des prachtliebenden Herzogs Karl Eugen, das Vorbild des in der „Sternheim" geschilderten Hofes, unternahm. Hier sahen sie den berühmten Vestris den Pluto tanzen und lauschten den Weisen Metastasio's, die der auch von Goethe geschätzte Jomelli komponiert hatte. Was sonst noch von La Roche's Leben in Warthausen zu ermitteln ist, hängt aufs engste mit seinen Beziehungen zu Wieland zusammen, dessen Briefe für diese und die folgende Zeit die wichtigste Quelle bilden.

V.

La Roche's Beziehungen zu Wieland in Warthausen.

Wieland hatte ursprünglich vor, sich durch einen Roman über seine erste Liebe bei Sophie und La Roche einzuführen und sich durch ihre Vermittlung bei Stadion zu empfehlen. Da jedoch dieses Werk — es war der erst 1764 vollendete „Don Sylvio" — zu langsam vorrückte, gab er diesen Plan wieder auf und schrieb unmittelbar an La Roche's Gattin. Diese lud ihn sofort in ihrem und ihres Mannes Namen nach Warthausen ein. Dort wurde der Dichter von den beiden Gatten freundlich willkommen geheißen und dem Grafen vorgestellt, der ihm mit der größten Liberalität seine Gastfreundschaft und die Schätze seiner Bibliothek zur Benützung anbot. Wieland machte auch von diesem liebenswürdigen Entgegenkommen reichlichen Gebrauch und gehörte bald, wie wir bereits oben sahen, zu dem intimsten Kreise der Warthausener Gesellschaft. Bei seinem oft mehrere Tage währenden Aufenthalt im Schlosse bewohnte er ein Zimmer neben demjenigen, in welchem sich Sophie tagsüber aufzuhalten pflegte, und gegenüber der in einem besonderen Hause auf dem Hofe gelegenen Amtmannswohnung La Roche's.

Der Umschwung vom seraphischen Platonismus zum eudämonistischen Hedonismus, der um diese Zeit unter der Einwirkung seines Umganges mit dem Stadionischen Kreise in Wieland's Denken und Empfinden vor sich ging, hätte sich sicherlich nicht so rasch und entschieden vollzogen, wenn ihm nicht in La Roche der Stadionische Geist in einer Persönlich-

keit verkörpert entgegen getreten wäre, die ihm imponieren mußte. Es war, wie er selbst gesteht, „le caractère uni et toujours égal à lui-même“, den er an ihm bewunderte. Sein eigener Charakter war damals noch ziemlich unfertig und entwickelte sich auch später niemals zu einer großen Bestimmtheit und Abgeschlossenheit. Wenn er daher einmal schreibt: „Sehr viel trug zu der Revolution in meiner Seele meine mit dem Jahre 1761 angefangene Connexion mit den Bewohnern des gräflich Stadionischen Schlosses Warthausen, besonders mit Herrn La Roche bei“, so ist die Grundvoraussetzung dieser tiefgehenden Beeinflussung weniger in der sensualistischen Veranlagung Wieland's, — auf diese wirkte mehr die hedonistische Richtung Stadion's selbst ein — als in der überlegenen Charakterreife seines neugewonnenen Freundes zu suchen. „J'ai toujours senti la grande supériorité, qu'il a sur moi“ sagt er selbst von La Roche und von ihm ist er sich stets des Vorwurfs der Schwäche gewärtig, weil er glaubt „[qu']il regarde comme follie ce que nous appelons sentiment“. Hätte Gruber diese erst neuerdings bekannt gewordene Briefstelle aus dem Jahre 1763 gekannt, so würde er nicht so nachdrücklich betonen, daß in dem Charakterbild, das Wieland von La Roche entwirft, gerade jene eigentümlichen Züge fehlen, durch welche dieser einen so großen Einfluß auf ihn gewann. Denn diese Stelle enthält in nuce schon die später von Goethe hervorgehobenen Eigentümlichkeiten La Roche's, denen Gruber jenen Einfluß zuschreibt. Die unklare Sentimentalität in dem Wesen des Dichters, aus welcher er trotz mannigfacher Entwicklungsphasen nur sehr schwer herauskam, fühlte sich durch die ruhig heitere Verstandesklarheit La Roche's stets gemeistert, so daß es beinahe zu verwundern ist, daß dieser in kurzer Zeit thatsächlich nicht nur der Freund seines Geistes, sondern auch ihm selbst unbegreiflich, seines Herzens wurde.

La Roche erschien ihm als „homme de bien, humain, sage“, als „un des hommes les plus éclairés qu'il y a“, als „einer der ausgearbeitetsten Köpfe“ und als „ein großer Kenner der Menschen und der menschlichen Dinge“. An ihm schätzte er eine ausgebreitete Gelehrsamkeit und die Kenntnis dessen, was Shaftesbury von seinem Virtuosen fordert, d. h. er war ihm die Verkörperung des καλὸς κἀγαθός.[1]) „Wenn Sie ihn, schreibt er

im Jahre 1769 an Salomon Geßner, in seiner Gallerie von Malereien oder am Klavier hören sollten, würden Sie Mühe haben, zu begreifen, daß dieser Mann, der ein großer Kenner und Meister in den schönen Künsten ist, an Geschicklichkeit im Kabinet und Erfahrenheit in Geschäften wenige seinesgleichen hat. Alles, was ich Ihnen von diesem meinem würdigen guten Freunde Gutes gesagt habe, wird durch die Eigenschaften seines Charakters vollkommener gemacht. Er ist in dem ganzen großen Umfange des Wortes ein rechtschaffener, edelmütiger Mann, ein Menschenfreund, und sein Herz ist mit dem Vergnügen, Gutes zu thun, vertraut, es ist für die Freundschaft und für jedes Sentiment, welches der menschlichen Natur Ehre bringt, gemacht." Enthält dieses von Wieland entworfene Charakterbild nicht zugleich auch die Bestätigung eines Kenners, daß es dem Grafen von Stadion gelungen war, die Erziehung seines Lieblings zu einer wahrhaft encyklopädischen im Sinne der englisch-französischen Aufklärung zu gestalten? Eine solche Erziehung war aber von jeher das Ideal des Dichters gewesen, der schon in Klosterbergen durch das Studium von Bayle's „Dictionnaire" den Grund zu seiner wahren Weltanschauung gelegt hatte, zu der er sich nach einer vorübergehenden Abschweifung eben durch La Roche zurückführen ließ, weil er in ihm einen in sich einheitlichen und harmonischen Vertreter derselben kennen, achten und lieben lernte.

Bei diesem Verhältnis der beiden Männer zu einander ist es nicht zu verwundern, daß Wieland seinen neuen philosophischen Mentor, von Sophie abgesehen, zum alleinigen Vertrauten seiner Autorschaft an dem „Don Sylvio" machte. Denn dieses Werk ist die erste Bekenntnisschrift seiner veränderten Weltanschauung. Bei der Übersendung des zweiten Teils läßt er ihn ausdrücklich wissen, das Buch sei nicht für alle Leute lesbar, La Roche werde aber schon herausfinden, was er damit machen könne. Man wird daher im Zusammenhang mit dieser Andeutung am Schluß des „Don Sylvio" bei dem Philosophen Don Gabriel, der sich mit Naturwissenschaften beschäftigt, aller Metaphysik abhold und boshaft genug ist, den Damen die schönsten Dinge von der Welt in der Modesprache Karls des Zweiten zu sagen, nicht sowohl mit Öster-

dinger an Wieland selbst, sondern eher an La Roche zu denken haben, zumal da der Dichter bei Donna Felicia sicherlich Sophie im Auge hatte.

Sophie's Gatte kehrt auch in Wieland's zweitem Bekenntnis seines neuen Glaubens, in dem bereits 1762 begonnenen, aber erst 1766–1767 erschienenen „Agathon" wieder. Hier tritt seine Einwirkung auf den Dichter schon viel deutlicher zutage. „Mit La Roche, bemerkt bereits Gruber richtig, ging es ihm genau, wie Agathon mit Aristipp, als beide sich zu Syrakus wiedersahen: Aristipp fand bei Agathon eine Gefälligkeit, eine Mäßigung, eine Politur, welche ihm zu beweisen schien, daß Erfahrungen von mehr als einer Art eine starke Veränderung in seinem Gemüte gewirkt haben müßten. Agathon fand bei Aristipp etwas mehr als bloßen Witz, er fand Beobachtungsgeist, eine gesunde Art zu denken, eine Freiheit und Richtigkeit der Beurteilung, welche den Schüler des weisen Sokrates in ihm erkennen ließen. Diese Entdeckungen flößten ihnen natürlicher Weise ein gegenseitiges Zutrauen ein, welches sie geneigt machte, sich weniger vor einander zu verbergen." Zudem bekennt Wieland selbst in einem Brief an Riedel vom August 1768 noch ganz ausdrücklich, er habe bei seinem Aufenthalt in Warthausen Gelegenheit gehabt, Kenntnisse zu sammeln und Beobachtungen zu machen, ohne welche weder „Agathon" noch andere Ausgeburten seines Humors das wären, was sie seien. Er hat den Aristipp-Typus später in seinem gleichnamigen Roman künstlerisch ausgestaltet und hierin auch insofern die Anknüpfung an La Roche beibehalten, als dessen Enkelin Sophie das Vorbild seiner Laïs ist.[1])

La Roche's und Wieland's Beziehungen wurden in den Jahren 1762–1766 immer intimere. Sie besuchten einander, so oft sie dazu Gelegenheit hatten; La Roche griff wiederholt tief in die Lebensschicksale des Dichters ein, und dieser nahm seinerseits an allem, was den Freund betraf, stets den regsten Anteil. Ihr Verkehr hätte durch Sophie's Schwester, die Frau Bürgermeisterin von Hillern in Biberach, wesentlich erleichtert werden können, wenn dem nicht die Roheit ihres Gatten hinderlich im Wege gestanden wäre. Daher verkehrten sie meist schriftlich miteinander, wobei in der Regel Sophie die Vermittlerin spielte. In dieser Correspondenz nennt

Wieland den Freund gelegentlich in vertraulich-humoristischer Weise „Papa“ oder den „Alten vom Berge“.

La Roche stand dem Dichter auf seine wiederholten Bitten während seines langwierigen Prozesses in Biberach stets mit Rat und That hilfreich zur Seite. Seiner Vermittlung hatte er es zu danken, daß auch der Graf von Stadion mit seinen mächtigen Verbindungen in Wien für ihn eintrat und seine Sache zu einem befriedigenden Austrag brachte. Die Freundschaft von Sophie's Gatten kam Wieland aber auch bei seinen dichterischen Arbeiten zugute, wie wir dies bereits bezüglich seiner Shakespeare-Übersetzung gesehen haben; La Roche übermittelte des Dichters Werke an Stadion und Grosschlag und leistete dadurch mittelbar der deutschen Litteratur und ihrer Wertschätzung in den hohen Adelskreisen einen großen Dienst. Schreibt doch Wieland im Oktober 1764 an Geßner: „Aurora[1]) hat sogar meinen alten, ehrwürdigen Protektor, den Grafen von Stadion, von seinem wohl hergebrachten Vorurteile wider die deutsche Poesie bekehrt; er wunderte sich gar zu sehr, daß man das alles in deutscher Sprache sagen könne; denn bisher kannte er die deutsche Sprache nur aus Akten, Urkunden und Ministerialschriften.“ — Als sich Wieland im Jahre 1763 um eine Professorstelle in Göttingen bewerben wollte, warnten ihn La Roche und Stadion zugleich vor dieser ihrem Urteil zufolge abscheulichen Stadt, die sie beide wohl von ihrer hannöverischen Gesandtschaftsreise her kannten. Die Fürsorge und das Interesse des Freundes für Wieland ging sogar soweit, daß er sich gelegentlich für einen Bekannten des Dichters bei einer städtischen Wahlangelegenheit bemühte und ihm auch sonst trotz seiner vielen eigenen Amtsgeschäfte bei seinen Biberacher Kanzleiarbeiten behilflich war.

La Roche wurde aber auch durch Sophie's Vermittlung der Vertraute Wieland's in seinen intimsten Herzensangelegenheiten und leistete ihm in den daraus entstehenden Verlegenheiten die schätzbarsten Freundschaftsdienste. Schon bei der Lösung der für den Dichter so unangenehmen Verlobungsgeschichte mit Fräulein Behringer im Spätjahr 1763 stand er ihm hilfreich zur Seite; viel schätzenswerter war für ihn aber gleichzeitig sein Beistand in der noch viel heikleren Angelegenheit mit Christine Hagel.[2]) In diesen für ihn so

unrühmlichen Liebeshandel weiht er zunächst nur Sophie und dann erst widerstrebend auch ihren „kalten“ Gatten ein, da er sich aus Scham über seine Schwäche nicht vor ihm zu zeigen getraut. Denn thatsächlich hatten Indiscretionen anderer über dieses Verhältnis schon zu Verstimmungen zwischen ihm und den beiden Gatten geführt; wenn La Roche damals seiner Frau ihre Anhänglichkeit an Wieland gelegentlich verübelt hätte, so wäre dies mehr als begreiflich, da Sophie stets in Gefahr war, durch den unvorsichtigen Dichter kompromittiert zu werden. Trotzdem ließ er ihn nicht im Stich. Wieland bittet ihn in seiner bedrängten Lage schließlich flehentlich um Rat und ersucht ihn, sich in seiner Sache an den Kurfürsten von Mainz als den Erzbischof der Diözese Constanz wegen eines Dispenses vom öffentlichen Aufgebot mit Christine zu wenden. Als ihm La Roche erklärt, der Bischof werde sich darum nicht kümmern, bittet er ihn, den Nuntius in Luzern darum anzugehen. Er frägt ihn um Rat wegen der Gesetze über die religiöse Erziehung von Kindern aus Mischehen, da er fürchtet, das Kind, das seine katholische Geliebte ihm schenken werde, könne durch den Einfluß ihrer von Priestern und Ordensleuten fanatisierten Mutter in die Gewalt der Mönche geraten. La Roche hielt den Dichter in dieser ganzen Angelegenheit von leidenschaftlichen Überstürzungen zurück und streckte ihm mit großer Liberalität das Geld vor, das er für seine nächsten Verpflichtungen Christine gegenüber benötigte. Durch eine fast komische Ironie des Schicksals wurde der ursprünglich mit so idealen Absichten der Familie La Roche zugedachte „Don Sylvio“, durch den unwürdigen Liebeshandel mit Christine das einzige Buch, das Wieland, um eine Summe Geldes zu bekommen, in Biberach schrieb. Denn die „zweite, ihm sehr teuere Person“, für die er damals Geld schaffen mußte, und für welche er das erste und das letzte Mal um ein Honorar schrieb, ist niemand anders als eben Christine.

La Roche war schließlich auch an dem für Wieland so befriedigenden Abschluß seines Liebeslebens beteiligt, insofern der Dichter im Jahre 1765 in seinem Hause Dorothea Hillenbrand kennen lernte, welcher der treue Freund trotz ihrer reizlosen Einfalt stets die freundlichste Aufmerksamkeit bewies. Wie gut um diese Zeit La Roche mit Wieland stand, kann

man schon daraus schließen, daß der Dichter Sophie im Sommer 1766 in das Bad Lauchstädt begleiten durfte, wo sie J. G. Jacobi und Gleim kennen lernte.

In den freundschaftlichen Beziehungen La Roche's zu Wieland trat jedoch in demselben Sommer durch einen Rechtsstreit des Grafen von Stadion mit der Stadt Biberach eine starke Störung ein. Im Laufe dieses Prozesses mußte der Dichter als Biberacher Kanzleidirektor von Amtswegen auf ein Schreiben La Roche's antworten, das dieser als Rechtsvertreter Stadion's an den Rat von Biberach gerichtet hatte. Dabei griff er den Concipienten der Warthausener Epistel mit bitterem Spotte an — „quelques égratignures“ nennt er es selbst — und that gar nicht, als ob er wüßte, daß Stadion und La Roche selbst die Concipienten seien. La Roche seinerseits reiste bei den benachbarten Prälaten und Klöstern herum, und hetzte gegen Biberach; ja, er ignorierte den Zweck eines später von Wieland an ihn persönlich gerichteten Rechtfertigungsschreibens so sehr, daß er es als juristisches Material gegen ihn benützte. Die Sache kam schließlich so weit, daß der Graf von Stadion dem Dichter die anfangs schriftlich garantierte Sicherheit auf dem Warthausener Gebiete kündigte, worauf jeder unmittelbare und eine Zeit lang sogar auch der durch die versöhnlicher gestimmte Sophie vermittelte Verkehr zwischen Wieland und La Roche aufhörte. In diesen traurigen Fehdezustand fallen wohl die „Mißhandlungen“, denen Wieland's Angabe zufolge Sophie als seine Anhängerin vonseiten La Roche's ausgesetzt war. Im Grunde genommen legt die ganze Angelegenheit nur ein rühmliches Zeugnis für die große Berufstreue La Roche's und Wieland's ab. Das Zerwürfnis währte vom Sommer 1766 bis zum Herbst 1768. Die Möglichkeit einer gegenseitigen Wiederannäherung und einer befreienden Aussprache wurde vollends erschwert durch die im Herbst 1766 erfolgte Übersiedelung Stadion's und La Roche's nach Schloß Bönnigheim im Zabergäu, das damals zu Vorderösterreich gehörte, aber ganz vom Württembergischen eingeschlossen war. Diese besonders durch ihren Weinbau wertvolle Besitzung pflegte der Graf ohnehin alle zwei Jahre für kurze Zeit zu besuchen.

Der so ganz isolierte Dichter vollendete im Frühjahr 1767

den zweiten Teil des „Agathon“ und hierin gab er seiner Erbitterung über die Großen und über die Unzuverlässigkeit ihrer Gunst so ungehinderten Ausdruck, daß Sophie in einigen Bemerkungen über „les ministres et leurs suppôts“, wie wir von Wieland selbst erfahren, „de la bile“ zu finden glaubte. Allein es findet sich auch in der ersten Ausgabe — in den folgenden sind alle derartigen Ausfälle weggelassen — keine einzige Stelle, welche man als einen persönlichen Hieb gegen La Roche auffassen könnte. Vielmehr wird man eher die im fünften Kapitel des neunten Buches vorkommende Rettung des Aristipp als eine Fortsetzung der im ersten Teile enthaltenen Huldigung Wieland's für seinen alten Freund halten dürfen. Denn bereits seit dem April 1767 greift in den Briefen des Dichters an Sophie La Roche gegenüber wieder eine versöhnlichere Stimmung Platz, und aus einer Erklärung Wieland's aus der ersten Hälfte des Jahres 1768, er wolle zuerst Sophie's Gatten und dann den Grafen besuchen, um sich zuvor von jenem sagen zu lassen, wie er sich diesem gegenüber geben solle, kann man auch auf ein Entgegenkommen vonseiten La Roche's schließen. Dies wird noch bestätigt in einem zwischen April und Oktober dieses Jahres zu setzenden Brief, in welchem der Dichter „le coeur noble et généreux de la Roche“ dankbar anerkennt. Bereits im November machte Sophie dem Freunde Hoffnung auf eine Zusammenkunft; La Roche war demnach noch Ende 1767 mit Stadion wieder nach Warthausen zurückgekehrt. Er hatte den Grafen, der den Dichter schon längst schmerzlich vermißte, diesem wieder günstig zu stimmen versucht, und nun stand der endgültigen Aussöhnung nichts mehr im Wege. Im Hause von Wieland's Eltern, deren Achtung und Verehrung sich La Roche schon lange erfreute, traf er zum erstenmale wieder mit dem Dichter zusammen, und dieser wurde, als er am darauffolgenden Sonntage La Roche besuchte, in herzgewinnender Weise von ihm aufgenommen. Im Spätjahr 1768 begrüßte auch Stadion im Warthausener Schloßgarten Wieland wieder wie einen alten Bekannten, und alle Zwietracht war mit einem Mal vergessen.

In der Zwischenzeit, wahrscheinlich am Ende des Frühjahrs 1768, war La Roche, dessen Constitution, wie Sophie

und Wieland übereinstimmend versichern, unter der übergroßen Last seiner Amtsgeschäfte zu erliegen drohte, so schwer erkrankt, daß man sich, allerdings vergeblich, an den berühmten Schweizer Arzt Zimmermann wandte, den sein Freund Wieland bereits im Jahre 1762 hatte für Stadion nach Warthausen ziehen wollen. Während seine Genesung langsame Fortschritte machte, interessierte sich La Roche wieder nach wie vor für alles, was in Biberach vorging. Unter den Berichten, die er hierüber von Wieland erhielt, enthält einer vom Frühjahr 1768 eine drastisch-komische Schilderung einer Prozession der Biberacher um ihre Stadt. Er verfolgte aber auch das dichterische Schaffen seines Freundes mit reger Teilnahme: seinen „Idris" las er mit Genuß und erkundigte sich auch nach seiner „Musarion".[1])

Allein der Wiedergenesene sollte sich nicht lange der wieder hergestellten Harmonie des alten Freundschaftsbundes freuen. Am 28. Oktober 1768 starb Graf von Stadion, der die Seele desselben gewesen war. Als konsequenter Skeptiker hatte er tags zuvor noch Wieland aufs Gewissen gefragt, ob wohl Sokrates und Plato de bonne foi eine Unsterblichkeit behauptet hätten. Nach der bejahenden Antwort des Dichters, die ihn keineswegs befriedigte, legte er noch bei verschlossener Thüre die Beichte ab und empfing die Sterbesakramente seiner Kirche. Muß einem bei diesem auffallenden Compromiß nicht das „Sta bene cum Domino Abbate" des alten Voltairianers und die frivole Beichte einfallen, die La Roche in seinen „Mönchsbriefen" dem Herrn Baron in den Mund legt: „Macht's kurz, Herr Pfarrer; ich möchte mich gerne bessern, aber ich bin zu alt; doch nehme ich mir's vor. Keine lange Buß; sie wird sonst schlecht verrichtet — und ein Cavalier kann nicht beten wie seine Bauern"? — — — — Wieland und La Roche hatten bei dem großartigen Leichenbegängnisse ihren Platz unter den nächsten Angehörigen des gräflichen Hauses; sie wurden auch von Stadion's Erbfolgern beauftragt, gemeinsam die Teilungsgeschäfte vorzunehmen.

Bald nach dem Tode Stadion's mußte sich La Roche auch von Wieland trennen, da dieser einem Ruf an die von Emmerich Joseph neu organisierte kurmainzische Universität Erfurt

folgte. Zu dieser Berufung hatte La Roche mit seinem großen Einfluß in Mainz viel beigetragen. In den letzten Tagen des Jahres 1768 war nämlich der diplomatische Agent von Kurmainz in Wetzlar, Kammergerichtsassessor von Loskant, der früher einmal bei dem alten Grafen Sekretair gewesen war, bei dem neuen Herrn von Warthausen zu Besuch. Dieser sprach mit dem Dichter beiläufig von einer eventuellen Berufung nach Erfurt und kam damit einem Wunsche entgegen, den Wieland bereits ein halbes Jahr vorher Riedel gegenüber geäußert hatte. Wieland redete mit La Roche über die Sache, und dieser fand kurz darauf Gelegenheit, mit Grosschlag davon zu sprechen. Bei dem Großhofmeister galt La Roche, wie Wieland einmal sagt, alles, „id quod non est mirum, qui ille est magnum virum!“ Aber auch von dem Dichter hatte der „Minister Bel esprit“, wie er ihn nennt, eine gute Meinung: er war ein großer Gönner von seiner „Musarion“. Deshalb schrieb er, nachdem ihn La Roche noch einmal besonders von Wieland's gutem Willen versichert hatte, im ersten Feuer an den Administrator der Erfurter Hochschule, den aufgeklärten Statthalter von Erfurt, der ein Bruder des Kurfürsten und ebenfalls mit La Roche gut bekannt war. Der Dichter beriet sich mit seinem Freunde über das Projekt und schrieb auf dessen Weisung unverzüglich am 26. Januar 1769 selbst an Grosschlag, aus dessen Augen der Kurfürst sah, worauf im Februar seine Berufung erfolgte. Am zweiten Tage nach Pfingsten 1769 verließ er Biberach, aber mit ihm zog nach Erfurt Fritz La Roche.[1]) das schöne Ebenbild seines Vaters, um aus der genialen Schule des verstorbenen Grafen von dem Dichter und neuernannten Philosophieprofessor auf einen geregelteren Bildungsweg übergeleitet zu werden. Durch Fritz, sagt Sophie in ihrer „Sternheim“, unterhielt Wieland die Verbindung seines Herzens mit La Roche.

VI.

La Roche als Stadionischer Amtmann in Bönnigheim.

Durch eine besondere Klausel seines Testaments hatte der alte Graf von Stadion seinen geliebten Pflegesohn zum Amtmann von Bönnigheim gemacht, und der neue Herr von Warthausen, Graf Franz Damian Hugo Conrad von Stadion, brachte diese Bestimmung auch pünktlich in Erfüllung. La Roche schlug, wie Wieland berichtet, die Gelegenheiten, an großen Höfen eine bedeutende Rolle zu spielen, trotz der dringendsten Anerbietungen standhaft aus, um die Stadionische Familie, der er unentbehrlich war, als erster Rat und Syndikus die Wirkung der außerordentlichen Ergebenheit, die er für ihren Vater hatte, noch weiter genießen zu lassen. Kaum einigermaßen von schwerer Krankheit genesen und untröstlich über den Tod seines väterlichen Wohlthäters, wäre er auch schwerlich in der richtigen Verfassung gewesen, einen entscheidenden Entschluß für sein ferneres Leben zu fassen, selbst wenn er sich nicht durch Stadion's letzten Wunsch für gebunden erachtet hätte. Da diese Verfügung ihn auch materiell sicher stellte, so suchte er sich, so schwer es ihm auch bei seinen delikaten Beziehungen zu den Stadionischen Erben fallen mochte, dennoch in die neuen Verhältnisse einzugewöhnen. Da es in Warthausen anfangs noch viel zu ordnen und zu erledigen gab, so war sein Aufenthalt zwischen Bönnigheim und seinem alten Wirkungskreise stets geteilt.

Vor allem andern hatte er aber, nachdem die dringendsten Angelegenheiten besorgt waren, Erholung und Aufheiterung nötig. Zu diesem Zwecke unternahm er, von Wieland

reichlich mit Empfehlungen ausgestattet, im Frühjahr eine Reise in die Schweiz, deren Schneeberge er so manches Jahr von den Fenstern seiner Amtswohnung aus von ferne bewundert hatte. Dieses Land, dessen politische Verfassung er aus den helvetischen Schriftstellern und aus andern Quellen genugsam kannte, wollte er durch eigene Anschauung kennen lernen, seine schöne Natur betrachten, alles dasjenige, was die Ökonomie und die Landwirtschaft betraf, studieren und die Bekanntschaft der vorzüglichsten Männer machen. Vor allem war er auf Salomon Geßner gespannt, dessen idyllische Dichtungen er bewunderte und nach Sophie's Zeugnis mit hohepriesterlicher Würde vorzulesen verstand, ferner hatte ihn Wieland auf Bodmer und Breitinger, Kanonikus Geßner, den Maler Füßli, den als Arzt, Patriot und Schriftsteller verdienten Ratsherrn Dr. Johann Kaspar Hirzel und endlich auf Fäsi und Kleinjogg besonders aufmerksam gemacht. Da dieser letztere auch weiterhin La Roche's Interesse auf sich zog und auch sonst in der zeitgenössischen Litteratur eine gewisse Rolle spielt, sei hier kurz dasjenige über ihn bemerkt, was in den engen Rahmen dieser Skizze sich passend einfügt. In dem philosophischen Bauern Kleinjogg, der eigentlich Jakob Gujer hieß und gewöhnlich Klijogg genannt wurde, wollte man damals den Rousseauischen Normalmenschen erblicken. Wieland war bereits im Jahre 1761 durch Hirzel's Werk „Die Wirtschaft eines philosophischen Bauers" für ihn interessiert worden, auf das ihn seine Freundin Julie von Bondeli aufmerksam gemacht hatte. Er hatte das Buch, das für ihren Freund Rousseau ins Französische übersetzt werden sollte, im Jahre 1762 mit Begeisterung gelesen und darum riet er auch wohl La Roche, Kleinjogg zu besuchen. Hirzel, der mit seinem Helden einen wahren Kultus trieb, führte u. a. auch den preußischen Landgrafen Dohna und den Prinzen Ludwig Eugen von Württemberg, den philanthropischen Verehrer Rousseau's, in sein Haus nach Wermetschwyl zwischen Uster und Pfäffikon. Der Prinz ging damals im Bad Schinznach sogar Arm in Arm mit dem Bauern spazieren. Im Juni 1775 führte Lavater[1]) Goethe und die Gebrüder Stolberg zu ihm, was wir aus einem Brief Goethe's an Sophie von La Roche erfahren. Er schickte ihr ein Stück Brot, das er an seinem

Tisch geschnitten, nach Frankfurt. Sein Interesse für den Bauern teilte sich auch dem Herzog Karl August von Weimar mit, der ihn im Jahre 1779 aufsuchte. Auch der Markgraf Karl Friedrich von Baden, der Fürst von Anhalt-Dessau und der Dichter Heinse lernten ihn durch Hirzel kennen. Im Jahre 1777 erschien zu Lausanne eine dem „Menschenfreund" Mirabeau gewidmete französische Übersetzung des Hirzel'schen Buches. La Roche selbst bemühte sich später in Trier für die Verwertung desselben in den Landschulen, und auch Sophie erwähnt Kleinjogg wiederholt in ihren Schriften.

Auf seiner Schweizerreise besuchte La Roche zuerst Schaffhausen; hier bewunderte er das schöne Naturalienkabinet des Dr. Amon und hinterließ bei dem Besitzer das Andenken eines hochachtbaren, kenntnisreichen und liebenswürdigen Mannes. In Basel galt sein Besuch dem gelehrten Ratschreiber Isaak Iselin, dem er bereits im Jahre 1764 brieflich von Wieland in leuchtenden Farben geschildert worden war, als der Dichter durch Iselin's Vermittlung einen Arzt für Stadion suchte. La Roche hatte die „Geschichte der Menschheit" bereits mit großem Genuß gelesen, als er durch Wieland erst den Namen ihres Verfassers erfuhr. Er speiste bei ihm zu Nacht, und Iselin schrieb am 19. August in sein Tagebuch: „Herr La Roche ist ein schätzbarer Mann, er schwatzt ein bischen zu viel, aber der Mann hat einen ungemeinen Geist. Sein Umgang ist im höchsten Grade angenehm und nicht wenig lehrreich." Später korrespondierten die beiden Männer miteinander, und Iselin's Bestrebungen zur Hebung der Landbevölkerung spiegeln sich auch in Sophie's späteren Schriften wieder. Wie viel sie der „Geschichte der Menschheit" verdanke, hebt sie in der „Pomona" vom Jahre 1784 ausdrücklich hervor. In Zürich wurde La Roche namentlich von Hirzel und Schultheß freundlich aufgenommen, der durch seinen Sohn mit Lavater und durch seine Tochter mit Haller in verwandtschaftlichen Beziehungen stand. Das junge Paar Schultheß-Lavater besuchte La Roche später in Speier. In Lausanne bewiesen ihm die Töchter des berühmten Geschichtschreibers Rapin de Thoyras, Madame Blaquière und Frau von Friesheim, viele Achtung und Güte. In Genf gewann er die Liebe und Verehrung der beiden damals berühmten Maler Liotard und Huber. Der letztere, dessen

Kunstfertigkeit sich auch im Ausschneiden von Portraits und Landschaften geltend machte, wollte infolge einer übeln Laune La Roche's Besuch nicht annehmen, aber dieser versüßte sich die Langeweile des Wartens durch Spielen auf dem Klavier des Malers. Huber fand sein Spiel so vortrefflich, daß er seine Malerei und alles stehen ließ, herbeieilte und dann La Roche's Kunst mit Werken der seinigen belohnte, indem er ihm zwei sehr ähnliche Portraits von Voltaire schenkte. Eine von diesen Silhouetten, die der Maler in Gegenwart seines Gastes schnitt, zeigte den Poeten in seinem Garten, wie er eine Schnecke betrachtete und über sie philosophierte. La Roche, der den französischen Dichter vielleicht in Mainz persönlich hatte kennen lernen, hatte sich nämlich auch nach Ferney begeben und die dortige Besitzung Voltaire's besichtigt. In Bern bildete für ihn den Hauptanziehungspunkt die geistreiche Julie von Bondeli, von welcher ihr Freund Rousseau einmal sagte: „Mademoiselle de Bondeli réunit les qualités les plus distinguées de l'esprit humain, le génie de Leibnitz et la plume de Voltaire.“ La Roche war mit ihr schon im Jahre 1762 durch Sophie's Vermittlung brieflich bekannt geworden. Ihrem Briefwechsel mit Sophie und Wieland verdankte er manche Nachrichten über Schweizer Bekannte und namentlich über die Schicksale des damals von der politischen und religiösen Intoleranz verfolgten Rousseau, für welchen er und seine Gattin großes Interesse hegten. Schon die einzige Thatsache, daß der „Emile“ durch einen Hirtenbrief des Erzbischofs von Paris verketzert und von Henkershand verbrannt wurde, mußte den Schüler Stadion's für seinen Verfasser einnehmen. Julie von Bondeli ist es vor allem zuzuschreiben, daß Sophie in ihrer Weltanschauung allmählich von Voltaire zu dem Bürger von Genf überging. Für La Roche war die Verbindung mit Julie aber besonders deswegen schätzenswert, weil sie ihm für den praktischen Hauptzweck seiner Reise wichtige Auskünfte verschaffte. Er hatte diese nämlich, von seiner persönlichen Erholung abgesehen, hauptsächlich in der stillen Absicht unternommen, sich in der Schweiz einen passenden Ort zu suchen, wo er ein Landgut kaufen und fortan von der Landwirtschaft leben könnte. Julie's Freund Kirchberg hatte ihm hiefür das Waadtland vorgeschlagen, während sie selbst die Graf-

schaft Neufchâtel für geeigneter hielt. Hier, wo sie sich vorübergehend bei der Generalin Sandoz aufhielt, meinte sie, müsse es La Roche gefallen wegen des Klimas, wegen der vielen daselbst ansässigen Fremden, besonders aber wegen der großen religiösen und politischen Freiheit, der sich die Bewohner erfreuten. Denn diese standen damals unter der strittigen und daher nicht sehr energisch geltend gemachten Oberhoheit Friedrich's des Großen. Der aufgeklärte Preußenkönig hatte ja gerade in Neufchâtel dem flüchtigen Rousseau im Jahre 1762 ein Asyl eröffnet. Julie vermittelte auch La Roche's Bekanntschaft mit dem als Patriot, Landwirt und Schriftsteller rühmlich bekannten Tschifely und riet ihm, seinem Beispiel zu folgen und sich auf den Anbau der Krabbpflanze für die Zitzfabriken zu verlegen, womit Tschifely günstige Resultate erzielt habe.

La Roche's erstes Zusammentreffen mit Julie war höchst sonderbar. Als er mit einem Brief Sophie's in der Hand bei ihr eintrat, fand er Julie mit ihrer Freundin Frau von Watteville, war aber nicht wenig überrascht, als erstere ihn mit staunendem, befremdeten Blick ansah und nach seinen ersten Worten aus dem Zimmer eilte. Er sah ihr nach und wie fragend auf Frau von Watteville, was dies zu bedeuten habe. Diese lächelte und gestand ihm, Julie habe bisher von Sophie nichts über ihn erfahren, als daß er kurmainzischer Hofrat und dem Grafen von Stadion attachiert sei. Nachdem ihr nun seine Gattin sein Kommen angekündigt, habe sie sich ihn als einen ältlichen, rechtschaffenen Geschäftsmann in ländlicher Kleidung und mit gemessener Sprache vorgestellt; sie könne sich nun gewiß nicht darein finden, anstatt eines solchen einen schönen, eleganten Mann von Weltkenntnis und vollkommen französischem Ton vor sich zu sehen. Nun kam Julie selbst zurück und lachte herzlich mit La Roche über das unrichtige Bild, welches sich ihre Phantasie von ihm entworfen hatte. „Jugez, ma chère Sophie, schreibt sie selbst in der Schilderung dieser komischen Episode, comme je suis charmée d'avoir trouvé tout un autre La Roche que celui que j'avais imaginé, et comme personne ne me contrariait dans mon idée, elle prenait d'autant plus de forces si bien qu'en voyant le véritable Monsieur de La Roche j'avais l'air d'attendre un autre; nous nous sommes amusées de tout cela avec lui, et il nous

a laissé bien des regrets. Peu d'étrangers ont autant de succès que lui à Berne; il peut sans ostentation me ranger au nombre de ceux qui souhaitent avec ardeur de voir renaître les moyens de cultiver sa connaissance." Unter die, welche diesen Wunsch hegten, gehörten vor allem Julie's nähere Bekannte, die Damen Sels, Watteville und Sandoz, und ebenso erfüllte La Roche's Charakter, sein Geist und seine freundliche Dienstfertigkeit auch einen anderen alten Berner Bekannten von Wieland, den Professor Wilhelmi, mit hoher Achtung für ihn

Das einfachste Mittel, Julie's Hoffnung zu erfüllen, wäre die Durchführung von La Roche's Auswanderungsplan gewesen. Allein seine genauen Beobachtungen über die Schweizer Verhältnisse, die er nach der Sitte der damaligen Zeit in seinem Reisetagebuch aufzeichnete, ließen ihn wieder von diesem Vorhaben abkommen. Neu gestärkt an Leib und Seele, voll Begeisterung für die Schweiz und voll schöner Eindrücke von ihren hervorragenden Geistern, kehrte er daher im September 1769 nach Bönnigheim zurück, um bis auf weiteres hier zu verbleiben.

Ganz ohne allen Reiz waren auch hier die Verhältnisse nicht, unter denen er nun zu leben hatte, wenn auch die vielseitige Anregung der Warthausener Gesellschaft ihm jetzt mangelte. Zudem hatte er und Sophie sich bereits während des freiwilligen Exils, in das sich der Graf von Stadion während seines Streites mit Biberach zurückgezogen hatte, mit dem Leben in Bönnigheim vertraut machen und befreunden müssen. Damals bestand, abgesehen von einer Reise nach Stuttgart und auf die Solitude, für sie wie für den alten Grafen die einzige Anregung in dem Verkehr mit dem evangelischen Geistlichen Johann Jakob Brechter in dem bei Heilbronn gelegenen gräflich Neupergischen Marktflecken Schwaigern.[1]) Dieser merkwürdige Mann war nach einer abenteuerlichen Jugend und einer bewegten Amtsthätigkeit in Biberach, aus welcher Wieland eine komische Episode in seine „Abderiten" verflochten hat, hier Diakonus geworden und beschäftigte sich in seinen Mußestunden mit pädagogischer Lektüre und Schriftstellerei. Daß er ein vielseitig gebildeter und anregender Gesellschafter war, geht schon daraus hervor, daß er dem gelangweilten Stadion thatsächlich eine Zeitlang den Umgang Wieland's

ersetzte. Brechter hatte in Tübingen mit einer Arbeit „De religione in genere et speciatim naturali" promoviert und gab im Jahre 1768 „zwei Predigten über die christliche Erziehung mit Anmerkungen über den Emil des Rousseau begleitet" heraus. Ende 1768 sollte ihm auf Bitten Wieland's der Erfurter Professor Riedel einen Verleger für ein druckfertiges Werk „über die physische und moralische Erziehung der Kinder in Briefen an einen Freund" suchen. Diese Schrift widmete er Sophie von La Roche und kritisierte darin Rousseau's „Emil" und den „Anti-Emil" (Émile chrétien) von Formey mit gleicher Freimütigkeit, wobei er indessen nicht selten Rousseau gegen seinen kurzsichtigen Gegner verteidigte. Das Buch wurde von Riedel durchgesehen, erschien jedoch erst 1773, ein Jahr nach dem frühen, am 23. März 1772 erfolgten Tode des Verfassers, unter dem Titel „Briefe über Rousseau's Emil."[1]) Verlegt wurde es in Zürich von Wieland's langjährigen Verlegern Orell, Geßner, Süeßlin und Compagnie, nachdem sie bereits 1772 Brechter's „Anmerkungen über das Basedow'sche Elementarwerk" herausgegeben hatten.

La Roche und namentlich seine Gattin waren bei ihrem erstmaligen Aufenthalt in Bönnigheim schon durch die zunehmende Kränklichkeit Stadion's und durch den Ärger über den Streit mit Wieland, noch mehr aber durch ein Vorkommnis in ihrer eigenen Familie in eine sehr gedrückte Stimmung geraten. Sie mußten nämlich, „durch den Zwang der Umstände", wie der dunkle Ausdruck bei Sophie lautet, genötigt, sich von ihren beiden Töchtern trennen und sie in das Klosterinstitut St. Barbara nach Straßburg[2]) bringen. Um beide aus ihrer melancholischen Verstimmung herauszureißen, regte sie Brechter zu schriftstellerischen Versuchen an. So entstand Sophie's erster und berühmtester Roman „Geschichte des Fräuleins von Sternheim", den sie mit großer Befangenheit begann. Denn „Was wird dein guter Mann sagen, mußte sie sich ängstlich fragen, was der Graf Stadion, sein großer Freund und Protektor, wenn sie dich so viel schreiben sehen?"

Der Verkehr mit Brechter, den Schiller zu den berühmten Württembergern seiner Zeit zählt, Schubart wegen seiner großen Einsicht in die physische Erziehung der Kinder mit Ballexert, Zückert und anderen medicinischen Autoritäten vergleicht und

Goethe nach Sophie's Schilderungen den „schwäbischen Merck" nennt, wurde von La Roche und seiner Gattin nach ihrer Übersiedelung nach Bönnigheim wieder freudig aufgenommen und eifriger als zuvor gepflegt. Brechter wurde Sophie's pädagogisches Orakel, und bei dem vorwiegend pädagogischen Charakter ihrer ganzen Schriftstellerei, deren Stoffe und Personen immer aus ihrer nächsten Umgebung hergenommen sind, ist es kein Wunder, daß sie ihn teils mit, teils ohne Namensnennung wiederholt in ihren Werken auftreten läßt. Er ist nach ihrem eigenen Geständnis das Muster all ihrer Pfarrherrn geworden. In ihrer Erzählung „Die glückliche Reise" wird er als pädagogische Autorität citiert, und in ihrem zweiten Roman, in „Rosaliens Briefen" wollte sie ihm sogar eine besondere „Apotheose" widmen, was sie aber später unterließ, da Goethe die dafür bestimmte Stelle nicht für geeignet hielt. Sophie und ihr Gatte erzeigten aber auch der in dürftigen Verhältnissen lebenden Familie des wackern Mannes schon vor seinem Tode werkthätige Beweise ihres Wohlwollens. Vielleicht kann man aus dem Sophie gegenüber geäußerten Wunsche Wieland's, für ihre „Gouvernante" einen liberalen Verleger zu finden „pour satisfaire à la bienfaisance de Votre coeur" schließen, daß sie den Ertrag ihres Werkes Brechter's Familie zukommen lassen wollte. Daß sie nach dem Tode Brechter's thatsächlich für dessen Hinterbliebene sorgte, geht aus einem Briefe Wieland's vom 15. Mai 1772 hervor. Wieland suchte seinen Freund, von dessen Genie und Talenten er bereits im Dezember 1768 Riedel gegenüber gesagt hatte, sie könnten in einem weiteren Umfange nützlich sein, als sein Kirchensprengel reiche, vermutlich anfangs 1771 als Theologieprofessor nach Erfurt zu ziehen; wenigstens stand Brechter um diese Zeit in eifriger Correspondenz mit dem Dichter wegen einer Angelegenheit, deren Erledigung sein College Riedel auf sich genommen hatte. Wieland hatte damals mit der Besetzung einer lutherisch-theologischen Professur zu thun und schrieb am 12. Juni 1771 an Sophie: „Brechter ist bestens rekommandiert". Als daraus nichts wurde, wollte seine Gönnerin ihn im August 1771 nach Darmstadt bringen,[1]) aber auch dieser Wunsch ging nicht in Erfüllung.

Brechter war es auch, der in La Roche den Ent-

schluß zur Reife brachte, die längst in ihm schlummernden Gedanken über die Reform des Mönchswesens schriftlich festzulegen und vor das Forum der Öffentlichkeit zu bringen. Jedoch soll sein Anteil an den „Mönchsbriefen" in dem diesen gewidmeten Kapitel besprochen werden.

Neben der Anregung, die La Roche und Sophie in Bönnigheim durch Brechter empfingen, bot ihnen namentlich ihr reger Briefwechsel mit Wieland in dieser Zeit manchen Ersatz für den mangelnden Verkehr mit der Außenwelt. Diese Correspondenz betraf vor allem zwei von einander sehr verschiedene Punkte: die Fertigstellung von Sophie's „Sternheim" und die Erziehung des jungen Fritz. La Roche ermutigte seine Gattin, wohl lediglich um sie aufzuheitern, selbst zur rüstigen Weiterarbeit an ihrem Roman, und Wieland zog hiefür auch noch Riedel als litterarischen Berater bei. Im Sommer 1770 sollte dieser die letzte Feile an das von dem Dichter korrigierte Manuskript anlegen; da gefiel ihm auf einmal der Name „von Sternheim" nicht mehr, und La Roche erhielt daher von ihm den Auftrag, unter den ausgestorbenen alten hochadeligen Häusern von Schwaben oder Sachsen einen andern zu suchen. Seine Bemühungen waren aber wohl vergebens, da der ursprüngliche Name trotz Riedel's Einsprache beibehalten wurde.

Daß La Roche seinen ältesten Sohn überhaupt aus dem Hause gab, daran war keineswegs Mangel an pädagogischem Interesse schuld. Schon durch den Gedankenaustausch mit Julie von Bondeli und Brechter hätte sein Denken auf die damals durch Rousseau und Basedow in den Mittelpunkt der öffentlichen Diskussion gerückte Erziehungswissenschaft gerichtet werden müssen, wenn er auch nicht der Zögling Stadion's gewesen wäre, dessen Aufklärungsbestrebungen nicht zum mindesten dem Jugendunterrichte gegolten hatten. Als er sich später im Kurfürstentum Trier von Amts wegen mit der Schulreform abgeben mußte, vertiefte sich sein Interesse für pädagogische Fragen immer mehr. Das österreichische Schulwesen studierte er im Jahre 1786 während seiner Wiener Gesandtschaft, doch entsprach der oberste Leiter desselben, Abt Ignaz von Felbiger, auf dessen Schriften sich auch die Mainzer Schulreform zum Teil stützte, seinen Erwartungen keineswegs.

zum Beweis, wie sehr er sich für die Pädagogik interessierte, kann Sophie's Roman „Rosalie und Cleberg auf dem Lande" angeführt werden. Denn hier läßt sie ihren Gatten sogar einen Erziehungsentwurf ausarbeiten, der aber allerdings nicht von ihm selbst, sondern von dem freigeistigen Akademiker La Mettrie herrührt. Wir lernen ihn hier auch als einen Verehrer Mendelssohn's in pädagogischen Dingen kennen. Bei der großen Arbeitslast, die ihm sein Amt auferlegte, hatte er aber nicht Zeit genug, die Erziehung seines Sohnes selbst zu leiten, und zudem hatte diesen der alte Graf, der sich aus pädagogischer Liebhaberei zuerst seiner angenommen hatte, zu allem mehr als zu geregelter Arbeit angehalten. La Roche wünschte daher vor allem bei seinem Sohne raschere Fortschritte zu sehen, wobei er sich in seinen Erwartungen jedoch merkwürdig übereilte. Wenigstens muß man es als eine Überstürzung ansehen, wenn er schon im April 1770 an Wieland in allem Ernst die Frage richtet, ob Fritz, der damals erst zwölf Jahre alt war, bereits ein lateinisches Buch verstehe. Diese Voreiligkeit ist aber freilich ganz natürlich bei einem Manne, dessen sicherlich nicht beschränkte Ausbildung bereits in seinem 19. Lebensjahre abgeschlossen war. Sollte aber auch die Stadionische Methode bei Fritz einer anderen Platz machen, so war dennoch La Roche ängstlich darauf bedacht, daß der Geist des alten Grafen sich bei seiner Erziehung nicht verleugne. Die Förmlichkeiten des katholischen Kultus sollte er beobachten, aber „point de prêtre pour son instruction!" Denn nichts war dem Vater verhaßter als Bigotterie. Als Wieland den jungen Fritz, um ihn zu bändigen, dennoch geistlichen Händen anvertraute, war er sehr besorgt, La Roche möge auch mit den schottischen Benediktinern als Lehrmeistern seines Sohnes nicht zufrieden sein, obwohl diese für seinen Religionsunterricht lediglich Fleury's Catechismus und Bossuet's „Exposition de la Foi chrétienne" benützten. Daß der Dichter zu seiner Entlastung und zur Empfehlung der Benediktiner gerade diese beiden Bücher anführt, ist deswegen höchst bezeichnend, weil Fleury und Bossuet gerade zwei gallikanische und darum nicht für orthodox geltende Autoritäten waren.

Durch die gemeinsame Sorge für den sehr schwer zu behandelnden Fritz und durch die vereinte Arbeit an Sophie's Roman

und, wie wir noch zeigen werden, auch an La Roche's „Mönchsbriefen" wurden die Beziehungen zwischen den beiden Familien Wieland und La Roche noch intimer als zuvor. Ein charakteristischer Beweis hiefür ist die Erklärung des Dichters, er wolle das im April 1770 von seiner Frau erwartete Kind, falls es ein Knabe sei, „Georg Friedrich" taufen lassen. Denn das waren die Vornamen La Roche's und des alten Grafen von Stadion.

Diesen konnte La Roche unter der neuen Aera nicht vergessen. Wie unbehaglich er sich unter dieser fühlte, geht schon aus seinem Plane, in die Schweiz auszuwandern, deutlich genug hervor. Demselben Gefühle entsprang es, wenn er im Frühjahr 1770 an Wieland halb scherz- halb ernsthaft schrieb, er habe vor, ein Schloß in Thüringen zu kaufen. Wir werden aber bei der Entstehungsgeschichte seiner „Mönchsbriefe" sehen, daß er auch fortwährend den Gang der Dinge in Mainz mit gespanntester Aufmerksamkeit verfolgte. Denn er trug sich gleichzeitig mit seinen idyllischen Zukunftsplänen stets mit dem Gedanken, wieder in den Staatsdienst zurückzutreten. Während sich Wieland im Juni 1770 ausmalte, wie seine und des Freundes Familie an einem Ort zusammenwohnen und unter La Roche's Oberaufsicht ihre Kinder gemeinsam erziehen wollten, hatte dieser für die zweite Hälfte dieses Jahres eine Reise nach Mainz geplant, wo sie sich im Hause des Grafen von Stadion wiederzusehen hofften. Er hatte sich, wie der Dichter sagt, entschlossen, sich in die große Welt, von welcher er schon Abschied auf immer genommen hatte, auf's neue zu embarquieren. Im September 1770 weiß Wieland bereits etwas von „desseins qu'on a sur La Roche" und ist gar nicht überrascht, daß der Freund seine bisherige Stellung verlassen und wieder in kurmainzische Dienste zurücktreten will. „Cela sera bon pour l'ami La Roche, schreibt er, dont tous les talents sont faits pour une grande et noble carrière — qui est habitué aux grandes affaires, qui est rompu et qui aidera au Grand maître [Grosschlag] à gouverner l'État de M[ayence] avec le même génie qu'il lui a fallu employer pour gouverner les terres du Comte de St[adion] et cet Imbécile lui même, sans qu'il lui coute un tantinet de peine de plus —, cela sera bon pour l'État."

Die letzten Worte verraten deutlich die Geringschätzung Wieland's gegenüber dem neuen Herrn von Warthausen, und sie sind sicherlich nichts anderes als das Echo von La Roche's Urteil über diesen. Trotz vieler guten Charaktereigenschaften stand nämlich der junge Graf an Geist thatsächlich weit hinter seinem Vater zurück. Ein recht augenfälliger Beweis hievon war lange Zeit in seiner Amtsstadt Tauberbischofsheim zum berechtigten Ärger von La Roche's Landsleuten zu sehen. Hier ließ er nämlich in der altehrwürdigen Stadtkirche an Stelle eines abgebrochenen Altars eine prächtige, von allen Seiten durch Fenster geschlossene Loge für sich erbauen, welche einem großen Teil der Kirchenbesucher die Aussicht in den Chor versperrte und ein Hohn auf alle Schönheit und Ordnung der Kirche war. Wieland's Worte zeigen aber auch, daß es mit der Zeit zwischen dem neuen Herrn und dem Günstling seines Vaters zu Unzuträglichkeiten gekommen war. Schon der Umstand, daß der alte Graf seinen Liebling testamentarisch sicher stellen zu müssen glaubte, läßt seine Zuversicht auf La Roche's gütliches Auskommen mit seinem Erben als nicht sehr groß erscheinen. Denn er mußte am besten wissen, daß die Position eines natürlichen Sohnes nur so lange eine haltbare sein kann, als die Augen des Vaters schützend über ihm wachen. Zudem hatte er La Roche nach Bettina's Zeugnis stets seinen andern Söhnen vorgezogen. Den Anlaß zum Ausbruch der Mißhelligkeiten boten wohl mannigfache grundstürzende Veränderungen, die Franz Conrad nach dem Tode seines Vaters in Warthausen vornehmen ließ. Wenigstens machten einige Leute von der Dienerschaft La Roche bei seinem letzten Besuch in Warthausen auf derartige Dinge, die sie nicht ohne Bosheit erzählten, aufmerksam.

Die Verstimmung nahm zuletzt solche Dimensionen an, daß sogar Wieland's Beziehungen zu Grosschlag dadurch in Mitleidenschaft gezogen wurden. Darum schreibt der Dichter auch im Februar 1771 bezüglich des erhofften Wiedersehens mit La Roche an Sophie: „Après tout ce qui s'est passé, la maison du Comte de Stadion ne me convient plus, et je doute même qu'elle me serait offerte, et Mr. de Grosschlag ne m'a pas fait encore le moindre petit compliment qui ressemble à une invitation.“

Die schiefe Stellung zum Hause Stadion und damit auch zu dem ersten kurmainzischen Minister mag dazu beigetragen haben, daß La Roche, als sich ihm außer Mainz noch eine andere Aussicht eröffnete, seinen ersten Plan wieder aufgab. Er war nämlich mit einem Edelmann in der Umgegend von Warthausen, mit dem Domherrn Baron von Hornstein-Göffingen bekannt geworden. Als dieser von dem Kurfürsten Clemens Wenzeslaus von Trier im Jahre 1770 zum Conferenzminister erwählt wurde, schlug er seinem Herrn vor, La Roche als wirklich Geheimen Rat zugleich mit ihm in die kurfürstliche Conferenz eintreten zu lassen. Hierauf bezieht sich Wieland, wenn er am 15. November 1770 an G. Jacobi schreibt: „Zween geistliche Churfürsten öffnen ihm eine glänzende Laufbahn, und in kurzem werde ich wissen, für wen er sich wird entschieden haben.“ Unter demselben Datum führt er in einem Brief an Gleim [1]) unter andern Gründen, warum sich G. Jacobi auf die Hand der noch sehr jugendlichen Maximiliane La Roche wenig Hoffnung machen könne, auch folgenden an: „Ihr Papa befindet sich in diesem Augenblick im Begriffe, sich zu entscheiden, ob er unter einem großen Charakter und mit einem Platz im Ministerio in kurmainzische oder in trierische Dienste treten will.“ Übrigens hatte Wieland selbst schon früher einmal La Roche's Schwiegersohn werden wollen und halb scherz- halb ernsthaft bei Sophie um Maximiliane angehalten, obwohl diese damals erst 9 Jahre alt war. Der Antrag von Trier war schon im Oktober in Bönnigheim eingetroffen. Denn bereits am 29. dieses Monats schreibt Wieland, obwohl er sich von dem künftigen Einfluß des Freundes in Mainz viel versprochen hatte, an Sophie: „Il n'y a pas à balancer un moment entre T. et M.“ Dort sei ein geborener Fürst — Clemens Wenzeslaus war der jüngste Sohn des Königs von Polen und Kurfürsten von Sachsen Friedrich August II. — sein Herr und ein Gehalt von 5000 fl. sei einem solchen von 1500 fl. doch vorzuziehen. Am 17. November hatte sich La Roche für Trier entschieden. In der ersten Freude über die beschlossene „transplantation à Coblence“ schreibt Wieland an Sophie, er sei „charmé de voir — La Roche placé dans son vrai tour. Vous verrez qu'il fera merveilles, que l'Électeur méritera d'avoir tel ministre

et que le ministre deviendra l'ami et le favori de son prince." Mit dem Trierer Hofe zu Coblenz war La Roche aber nicht erst durch Hornstein bekannt geworden. Schon seine Mainzer Beziehungen mußten ihm dort die Wege ebnen. Ein Freiherr von Hornstein war Domkapitular zu Mainz und Vorsitzender der dortigen Schulkommission;[1]) ferner hatte in Coblenz die Familie der Freiherren von Breidbach zu Bürresheim, der der Kurfürst von Mainz und der Statthalter zu Erfurt angehörten, einen Edelsitz und einen Vertreter in dem Domprobst Carl Ernst. Zudem gehörte sowohl der Erzbischof von Mainz als auch ein Glied der Philippinischen Linie des Hauses Stadion, der Graf Johann Anton Casimir zum Trierer Domkapitel, und endlich stand der kurtrierische Geistliche Rat und spätere Conferenzminister Freiherr Christoph Philipp Willibald von Hohenfeld[1]) als Domkapitular der Stifter zu Worms, Speier und Wimpfen auch unter dem Kurfürsten zu Mainz. Am 22. November verständigte Sophie ihren Freund G. Jacobi von dem Entschluß ihres Gatten mit der Aufforderung, nach Coblenz zu kommen und ihn selbst kennen zu lernen.[2]) Ohnehin werde er einst von ihm lesen, „daß er als ein Beweis der unendlichen Fähigkeiten unseres Geistes anzuführen sei, weil er die Wissenschaft des feinsten Staatsmannes mit aller Gelehrsamkeit des Philosophen, die Kenntnisse des Physikers und des schönen Geistes verbinde, alle Werke der Kunst in seinem Begriff habe, verschiedene Sprachen gut rede und schreibe, Meister auf dem Klavier und in der Ackerbaukunst sei und daneben das beste und menschenfreundlichste Herz besitze." Diese lobende Charakteristik La Roche's ist nichts anderes als eine vorläufige Probe aus ihrer „Sternheim", die damals ihrer Vollendung entgegen ging und im nächsten Jahre erschien. Sie arbeitete damals mit großem Eifer an diesem Roman, um ihn noch vor ihrem Umzug abzuschließen, was ihr aber nicht gelang. Zu Anfang des Jahres 1771 unternahm La Roche eine Reise nach Augsburg zu dem dort weilenden Kurfürsten von Trier, der seit 1764 Coadjutor und seit 1768 Bischof von Augsburg war, und Ende März 1771 siedelte er nach seinem neuen Wohnsitz über.

VII.

La Roche's „Briefe über das Mönchswesen".

Wir haben bereits gesehen, daß La Roche während seines zweijährigen Aufenthaltes zu Bönnigheim aus mehr wie einem Grunde mit seinen Gedanken in Kurmainz und besonders in Erfurt weilte. Die dortigen Verhältnisse mußten ihn schon als ehemaligen kurmainzischen Rat, vor allem aber als Schüler Stadion's mit dem größten Interesse erfüllen. Durch seine intimen Beziehungen zu Wieland war er in der glücklichen Lage, sie Schritt für Schritt verfolgen zu können, und der Dichter sorgte zudem noch dafür, daß er auch mit dem Manne in unmittelbaren brieflichen Verkehr kam, der im Brennpunkt des Erfurter Kulturkampfes stand und ihn selbst in denselben hineingezogen hatte. Dieser Mann war der Professor Friedrich Justus Riedel, der litterarische Berater Sophie's. Neben Wieland war er das eifrigste Werkzeug des Statthalters für die liberale Reorganisation der Erfurter Universität, an deren Blüte man die geistige Frucht der aufgeklärten Regierung des Kurfürsten Emmerich Joseph erkennen sollte. Bereits Ende 1768 lernte La Roche Riedel brieflich kennen, da der Dichter ihn damals stets die Briefe lesen ließ, die er von Erfurt erhielt, wie er umgekehrt später nach seiner Berufung dorthin jeweils La Roche's Briefe seinem Kollegen zeigte. La Roche's eigene Korrespondenz mit dem jungen Professor begann wohl im Herbste 1769, als Wieland schon in Erfurt war und bereits Schulter an Schulter mit Riedel vonseiten der klerikalen Partei die wütendsten Angriffe auszuhalten hatte. Die fortschrittliche Entwicklung der Erfurter Hochschule und die Über-

windung der diesem Ziel entgegenstehenden Hindernisse bilden dementsprechend den Hauptgegenstand von Wieland's und La Roche's Gedankenaustausch in dieser Zeit. Der Dichter bittet den Freund sogar am 27. November 1769, ihm zur Gewinnung eines katholischen ersten Professors der Medizin behilflich zu sein. La Roche ist seinerseits bestrebt, die schwierige Stellung Wieland's durch fortgesetzte Empfehlungen bei dem Kurfürsten und dem Großhofmeister zu befestigen. Die gegen ihn und seinen Freund Riedel als Parteigänger des aufgeklärten Statthalters gerichteten Angriffe gingen von Theologen beider Konfessionen, namentlich aber von den in Erfurt und in Mainz in den verschiedensten Stellen vertretenen Ordensgeistlichen aus.

Unter diesen trieb es der Augustinerpater Simon Jordan, der zugleich Professor der Philosophie an der Erfurter Hochschule war, am ärgsten. Riedel hatte mit ihm an der Tafel des Statthalters ganz nach Stadion's Art hier und da seinen Scherz getrieben und ihn dadurch bitter gereizt. Wieland wußte dies wohl und ermahnte deshalb den in seinem öffentlichen Auftreten keineswegs einwandfreien und vorsichtigen Freund zu einem behutsameren Benehmen gegenüber der Geistlichkeit. Im Dezember 1768 stellte er ihm La Roche's diplomatische Unterstützung in Mainz in Aussicht. Riedel teilte dem Dichter gleich nach dessen Berufung nach Erfurt im März 1769 mit, er werde hier vonseiten der Geistlichkeit Schwierigkeiten zu gewärtigen haben; im Mai 1769 schrieb er ihm, dieser Widerstand betreffe nicht seine Orthodoxie, und thatsächlich richteten sich auch die ersten gegen Wieland abgeschossenen Pfeile nur gegen seine lascive Schriftstellerei. So sagte, soviel man aus einer in ihrem Zusammenhang stark verwirrten Angabe Vogt's [1]) entnehmen kann, ein Jesuit in Mainz am 21. Juni 1769 (?) in einer öffentlichen Predigt auf den keuschen heiligen Aloysius: „Ehemals wurde selbst unter heidnischen Kaisern ein schlüpfriger Ovidius wegen seiner Schandgeschichten in das Elend verwiesen, und jetzt werden dergleichen Sittenverderber noch zu Lehrstellen befördert." Bezeichnend ist es immerhin, daß nach Vogt dieser Jesuit mit dem Pater Winter identisch gewesen sein soll, der schon dem Grafen von Stadion eine große Niederlage bereitet hatte.

Damit wäre auch rein äußerlich die Kontinuität in diesem Feldzug der Orthodoxen gegen die Träger der Aufklärung in Kurmainz hergestellt. Der tiefere Grund dieser Befehdung verriet sich aber deutlich in bereits im Oktober 1769 laut werdenden Gerüchten über angebliche blasphemische Äußerungen, die der neue Professor in seinen Vorlesungen gethan haben sollte. Riedel, der seinem Freunde unter seinen künftigen Gegnern gleich auch den Pater Jordan genannt hatte, wurde von diesem im Sommer in Mainz als Atheist denunziert, aber vergeblich; denn im September sollte gerade er zugleich mit Wieland an die Spitze der Hochschule gestellt werden.

Eine offizielle Antwort auf ihre Angriffe erhielten die Gegner von Wieland zunächst in einem dieser Reorganisationsarbeit dienenden Gutachten, in welchem er die meist aus Ordensleuten bestehende katholisch-theologische Fakultät sehr scharf als verdienstlos und renitent kritisierte.[1]) Im Januar 1770 führte er von sich aus als Schriftsteller einen Schlag gegen seine Widersacher durch die Veröffentlichung seines „Diogenes“. Denn die vom 18. September 1769 datierte Vorrede dieses Werkes, das auch sonst namentlich in der „Republik“ mit den Theologen seinen bitter satirischen Scherz treibt, verhöhnt die Mönche ganz offen wegen ihrer Ignoranz und Bildungsfeindlichkeit. Diese waren denn auch mit dem „Diogenes“ so wenig zufrieden, daß sie, wie Wieland an La Roche berichtet, schon im Februar sowohl bei dem Statthalter wie in Mainz über den Verfasser Klage führten. Umgekehrt wurde das Buch vonseiten der Aufgeklärten, u. a. bezeichnender Weise auch von Fürst Kaunitz in Wien, sehr beifällig aufgenommen. Ein wie großes Interesse der Dichter bei La Roche für diese satirische Streitschrift voraussetzte, geht aus seinen eifrigen Fragen nach seinem Urteil hervor. Der Freund las den „Diogenes“ sogar in Warthausen vor und verteidigte dabei einen starken cynischen Ausdruck, der darin der Gräfin von Stadion nicht gefallen hatte. Allein wenn La Roche auch sicher den Feinden Wieland's ihre Abfertigung gönnte, so wollte ihm doch das Ganze, als moralisches Werk betrachtet, nicht gefallen. „Herrn Wieland's „Diogenes“, so schreibt er am 4. Mai 1770 an Iselin, dessen „Geschichte der Menschheit“ Wieland seiner ersten Erfurter Vorlesung zugrunde

gelegt hatte, hat meiner Erwartung kein Genüge geleistet. Dem ersten Plan nach versprach ich mir eine nützliche Ausarbeitung und ich fand nur witzigen Glimmer und Schimmer, den ein gesetzter Geist ohnehin im Durchlaufen sieht — vor jungen Leuten verbirgt und dann sich selbst fragt: „Cui bono?" Von allen Orten jauchzet man ihm freilich viele Lobsprüche zu. Er ist mein Freund; ich gönne ihm Ruhm und reichen Verdienst. Aber nach meinem vielleicht sehr altväterischen Moralgeschmack ist das Ding für unsere Nachkommen nichts nütz und für uns gegenwärtig ohne Saft." Demnach war La Roche wohl mit der gegen Rousseau gerichteten Grundtendenz einverstanden, während er aus pädagogischen Gründen wahrscheinlich die radikale Ablehnung aller Theologie im „Mann im Monde" für verfehlt hielt. Und doch war Wieland, der dem Freunde in einem direkt an ihn gerichteten Schreiben vom 22. März 1770 die allgemeine Anerkennung gemeldet hatte, die sein „Diogenes" fand, gerade auf den Eindruck, den diese, von vielen gar nicht verstandene Partie desselben auf La Roche machen werde, gespannt. Ein ähnlich abfälliges Urteil können wir bei diesem wohl auch über Wieland's Dichtung „Der Mönch und die Nonne" voraussetzen. Denn in einem Briefe vom 19. Juni 1775 an Sophie wundert er sich über ihr Schweigen über dieses Gedicht.

Fast gleichzeitig mit dem „Diogenes" veröffentlichte der Dichter noch eine andere, zum Teil ebenfalls gegen die Mönche gerichtete Schrift, die er später einmal „das Lieblingsprodukt seines glücklichen Aufenthaltes in Erfurt" nannte: wir meinen die „Beiträge zur geheimen Geschichte des menschlichen Verstandes und Herzens". Dieses „Impressum", wie er es unter anderen unbestimmten Bezeichnungen in einem Schreiben an La Roche vom 8. April 1770 nennt, machte so großes Aufsehen, daß sofort die ganze Auflage heimlich weggekauft wurde: offenbar von den Klerikalen; denn im Zusammenhang mit dieser Schrift wurde der Dichter von La Roche zur Vorsicht, namentlich dem Weihbischof gegenüber, ermahnt. Wieland übersandte sie und den „Combabus" am 20. Mai 1770 an Sophie mit der ausdrücklichen Erklärung: „Je suis curieux de ce que La Roche en pensera, car — c'est proprement à lui que je les envoie parce que le sujet et la manière

de le traiter me parait plus analogue à la taille de son esprit qu'à celle du Vôtre."

Grosschlag, dem er die „Beiträge" ebenfalls übermittelt hatte, schrieb ihm mit Bezug darauf am 30. Juni 1770: „Pour les moines je vous les abandonne avec tout le mal qu'ils font à Dieu et à l'homme" und wollte bloß einige zu starke Ausdrücke gemildert wissen.[1]) Kurz vorher hatte sich Wieland auch in einem Brief an seinen Freund, den Domdechanten und Kanonikus zu St. Leonard in Frankfurt Damian Friedrich Dumeiz[2]), vom 16. Juni 1770 über die Verhältnisse an der Erfurter Universität beklagt „où des moines Augustins enseignent la philosophie", eine Wendung, die offenbar auf den Pater Jordan abzielt. Dem Haß seiner mönchischen Gegner schrieb er auch das bald darauf ausgesprengte Gerücht zu, er sei katholisch geworden. Im Oktober war der Konflikt zwischen der Aufklärungspartei und den Klerikalen so weit gediehen, daß Wieland an La Roche schrieb, „toute la moinerie" empöre sich gegen den kranken Statthalter. Es sollte nicht mehr lange währen, und auch La Roche erschien auf dem Kriegsschauplatz, auf dem Stadion's Schüler und ihre Freunde, der Kurfürst Emmerich Joseph und sein Bruder,[3]) Grosschlag, Wieland und Riedel die Schlacht gegen die Mönche erfolgreich wieder aufgenommen hatten, nachdem sie ihr Lehrmeister, der alte Graf, so schmählich verloren. Konnte es für La Roche eine bessere Gelegenheit geben, seine Gedanken über das Mönchswesen, die er in der Einsamkeit von Bönnigheim auf Brechter's Rat aufgezeichnet hatte, ins Treffen zu führen, als jetzt, wo sich die Mönche in Kurmainz abermals zu einer gefährlichen Kraftprobe zusammenscharten?

Die erste Erwähnung der „Mönchsbriefe" La Roche's findet sich in einem Schreiben Wieland's an Sophie vom 16. Dezember 1769. Hiernach hat der Dichter „La Roche's Briefe noch immer" und am 26. Dezember 1769 gesteht er ihr, „d'avoir montré ses lettres à l'ami Riedel", und fährt dann fort: „il a lu ces lettres avec un plaisir tout nouveau pour lui et il s'en est formé une idée de Votre époux". In der nächsten Woche war das Manuskript wieder in den Händen La Roche's. Zu Anfang des Jahres 1771[4]) erschienen die vom 3. April

bis 5. Juni 1770 datierten „Briefe" anonym ohne Angabe des Druckorts und des Verlegers unter dem Titel: „Briefe über das Mönchswesen von einem katholischen Pfarrer an einen Freund". Thatsächlich wurden sie in Zürich bei Orell, Geßner, Füßlin und Comp. gedruckt und verlegt, und Brechter besorgte die Herausgabe. Vielleicht war der pekuniäre Gewinn davon ihm und seiner Familie zugedacht. Trotz der Anonymität seines Werkes wurde La Roche bereits Anfang Sommer 1771 in Biberach öffentlich für den Verfasser der „Mönchsbriefe" ausgegeben, und das tiefe Stillschweigen, welches Wieland seinen Eltern gegenüber über die ganze Sache beobachtete, kam diesen deshalb lächerlich vor. Im Jahre 1772 war La Roche's Autorschaft schon in den weitesten Kreisen bekannt, wie wir dies z. B. aus einem Briefe Boie's aus diesem Jahre erfahren.

Der Hauptinhalt und -Zweck der „Mönchsbriefe" wird auf dem zweiten Blatt derselben angegeben, wo der Titel durch den Zusatz erweitert wird: „Worin aus der Kirchengeschichte, den Kirchenversammlungen, den besten katholischen Schriftstellern und eigener Erfahrung dargethan wird: daß Unwissenheit und Aberglauben ihren Ursprung allein den Mönchen zu verdanken haben". Denn diese bilden nach des Verfassers Ansicht von alters her die privilegierte Streitmacht der Päpste zur Unterdrückung des geistigen Fortschritts und zur Förderung der römischen Hierarchie, zu welchem Zwecke sie auch der Jurisdiktion der Bischöfe und Fürsten fast ganz entrückt und dem Papste unterstellt worden seien. Der Vorrede zufolge soll gezeigt werden, welches die eigentlichen Lehren der Kirche seien, und daß die katholische Religion und die Religion der Mönche nichts miteinander zu thun hätten. Die vorliegende Briefsammlung soll jedoch nur als die Einleitung zu einer weiteren betrachtet werden, worin das im dreizehnten (Schluß-) Briefe mitgeteilte Programm abgehandelt werden soll. Dasselbe verspricht Erörterungen über Fragen, die auch im vorausgehenden schon gelegentlich gestreift werden: über den Index, die römischen Hofkabalen, die päpstliche Unfehlbarkeit, die Unterscheidung der Lehrsätze der Kirche von der Kirchenzucht, die Konzilien, die Geschichte der Geistlichkeit, der Tradition und der heiligen Schrift, die Mißdeutungen der

echten Lehre des Heilandes und seiner Apostel, bischöfliche und priesterliche Gewalt, Abartungen der Mönche, Aberglauben, Andächtlereien, Art der geistlichen Studien, kurz über den wahren katholischen Lehrbegriff und das reine Christentum. Die in der vorliegenden Sammlung abgehandelten Punkte werden in der Vorrede als Materien bezeichnet, die einen unmittelbaren Einfluß auf die Religion hätten und der gegenwärtigen Denkungsart der Großen angemessen seien. Der hoffnungsfreudige Ausblick auf die nächste Zukunft, womit das Buch schließt, stützt sich auf die kluge Politik des Papstes, der dem fortgeschrittenen Zeitgeist und dem allgemeinen Verlangen nach einer Kirchenverbesserung Rechnung trage, auf die Regierungsmaßregeln des denkenden Kaisers und seines vorurteilslosen Ministeriums und endlich auf die bereits von einsichtigen Erzbischöfen vorgenommenen Reformen.

Das Thema selbst wird in den Briefen von dem aufgeklärten alten Hofmeister Gutmann[1]) in Unterredungen mit dem anfangs sehr blöden und beschränkten, aber allmählich zur Wißbegierde und eigenem Denken und Forschen angeregten Briefschreiber besprochen, und diese Gespräche bilden eben den Inhalt und die Veranlassung zu seiner Korrespondenz mit seinem gebildeteren Amtsbruder. Unter seinen Gewährsmännern nennt Gutmann im 9. und 13. Brief auch den von den Klerikalen arg verketzerten gelehrten Febronius, dessen Ansichten über die Unfehlbarkeit des Papstes er auch im 10. Briefe mitteilt. Schon dadurch kennzeichnen sich die „Mönchsbriefe" als eine unmittelbare Fortsetzung des berühmten von dem Trierer Weihbischof Johann Nikolaus von Hontheim im Jahre 1763 in Frankfurt a. M. veröffentlichten und dem Papste Clemens XIII. gewidmeten Werkes „Justini Febronii Icti de statu ecclesiae et legitima potestate Romani Pontificis liber singularis ad reuniendos dissidentes in religione Christianos compositus", das den hauptsächlichsten Ausgangspunkt der gallikanischen Bewegung im deutschen Katholizismus bildete und später den denkwürdigen Emser Punktationskongreß veranlaßte.[2]) Das Buch Hontheim's, das vom Papst Clemens XIII. am 27. Februar 1764 auf den Index gesetzt wurde, wird zudem im 12. Brief ausdrücklich unter den Schriften genannt und empfohlen, welche die Absicht

hätten, „uns von der unthätigen Schlaffsucht zu erwecken, in welche wir uns durch die gotischen Vorurteile des mittleren, unwissenden und barbarischen Zeitalters haben einwiegen lassen.“ Ein Blick in den „Sebronius“ zeigt zugleich, daß die „Mönchsbriefe“ thatsächlich einer ganz bestimmten von ihm ausgesprochenen Aufforderung genügen wollen. Denn Sebronius empfiehlt als das beste Mittel, den Schäden des Mönchswesens und gleichzeitig dem Mißbrauch der Kirchengewalt entgegenzuwirken, die geschickte Belehrung des Volkes über die wahren Grenzen seiner Pflichten, einen Gegenstand, worüber nicht genug gründliche und ohne „Neid“ (= Haß) geschriebene Bücher veröffentlicht werden könnten. Denn wenn vielleicht auch der Ursprung der Meinungen von der unbegrenzten monarchischen Gewalt und Unfehlbarkeit des römischen Papstes nicht von den Mönchen selbst herkomme, so habe der römische Hof es doch ihnen zu danken, daß solche Sätze, auf deren Bestand die ganze Kraft ihrer Privilegien beruhe, bis jetzt erhalten und mit so großem Eifer betont würden, daß diese Meinungen beinahe für Glaubenslehren gälten.

Der ideelle Zusammenhang zwischen den „Mönchsbriefen“ und dem „Sebronius“ wird aber vollends durch die Übereinstimmungen beider in den wichtigsten Punkten bewiesen, die sie gegen das Mönchsinstitut vorbringen. Sebronius behandelt nämlich ebenso wie Gutmann, mit dem er auch in manchen von ihm benützten Quellen übereinstimmt, vom 6. Kapitel an unter den kirchlichen Mißbräuchen auch die Nachteile, die den Kirchensprengeln, den Bischöfen und den ordentlichen Geistlichen durch die Freiheiten der Bettelmönche zugefügt werden. Die für den Staat so schädlichen Streitigkeiten der Mönche unter einander werden an beiden Orten hervorgehoben, und auch die vielfachen Klagen werden erwähnt, die stets, besonders auf den Konzilien, namentlich auf dem Tridentinischen, über sie laut geworden seien. Unter diesen spielen besonders diejenigen des hl. Bernhard eine wichtige Rolle. Die allmähliche Entstehung der Mönchsprivilegien wird hier wie dort geschildert und gezeigt, wie die durch die pseudo-Isidorischen Dekretalien allmächtig gewordenen Päpste die Mönche, welche früher als Laien betrachtet worden und den ordentlichen Geistlichen als

Gehilfen untergeordnet gewesen seien, immer mehr emancipiert und zu ausschließlichen Dienern und Vorkämpfern ihrer eigenen Alleinherrschaft gemacht hätten. Die innere Entartung der Mönchsorden wird von beiden Verfassern aufgedeckt, wie sie auch beide abfällige Urteile berühmter Autoritäten z. B. des Erasmus von Rotterdam über die Mönche anführen und ihre Gemeinschädlichkeit darlegen.

Die vergleichende Prüfung des Hauptinhalts der „Mönchsbriefe" und des „Sebronius" ergiebt somit, daß ihr Gedankengang und ihre Tendenz diesem entlehnt ist. Die historischen Belege stammen größtenteils aus der auch von Sebronius ausgebeuteten Kirchengeschichte von Fleury. Auf Sebronius weist aber wohl auch eine bisher unerklärt gebliebene Stelle in einem Briefe Wieland's an Sophie vom 29. September 1764, wo von einem „Brief an Frobenius" die Rede ist.[1]) Diesen hatte der Dichter in 250 Exemplaren auf je 3 Blättern drucken lassen, und Sophie soll ihren Gatten hievon in Kenntnis setzen. Obwohl wir diesen „Brief" bis jetzt trotz vieler Bemühungen bibliographisch nicht haben nachweisen können, scheint es uns doch sehr wahrscheinlich, daß es sich dabei um ein von Stadion und La Roche gemeinsam verfaßtes Flugblatt zugunsten des „Sebronius" handelt, worin dieser gegen die eben erschienene „Justiniani Frobenii epistola ad Justinum Febronium Bullionii 1765 (sic!)" verteidigt wurde. Denn diese „Sammlung von Bemerkungen gegen Sebronius" sah der päpstliche Prälat Guiseppe Garampi bereits im August 1764 bei seinem Aufenthalt in Mannheim. Daß der fragliche „Brief" mit der Kirchenpolitik etwas zu thun hatte, scheint auch dadurch nahegelegt zu werden, daß in demselben Schreiben, worin er erwähnt wird, von der Zusendung von Wieland's Werken an Groschlag die Rede ist. Die nahe Verwandtschaft der „Mönchsbriefe" mit dem „Sebronius" entging auch den Zeitgenossen keineswegs. So behauptet im Jahre 1783 der Dichter Pfeffel, La Roche habe durch seine „Briefe über das Mönchswesen" noch mehr als Sebronius die Erleuchtung des katholischen Deutschland vorbereitet.

Durch die Klarstellung dieses litterarhistorischen Zusammenhanges reihen sich die „Mönchsbriefe" aber auch ganz von selbst in die geistige Entwicklungsgeschichte ihres Verfassers

ein. Es ist schon im Jahre 1770 von Cramer hervorgehoben worden, daß der „Sebronius“ und eine gleichfalls in den „Mönchsbriefen“ (Nr. 9) citierte Streitschrift von Lochstein, der im Jahre 1766 mit gallikanischen Ansichten in der Konkordatenfrage hervortrat, lediglich als Fortsetzungen der auf den Index gesetzten antikurialistischen Schrift des Mainzer Professors Horix zu betrachten seien, für den einst Stadion energisch, aber erfolglos eingetreten war. Man hat es demnach in den „Mönchsbriefen“ mit einer im Stadionischen Sinne unternommenen Fortführung des politischen und geistigen Emancipationskampfes der geistlichen Kurfürsten gegen die römische Kurie zu thun, wobei die Mönche als die Hauptvorkämpfer derselben gegen die Bischöfe und Fürsten in erster Linie getroffen werden sollen. War es doch kein Zufall gewesen, daß der „Sebronius“ gerade in den Reihen der Mönche die ersten und fanatischsten Bestreiter fand. Gleichzeitig erstand in den „Mönchsbriefen“ den Manen des alten Grafen ein Rächer für die Demütigung, die ihm einst im Falle Horix von den Mönchen bereitet worden war. Daß La Roche ein Vorkämpfer des Gallikanismus wurde, ist übrigens schon wegen seiner Abkunft von einer reformierten Französin und einem katholischen Voltairianer begreiflich.

Es scheint nach der von uns bereits oben mitgeteilten Erklärung Groschlag's, er liefere Wieland die Mönche ohne jede Bedingung auf Gnade und Ungnade aus, ziemlich wahrscheinlich, daß der mainzische Minister von La Roche's Vorhaben und Autorschaft unterrichtet war, zumal da die „Mönchsbriefe“ im Jahre 1780 von seinem ausgesprochenen Liebling, dem ehemaligen Mainzer Studenten Johann Kaspar Riesbeck fortgesetzt wurden, der zudem persönlich an dem Streit der Regierung mit dem Domkapitel beteiligt war. Es finden sich auch in den „Mönchsbriefen“ einige Stellen, die man unmittelbar als Huldigungen für Groschlag und seinen Kurfürsten auffassen muß. So wird im 10. Brief ausdrücklich hervorgehoben, daß durch kurmainzische Verordnungen vom 30. Juli 1768 nach Maßgabe der Beschlüsse einer früheren Pariser Kommission [vom Jahre 1762] viele durch die Privilegien der Mönche hervorgerufene Mißbräuche abgeschafft worden seien, Verordnungen, die zeigten, daß die Erzbischöfe nicht nur ihre Gerechtsame

kennten, sondern sie auch auszuüben anfingen. Damit sind jene Verfügungen von Emmerich Joseph und Groschlag gemeint, nach welchen noch zu Lebzeiten Stadion's das Leben in den zahlreichen Klöstern — die Stadt Mainz zählte allein mehr als zwanzig Ordenshäuser mit 300 bis 400 Insassen — durch häufige Visitationen überwacht und vielen von den Religiosen gepflegten abergläubischen Gebräuchen entgegengetreten wurde. Emmerich Joseph wachte auch thatsächlich Rom gegenüber eifrig über sein Recht und scheute sich auch nicht, den heftigen Widerstand der Jesuiten mit Gewalt zu brechen. Wenn Gutmann im 12. Briefe im Anschluß an seine Reformvorschläge sagt, er habe dafür einen Bischof, einen Staatsminister, ein Dutzend gelehrter katholischer Räte und Professoren, so ist hiebei sicherlich an Emmerich Joseph und Groschlag und wohl u. a. an die mit den Klostervisitationen betrauten geistlichen Räte Schumann und Schultheis und an die Professoren Horix und Riedel zu denken.

Die Aufnahme, welche die „Mönchsbriefe" fanden, war ihrem eigenen und dem Charakter ihrer Zeit ganz entsprechend. Gallikanisch-josephinistisch wie sie waren, wurden sie von allen Freunden der kirchlichen Aufklärung mit Begeisterung aufgenommen. Joseph II., an dessen Adresse sie sich am Schlusse direkt wenden, las sie mit Beifall und ging mit gutem Beispiel voran, indem er, wie Boie berichtet, gleich 40—50 Exemplare unter die Geistlichkeit austeilen ließ. Vier rechtmäßige unveränderte Auflagen und eine Übersetzung ins Französische folgten rasch nacheinander, und auch unberechtigte Nachdrucke sorgten für ihre weite Verbreitung. Trotzdem fand es La Roche in Rücksicht auf seine neue Stellung begreiflicher Weise geratener, die in Aussicht gestellte Fortsetzung nicht selbst zu liefern und zog sich daher von dem Unternehmen zurück.[1]) Bretschneider schreibt hierüber am 2. Februar 1775 aus Wien an Nicolai: „Aus der Fortsetzung der „Briefe über das Mönchswesen" kann darum nichts werden, weil Herr von La Roche dermalen in eines geistlichen Fürsten Diensten steht und sich großem Verdrusse aussetzen würde, wenn er eine Materie fortsetzen würde, von der er als Privatmann, der in einem lutherischen Lande lebte, vor einigen Jahren deutlicher reden durfte." Die Verleger fanden in dem bereits genannten

Riesbeck einen ebenso gewandten wie entschiedenen Ersatzmann. Da sie gleichzeitig einen Redakteur für die „Züricher Zeitung“ brauchten, zogen sie ihn im Jahre 1779 ganz nach Zürich, und hier gab er im Jahre 1780 und 1781 in drei weiteren Bänden unter dem Datum 20. Juni 1779 — 6. Juli 1781 Brief 14—45 heraus. Wie er seine Aufgabe auffaßte, geht schon aus der Vorrede des zweiten Bandes hervor, wo er erklärt, der neue Herausgeber werde einen kräftigeren und entschiedeneren Ton anschlagen. Die Tendenz, mit welcher er schrieb, ist dieselbe wie diejenige seiner vielgelesenen „Briefe eines reisenden Franzosen“ (1783), in welchen er wiederholt seiner Freude darüber Ausdruck giebt, daß der Geist des Sebronius unter den jungen katholischen Geistlichen Deutschlands zu wirken beginne und sie dem Josephinismus zuführe. Riesbeck's Fortsetzung ist denn auch thatsächlich eine derart vergröberte Ausführung der bereits im ersten Teile gegebenen Andeutungen, daß nur noch die allgemeine Tendenz, aber keineswegs der Stil und die Haltung sie mit jenem verbindet. Zeichnet sich der Humor und die Satire des ersten Teils bei aller Drastik dennoch meist durch eine gewisse taktvolle Zurückhaltung und einen stets durchblickenden sittlichen Ernst aus, so nimmt die Fortsetzung derart den auch offen zugestandenen Charakter eines derbkomischen Pasquills an, daß hinter den oft sehr bedenklichen Mitteln, auf den Leser zu wirken, der positive, reformatorische Zweck gänzlich zurücktritt. Namentlich macht die geflissentliche Beiziehung sexueller Dinge einen widerlichen Eindruck.

Diese wenig empfehlende Eigenart ihrer Fortsetzung ist für die Beurteilung der ursprünglichen „Mönchsbriefe“ verhängnisvoll geworden. Denn die meisten Tadler derselben werfen alle vier Bände ungerechterweise in einen und denselben Topf. Selbst Goethe, der mit seinem Urteil zurückhält, scheint La Roche's und Riesbeck's Eigentum nicht genau geschieden zu haben, wenn er behauptet, jener habe sich in Schriften über das Mönch- und Pfafftum lustig gemacht. Denn es handelt sich, wie Düntzer richtig betont, im ersten Teile weniger um ein Sichlustigmachen als um eine scharfe Darstellung und Rüge des Mißbrauchs mit dem Heiligen. Da Goethe die „Mönchsbriefe“ erst am 14. Oktober 1780 „im Bette“ las,[1]) hat er

wohl bei seiner Angabe nicht bloß den ersten, sondern gleichzeitig auch den zweiten Teil mit im Auge. Auch das Urteil Wyttenbach's, der das Autorenverhältnis richtig kennt, trifft nicht ganz zu. Denn wenn dieser Gelehrte bemerkt, das Ganze habe die Tendenz, Schwärmerei und Aberglauben mit Spott und Scherzen zu verfolgen, so ist dies zwar für einen Teil des ersten Bandes richtig, für die übrigen Bände aber zu mild. Wenn dagegen Marx Wyttenbach gegenüber behauptet, in den „Mönchsbriefen" sei das Mönchswesen mit rohem und frivolem Spotte, dem nichts heilig ist, als die Ursache alles Unheils in der Welt dargestellt und der Protestantismus, Preußen und das 18. Jahrhundert ausschließlich verherrlicht, so wird hierdurch die Fortsetzung treffender charakterisiert als der Anfang. Ebenso paßt Brück's Urteil, die „Mönchsbriefe" gingen nur darauf aus, das ganze Mönchsinstitut in den Kot zu ziehen, und Diel's Verdikt, sie seien ein Werk der bittersten Schmähsucht gegen den Priester- und Ordensstand, nur auf Riesbeck's Briefe, nicht aber auch zugleich auf diejenigen von La Roche.

Stramberg vollends stellt sich mit seiner Behauptung: „die Briefe über das Mönchswesen, wenn auch von Goethe gepriesen, sind in ihrer dürren Einseitigkeit, in ihrer josephinischen, vom Korporalstock, nicht von der Feder ausgehenden Stilisierung längst durch die Nachwelt gerichtet und verworfen" nur selbst ein Zeugnis seiner eigenen kritiklosen Einseitigkeit aus. Denn ganz abgesehen, daß Goethe thatsächlich die „Mönchsbriefe" gar nicht lobt, sondern bloß ihre gute Aufnahme vonseiten des Publikums feststellt, sind sie sicherlich gegen keinen Vorwurf sicherer als gegen den der Langweile und leeren Oede, der doch wohl in Stramberg's Worten enthalten ist. Freilich bahnte ihnen in erster Linie die Tendenz den Weg; so schreibt Boie im Jahre 1772 über sie: „Wie muß man sich freuen, daß man in katholischen Ländern anfängt, so frei zu schreiben"; allein wenn sie ganz ohne allen formalen Reiz gewesen wären, so hätten sie sicherlich nicht auch den Beifall des ganz anders gearteten Lenz gefunden. Er lobt sie im Jahre 1776 Sophie gegenüber als ein Werk der Erholung und der Vergnügungen ihres Gatten und schöpft gerade aus ihrer Lektüre eine tiefe Verehrung für denselben.

Wenn Stramberg's Urteil auch nur einigermaßen zutreffend wäre, würde der sicherlich nicht urteilslose Herausgeber des Merck'schen Briefwechsels, K. Wagner, die „Mönchsbriefe" nicht ohne weiteres mit dem Prädikate „trefflich" auszeichnen. Allein die Kritik des „rheinischen Antiquarius", wenn man überhaupt von einer solchen reden kann, ist keine ästhetische, sondern eine religiös-politische, und das gleiche gilt auch von Marx, Diel und Bruck. Sie wittern in dem Verfasser der „Mönchsbriefe" den Freimaurer und Illuminaten, und damit ist für sie auch sein Werk von vornherein gerichtet. So behauptet Marx, in den „Mönchsbriefen" sei der Geist des Illuminatentums gleichsam inkarniert als Schriftsteller aufgetreten; Diel bringt ihren Verfasser direkt mit den Freimaurern zusammen und Brück bezeichnet ihn geradezu als einen Illuminaten. Wenn auch zugegeben werden muß, daß La Roche Fühlung mit Angehörigen dieser geheimen Gesellschaften hatte — war doch Bode, der Freimaurer und Illuminat in einer Person war, jahrelang Sophie's vertrauter litterarischer Ratgeber und Herausgeber von „Rosalien's Briefen" [1]) —, so ist doch der Behauptung Brück's eine nachdrückliche Erklärung von La Roche selbst über diesen Punkt entgegenzuhalten. In der Erzählung „Weldone" läßt nämlich Sophie ihren Gatten als Herrn „Felsen" auf die Frage des Engländers, „ob er nicht von der Gesellschaft sei, die in Deutschland mit der edlen, großen Verbindung verbreitet sei, Wahrheit und Güte in ihre alten Rechte einzusetzen und das Wohl der Menschen zu befestigen" die „ernste" Antwort geben: „Ich hasse geheime Bündnisse, ich bin in keinem als mit meinem Gewissen, nach den Vorschriften der Religion — die Pflichten gegen Gott und meinen Nächsten auszuüben." Diese entschiedene Bestreitung seiner Zugehörigkeit zu dem Illuminatenorden, deren er sich an und für sich gewiß nicht hätte zu schämen brauchen, ist schon deshalb nicht ohne Bedeutung, weil sie höchst wahrscheinlich mit der durch den Kurfürsten Karl Theodor von Bayern am 22. Juni 1784 verfügten Aufhebung des Bundes in Zusammenhang steht; denn La Roche lebte damals in Speier und stand in engen Beziehungen zu den hohen Kreisen in Mannheim.

VIII.

La Roche's und Wieland's Anteil an den „Mönchsbriefen".

Schon nach dem, was wir über die Entstehungsgeschichte der „Mönchsbriefe" gesagt haben, liegt es nahe, in denselben ein Erzeugnis der gemeinsamen Arbeit von La Roche und Wieland zu vermuten, oder mindestens eine ähnliche redaktionelle Mitarbeit vonseiten des Dichters anzunehmen, wie sie gleichzeitig Sophie's erstem Romane zugute kam. Denn über die Hinfälligkeit der Behauptung, Brechter und nicht La Roche sei der Verfasser der „Mönchsbriefe", brauchen wir wohl kein weiteres Wort mehr zu verlieren, obwohl sich diese Angabe bei dem anonymen Verfasser des „Biographischen Denkmals Riesbeck's" (Kempten 1786) findet und von Weingarten neuerdings wiederholt worden ist. Um nun Wieland's Anteil einigermaßen genau von dem durch La Roche beigebrachten Material sondern zu können, wird es sich empfehlen, zunächst alles dasjenige in den „Mönchsbriefen" festzustellen, was mit der Person des Hauptverfassers in irgend einer Beziehung zu stehen scheint. Einige interessante autobiographische Notizen haben wir ja ohnehin schon aus diesem Material vorweggenommen.

Von diesen Elementen abgesehen, verrät La Roche seine Autorschaft noch an manchen Stellen. Am deutlichsten im 12. Briefe, wo Gutmann, dem er auch sonst in seiner echt humanen Weltanschauung gleicht, seine Reformvorschläge als fingierter „Herzog Michel" vorbringt, mithin bei dieser Fiction La Roche's eigenen Rufnamen „Michael" verwendet. Mit

Gutmann hat er auch noch im besonderen das Bestreben gemein, unter der Landjugend ökonomische Kenntnisse zu verbreiten (Brief 7). Im Zusammenhang mit diesem Bemühen steht Gutmann's und des Amtmanns Sympathie für den Schulmeister, und es ist sicher als eine Selbstironisierung La Roche's aufzufassen, wenn im 11. Brief der Pater Guardian sagt: „Der Amtmann ist ein böser Mann. Ehe er zu dem Dienst gekommen, hatten wir immer von der Dorfgemeinde jährlich zwei Klafter Holz; der gottlose Mann hat es abgestellt und die Bauern genötiget, daß sie jetzo das nämliche Holz dem Schulmeister geben unter dem Vorwand, er sei schlecht besoldet und man könne sonst keinen tüchtigen Menschen für die Jugend bekommen. Ich hoffe einen andern, der uns sehr geneigt ist, an seine Stelle zu bringen." Denn wir haben schon oben gesehen, daß La Roche sich sehr für die Verbesserung des Landschulwesens interessierte, und dem entspricht es, daß der genannte Schulmeister, der ein aufgeklärter und bildungsbeflissener Mann ist, in den „Mönchsbriefen" neben Gutmann und dem Briefschreiber selbst die größte Rolle spielt. Je mehr sich dieser unter Gutmann's Einfluß aus seiner früheren Einfalt und Beschränktheit herausarbeitet, desto freundschaftlicher wird seine Haltung dem Schulmeister gegenüber. Die beiden Männer sind, wie man sieht, lediglich Typen der von Stadion's Schülern Groschlag und Bentzel angebahnten Reform der Geistlichkeit und der Schule.

In dem Schulmeister der „Mönchsbriefe" erkennt man aber unschwer einen bestimmten Vertreter seines Standes, der La Roche auf seinem Lebensweg begegnet war. Er verdankt seine Bildung hauptsächlich den Büchern, die ihm der verstorbene Pfarrer geliehen, und ist ein guter Rechenmeister (Brief 5). Ähnliches erzählt uns Sophie von jenem self-made man Matthes, den ihr Gatte protegierte. Auch er war von einem Pfarrer, namentlich im Rechnen, unterrichtet worden und hatte alle Bücher desselben gelesen. Von jenem Matthes, der in einem alten Rechenbuche eine Reihe von Büchern genannt fand, die er immer zu lesen wünschte, ohne sie zu erhalten, hat auch der Briefschreiber etwas abbekommen: An die Thür seines Bücherschranks hatte er einen Zettel angenagelt mit Titeln von Werken, die er sich nach und

nach anschaffen wollte (Brief 11). Aber auch für La Roche's Schilderung des Lebens und Treibens der Mönche aus der „Erfahrung", wie es im Titel heißt, können wir eine Quelle mit Wahrscheinlichkeit nachweisen. Manches auf diesem Gebiete verdankte La Roche wohl den persönlichen Erfahrungen des von ihm und Wieland hochgeschätzten, bildungsdurstigen Pfarrers von Ober-Warthausen, des trefflichen Heggelin, der bei den Religiosen sehr schwarz angeschrieben war, weil er die sehr häufig von den Ordensleuten gegebenen Stall- und Viehbenediktionen in seiner Gemeinde für immer außer Kurs setzte. Er wurde daher von den Schwestern aus dem dritten Orden des heiligen Franziskus, die in dem neben der Pfarrkirche stehenden Nonnenkloster wohnten, auf Schritt und Tritt belauert. Er war aber auch als ein Pfarrer, der neue Bücher las und eine gelehrte Zeitung hielt, bei denjenigen von seinen Amtsgenossen, welche das Wesen der Seelsorge in die genaue Eintreibung der Stolgebühren und Pfarrrevenüen setzten, nicht beliebt. Ganz ähnlich erblicken in den „Mönchsbriefen" die Ordensleute männlichen und weiblichen Geschlechts ihre vornehmste Aufgabe im Spionieren, namentlich gegen den Ortsgeistlichen, wie z. B. der Verkehr desselben mit Gutmann im Auftrag des Franziskanerguardians durch die ad hoc in die Gürtelbruderschaft aufgenommene Amtmannsköchin überwacht wird (Brief 4, 11). Nicht minder geben sie sich viel mit Stall- und Viehbenediktionen ab (Brief 11, 12), und die bildungsfeindlichen Vorgesetzten des Ortspfarrers legen den größten Wert darauf, daß dieser den Bauern nichts von den Gebühren nachlasse (Brief 1, 2, 11).[1]) Den Typus des einfältigen, trotzdem aber bei dem gnädigen Herrn gut angeschriebenen Pfarrers (Brief 2), wie er in dem Briefschreiber im ersten Teil der „Mönchsbriefe" (Brief 1—6) zutage tritt, konnte La Roche an dem zweiten Ortsgeistlichen von Ober-Warthausen studieren, der obschon ein ganz unbedeutender Mann, dennoch als ständiger Gast bei Stadion ein- und ausging. Mönchsstudien konnte er in jeder Epoche seines Lebens machen. Stand doch in seinem Geburtsort Tauberbischofsheim gerade gegenüber von seinem Vaterhause ein Franziskanerkloster, nicht zu gedenken der großen Menge von Klöstern in Mainz und in der Umgebung von Warthausen. Er konnte aber für seine Kenntnis

des Thuns und Treibens der Ordensgeistlichen vielleicht aus einer noch viel näheren Quelle schöpfen, da wir durch Sophie[1]) erfahren, daß ein Halbbruder von ihm selbst Kapuziner war und wahrscheinlich sogar Ordensprovinzial wurde. Dieser Mann, wohl ein Sohn des Chirurgen Franck aus früherer Ehe, besuchte La Roche später einmal von Heidelberg aus in Trier, und Sophie schildert ihn als einen durch große Gelehrsamkeit und ein vortreffliches Herz ausgezeichneten Mönch, der über alles reden konnte und die gewöhnliche Meinung der Gebildeten, seinen Ordensbrüdern entgingen alle Genüsse der schönen Künste und Wissenschaften, lächelnd als ein Vorurteil bezeichnete.

Diesen Beziehungen auf La Roche's eigene Persönlichkeit stehen nun eine Menge von Stellen gegenüber, die auf Wieland's Einfluß hinweisen. Schon gleich in der flott geschriebenen Vorrede findet sich ein Citat über die Vorurteile aus seinen einst unter Sophie's Einfluß entstandenen „Moralischen Briefen", und im 10. Briefe wird ausdrücklich auf seinen „Diogenes" Bezug genommen. Der „Diogenes" ist aber, wie wir gesehen haben, gerade eines von den beiden Werken, welche der Dichter gleichzeitig und in unmittelbarem Zusammenhang mit seinen Erfurter Händeln schrieb. Für diese hauptsächlich mit den Mönchen geführten Streitigkeiten zeigte La Roche während der Ausarbeitung seiner „Mönchsbriefe" ein sehr großes Interesse. Es ist daher nicht zu verwundern, wenn diese mehr als einen Anklang an den „Diogenes" verraten. Wie Wieland seinem angeblich einer alten Handschrift entnommenen Werke einen „Vorbericht des Herausgebers" vorausschickt, so tritt auch der Verfasser der „Mönchsbriefe" bloß als „Herausgeber" derselben auf, wie der Dichter dort eine humoristische Fundgeschichte erzählt, so erfreut auch La Roche den Leser mit einer solchen. Wie Wieland's Veröffentlichungen von ihm als nicht mehr vollständig, sondern nur noch lückenhaft erhalten dargestellt werden, so zeigen sich auch in den Briefen seines Freundes da und dort einige bedauernswerte Lücken. Dieses Motiv ist überhaupt ein bei Wieland sehr beliebtes; es findet sich z. B. auch in seinem „Agathon" (10, 4), im „Idris" (4, 36, 6) und in seinem Mönchsroman „Clelia und Sinibald" (2938 ff., 3004 ff., 3250 ff., 3301).

Wenn die „Mönchsbriefe" deswegen so defekt sind, weil sie von einer Pfarrersköchin als Einwickelpapier für ihr Korsett und verschiedene Eßwaren benützt wurden, so erinnert dieser Zug an eine Stelle im „Don Sylvio" (5, 1), wo von Büchern die Rede ist, die nur zum Einpacken anderer Bücher gebraucht werden, und an eine mündliche Äußerung Wieland's, die Bücher seien im Grunde genommen doch zu nichts anderem gut, als um Käse damit einzuwickeln. Wenn in den „Mönchsbriefen" Gutmann, der alte Erzieher eines Neffen des Herrn Barons (Brief 2), für seine kranken Tage in der Amtmannswohnung im Schlosse Wohnung und Verpflegung findet, so gleicht er hierin dem Diogenes, welchem als Erzieher der Söhne des Xeniades unter dessen freundschaftlichem und gastfreiem Dache in Alter und Krankheit ein Kämmerchen bereitet sein wird (4). Ebenso hat Gutmann auch die Eigenschaft mit Diogenes (9) gemein, daß er den Leuten vor Gericht hilft (Brief 3). Wenn bei La Roche Sebronius als ein von seinen Gegnern verketzerter Mann erscheint, so setzt sich Wieland bei dem Klosterbibliothekar, dem er die Diogeneshandschrift verdankt, dadurch in Gunst, daß er gehörig auf Sebronius schmält. Über die Verketzerung des Sebronius hält er sich übrigens schon in einem Brief an Riedel vom Mai 1769 auf.[1]) Wenn in den „Mönchsbriefen" (Brief 4) der Dechant den bildungsbeflissenen Gutmann tadelt, weil er mehr wissen wolle als er und seinesgleichen, und wenn derselbe Geistliche die fromme Einfalt des Briefschreibers lobt (Brief 4) und ihn ermahnt, nicht gescheiter werden zu wollen als andere ehrliche Leute, so hatte auch an dem Fundort der Diogeneshandschrift seit Jahrhunderten kein Mönch klüger sein wollen als seine Mitbrüder. Wenn im 12. Mönchsbriefe von reichen Abteien die Rede ist, wo 60 Männer wohl und besser als ein Edelmann leben, so werden wir in dem Vorbericht des Dichters in eine Abtei geführt, die reich genug ist, 60 bis 80 wohl genährte Erdensöhne in Müßiggang zu unterhalten. Wenn im 9. Mönchsbriefe die Mendikanten mit unnützen Hummeln des arbeitsamen Bienenstocks verglichen werden, die nur das verzehren, was andere im Schweiße ihres Angesichts eintragen, so wird schon im „Diogenes" (30) der müßige Reiche einer Hummel gleichgestellt, welche den besten Teil des Honigs

verzehrt, den die arbeitenden Bienen mühsam zusammentragen. Ebenso werden bereits im „Agathon" (9, 3) die Hofleute „unnütze Hummeln" genannt, und Wieland bezeichnete später auch einmal mündlich die Gelehrten als „Drohnen im Bienenstock". Wenn es im 12. Briefe heißt, ein Adeliger brauche für sich allein mehr als ein ganzes Dorf, und ein Fürst verzehre täglich mehr Steuern als zehn Dörfer in einem Jahr zum Leben nötig hätten, so wird schon im „Diogenes" (13) den Reichen vorgerechnet, wie viel tausend Geschöpfe darben müßten, damit einer von ihnen jährlich 40 oder 50 Talente verzehren könne. Ferner ist in beiden Werken von „Distinktionen" die Rede (vergl. Brief 3, 6, 8, 11, 12 mit D. 27), und endlich erinnert die im 12. Briefe enthaltene Forderung, die jungen Theologen sollten wenig Spekulatives lernen, an die Tendenz der Rede des Diogenes über den „Mann im Monde", während die im 9. Briefe vorkommende Bemerkung über den verketzerten Sebronius auch an den in der „Republik" (9) enthaltenen Abschnitt über die verketzerungssüchtigen Priester gemahnt.

Angesichts dieser mannigfachen Übereinstimmungen zwischen La Roche's „Mönchsbriefen" und Wieland's „Diogenes", ist die direkte Abhängigkeit jener von diesem unzweifelhaft. Da wir aber zudem wissen, daß La Roche auch schon den „ersten Plan" des „Diogenes" kannte, so scheint es fast, als ob zwischen ihm und dem Dichter über ihre fast gleichzeitig entstandenen Werke ein viel eingehenderer Gedankenaustausch stattgefunden habe, als er uns jetzt noch bekannt ist. Dafür spricht auch ein Zug in Wieland's Vorrede, den er vielleicht seinem Freunde verdankt. Der dort erwähnte besondere Schrank, welcher allen zufällig in die Klosterbibliothek verirrten Werken des Genies von dem Pater-Bibliothekar zum Gefängnis bestimmt wurde, erinnert nämlich auffallend an einen Schrank in der Bücherei des Tauberbischofsheimer Franziskanerklosters, der die verbotenen Bücher beherbergte und den schrecklichen Namen „Inferie" d. h. „die Hölle" trug.[1])

Die Ergebnisse der vergleichenden Analyse der „Mönchsbriefe" und des „Diogenes" laden ganz von selbst auch zur Beiziehung von Wieland's „Beiträgen zur geheimen Geschichte des menschlichen Verstandes und Herzens"

ein, da diese unter ganz denselben Verhältnissen entstanden wie jener. Es zeigt sich nun thatsächlich, daß die in den „Beiträgen“ enthaltenen Novellen „Koxkox und Kikequetzel“ und „die Bekenntnisse des Abulfaouaris“ in exotischer Einkleidung und Verschleierung ebenfalls schon manchen Gedanken bergen, der sich in den „Mönchsbriefen“ findet. So ähnelt die Zeichnung des Naturmenschen im 7. Briefe der in „Koxkox“ (20) gegebenen Schilderung, wobei allerdings eine beiderseitige Beeinflussung durch Iselin und Brechter nicht unwahrscheinlich ist. Die „Bekenntnisse“ polemisieren auf dem zweiten „Palmblatt“ ausdrücklich gegen „eine Art von Mittelorden zwischen den Priestern und dem Volke“ und verraten sich hiedurch deutlich als eine Streitschrift gegen die Mönche. Wenn es von den Gliedern dieses Ordens hier heißt, sie hätten anfangs keine andern Ansprüche erhoben, als den Priestern in ihren Verrichtungen behilflich zu sein, so erinnert dieser Satz ganz unmittelbar an die ähnliche Bemerkung, die sich im 9. Briefe über die Mönche findet: „Sie — dienten der Geistlichkeit in Kirchenverrichtungen“. Ferner wird im 9. Briefe die Politik der Priester, wodurch die ursprünglich reine und einfache Religion verdorben wurde, geradeso geschildert wie auf dem ersten „Palmblatt“ der „Bekenntnisse“.

Mit diesen überraschenden Anlehnungen an Wieland's „Diogenes“ und an seine „Beiträge“ ist aber der Anteil des Dichters an La Roche's „Mönchsbriefen“ noch keineswegs erschöpft. Vielmehr scheint Wieland, der sich einmal Gleim gegenüber selbst rühmt, er „könne viel Theologie“, seinem Freunde auch das von ihm benötigte kirchengeschichtliche Material nachgewiesen zu haben. Dies ist zu vermuten nach dem, was wir über sein besonderes Interesse an dem in den „Mönchsbriefen“ behandelten Spezialgebiet wissen. Er gestand später einmal mündlich, der heilige Franz sei schon in früher Jugend sein Held gewesen, und im Jahre 1758 suchte er seinem Freunde Zimmermann für die nochmalige Bearbeitung des bereits 1756 erschienenen „Versuchs über die Einsamkeit“ aus den Kirchenvätern den Stoff zusammen. In seiner damaligen Korrespondenz mit Zimmermann ist viel von dem heiligen Augustinus und Hieronymus und den alten Ana-

choreten die Rede, der Dichter sucht die beiden Väter nach einem „Tractatus de moribus monachorum" durch, er verweist den Freund auf die Sachen in den „Sympathien" aus den Lebensbeschreibungen der Altväter von Arnold, aus dem Leben St. Antonii, Francisci und vieler Heiliger, Mönche und Nonnen, die er einst gelesen habe, und er schreibt ihm, er selbst besitze drei dicke Oktavbände voll Lebensbeschreibungen von dergleichen Heiligen aus den mittleren und neueren Zeiten; das Wichtigste aber ist, daß er wiederholt die Hauptquelle der „Mönchsbriefe" (s. 8, 9, 11), nämlich Fleury's Kirchengeschichte nennt, von der er vor vielen Jahren einige Teile durchgegangen habe. Zimmermann's Werk zeigte denn auch infolge dieser Mitarbeiterschaft Wieland's, als es im Jahre 1785 vollendet war, in seiner Darstellung des Mönchswesens dieselbe Tendenz wie die „Mönchsbriefe". Daß der Dichter im Jahre 1763 Anmerkungen über den heiligen Bernhard herausgeben wollte, ist schon oben erwähnt worden.

Eine indirekte Bestätigung für die engen Beziehungen zwischen den „Mönchsbriefen" und Wieland liegt darin, daß dieser in seinen 1773 begonnenen und 1781 zuerst in Buchform erschienenen „Abderiten" nachweisbar La Roche's Werk benützt, und zwar sind in den „Abderiten" mit den Fröschen niemand anders als die Mönche gemeint. Zu einer derartigen Tierallegorie konnte schon der in den „Mönchsbriefen" selbst (9) vorkommende Vergleich der „vielen Legionen Franziskaner und Kapuziner" mit Heuschrecken einladen, welche den armen Landmann fast auffressen.[1]) Der allegorische Charakter der „Abderiten" wird aber in dem „Schlüssel zur Abderitengeschichte" durch die Erörterung des Begriffes der Allegorie und durch den Hinweis auf die „allegorischen Satiren des Dr. Swift" und sein auch in den „Mönchsbriefen" genanntes „Märchen von der Tonne" genugsam angedeutet. Der Zusammenhang zwischen den „Abderiten" und den „Mönchsbriefen" erhellt am deutlichsten, wenn man die direkt gegen die Mönche gerichtete Hamsterallegorie in Wieland's „Gesprächen über einige neueste Weltbegebenheiten im Jahre 1782" mit den „Abderiten" vergleicht. Denn die diesen ursprünglich zugrunde liegende einfache Geschichte von den Fröschen wird in jener Allegorie bloß auf die Hamster

übertragen und offen auf die Mönche bezogen, während diese Beziehung in den „Abderiten" ziemlich verdeckt ist.

In beiden Allegorien gelten die beiden Tiergattungen als unverletzlich, den Göttern besonders angenehm und dem gemeinen Wesen sehr ersprießlich; jeder Ort hat seine besondere Hegestätte und besondere Pfleger für sie; sie bezw. ihre Pfleger nehmen sehr rasch zu und ziehen allmählich den vierten Teil aller Einkünfte an sich. Der Kulturfortschritt im Lande stellt sie jedoch in ein anderes Licht, und die Frage, wie man sie vermindern oder gar loswerden könne, wird öffentlich erörtert, wobei sich jedoch große Schwierigkeiten erheben, da die ihnen nicht allzu geneigte Priesterschaft bei der Sache einen Vorteil für sich herausschlagen will, der ihr von der Gegenpartei nicht gegönnt wird. Schon in der Hamsterallegorie finden sich einige Züge, die mit den „Mönchsbriefen" auffallend übereinstimmen: Wie nämlich die Mönche (Brief 12), so haben auch die Hamsterpfleger Wundermittel für Krankheiten des Viehs, für alle möglichen Nöte der Frauen und gegen die Gespenster. Die Benützung der in ihren Hauptabschnitten ebenfalls dialogisch gehaltenen „Mönchsbriefe" (8—12) zeigt sich aber noch viel deutlicher in den „Gesprächen" selbst, deren Inhalt in der Hamsterallegorie bloß durch ein Beispiel erläutert werden soll. In ihnen hat der Dichter aber auch wieder selbständig auf die in den Briefen an Zimmermann genannten Quellen, z. B. auf das hier wie dort erwähnte Buch Fénélon's „von den Sitten der ersten Christen" zurückgegriffen. Wieland gebraucht in den „Gesprächen" den Ausdruck „Mönchswesen" und „Mendikantenorden", an beiden Orten wird der streng vertrauliche Charakter der Unterredungen betont, hier wie dort wird den Mönchen eine bedingte Existenzberechtigung zugestanden, und ihre einstigen Verdienste werden von beiden Verfassern hervorgehoben. In den „Mönchsbriefen" wie in den „Gesprächen" werden die von den Mönchen vorgenommenen Exorcismen besprochen, unter ihren Wundermitteln die Ignatiusbilder (bezw. -Bleche), die Skapuliere, das Zeichen C + M + B +, die Lorettoglöckchen (bezw. -Häublein), die Agatha- und die Lukaszettel erwähnt, an beiden Orten werden ihre Gespensterhistorien getadelt und die von ihnen der römischen Kurie geleisteten Dienste mit einer

Heeresfolge verglichen. In beiden Schriften wird die Erhaltung einiger wenigen Klöster für idealistische Schwärmer befürwortet, das Mönchsideal eines Polycarpus an- und ausgeführt und ein Ausblick auf die Abschaffung des Aberglaubens eröffnet. Beide Autoren nennen die Mönche „fruges consumere nati", berufen sich auf die schon zu Lebzeiten des Stifters im Orden der Minderen Brüder eingerissenen Mißbräuche, behaupten, das Erlernen eines Handwerks sei besser als jede Klosterversorgung, und verweisen auf Schriften, aus denen man den angeblichen Wert der Klöster kennen lernen könne. Beide machen Vorschläge, wie man die Klöster praktisch nützlich machen könne. Hiebei spielt ihre Verwertung im Interesse des Schulunterrichts die Hauptrolle; ihre Güter sollen verstaatlicht, die ganz untauglichen Novizen wieder hinter den Pflug gestellt, die brauchbaren aber zu geistlichen Gehilfen überlasteter Pfarrer herangezogen werden. An beiden Orten wird schließlich die Möglichkeit der Abschaffung des Cölibats durch ein allgemeines Konzil angedeutet.

Durch diese zum Teil wörtlichen Übereinstimmungen zwischen Wieland's „Gesprächen" und den „Mönchsbriefen" wird, da die in jenen enthaltene Hamsterallegorie nur eine andere Version der Froschallegorie in den „Abderiten" ist, die Beziehung dieser auf die Mönche außer allen Zweifel gesetzt. Daß Wieland schon in den „Abderiten" die „Mönchsbriefe" benützte, geht aus einigen unmittelbaren Übereinstimmungen hervor. Für eine Satire auf die Mönche war die Sage von der Verwandlung der melischen Bauern in Frösche für einen Kenner der „Mönchsbriefe" schon deshalb sehr brauchbar, weil La Roche (Brief 8) die katholischen Geistlichen als „verkleidete Bauernbuben" bezeichnet hatte. Auch das „liebliche Wreckeckeck koax-koax", von dem in den „Abderiten" die Rede ist,[1]) erinnert an eine Stelle im 12. „Mönchsbriefe", wo La Roche von dem Gesang der Mönche sagt: „ich mag es nicht brüllen" nennen. Ferner verwahrt sich Wieland bereits im Jahre 1774 im „Merkur" und später in seinem „Schlüssel" ganz ähnlich gegen den Verdacht des persönlichen Karikierens, wie dies im 4. „Mönchsbriefe" geschieht.[2]) Wie Gutmann nach dem 5. Briefe ganz genau die Schuldigkeiten der Religion erfüllt, so machte es auch Korax, was die Ausübung

des Froschglaubens betraf, gerade ebenso wie alle anderen Leute. Endlich kommt auch in den „Abderiten“ der scholastische Terminus „Distinctionen“ vor.

Mit Wieland's „Agathon“ zeigen die „Mönchsbriefe“ ebenfalls manche Parallelen. Beider Vorreden versprechen in ganz ähnlichen Wendungen eine Fortsetzung, deren Erscheinen von dem Beifall des Publikums abhängig gemacht wird. Auch im „Agathon“ tritt der Verfasser als „Herausgeber“ auf; dort findet sich in der Erziehungsgeschichte des Helden im Tempel zu Delphi (7, 1) bereits manches, was für La Roche's Erörterung über die Entstehung der Religion und des Kultus (Brief 7) verwertbar war. Zudem finden sich in diesem Roman manche Ausfälle gegen die Mönche. Es ist hier (6, 4) einmal die Rede von „Büchern, womit die gelehrte Welt noch in unseren Tagen von einigen weisen Mönchen über die erhabene Kunst, die Gespenster zu prüfen und zu bannen, beschenkt worden ist“, ein anderes Mal (8, 4) von „Vorurteilen, welche die Moralisten von den Mönchen geerbt zu haben scheinen“, dann (8, 7) von dem an der antiken Litteratur begangenen „Raub mönchischer Barbarei“ und endlich (9, 1) von der pädagogischen Unfähigkeit „dummer, mit klösterlichen Vorurteilen angefüllter Mönche“. Vereinzelte Anklänge an Wieland zeigt noch der 11. „Mönchsbrief“, wo das für des Dichters geistige Entwicklung so wichtige „Dictionnaire“ von Bayle von dem Dechanten nachdrücklich verketzert und der von ihm in seiner Jugend so geschätzte Abraham à Santa Clara von demselben geistlichen Herrn sehr herausgestrichen wird. Ebenda erinnert die in einer Spukgeschichte vorkommende, von einem Gespenst in einen Bogen Papier eingedrückte brennende Hand an den Geist Gablidone, der nach einem Briefe des Dichters an Gräter seine Schreibereien gleichfalls mit den Fingern aufs Papier zu brennen pflegte. Schließlich finden sich in den „Mönchsbriefen“ Verweisungen auf Sterne, Butler und Swift, die bekanntermaßen Lieblingsautoren Wieland's waren.

Es ergiebt sich mithin aus unserer vergleichenden Untersuchung, daß Wieland's Mitarbeit an La Roche's „Mönchsbriefen“ sehr bedeutend gewesen sein muß. Namentlich wird seine Hilfe der formalen Einkleidung der Gedanken

zustatten gekommen sein. Die Richardson-Rousseauische Fassung in Originalbriefen ist echt Wielandisch und von dem Dichter auch Sophie für ihre „Sternheim" empfohlen worden. Ganz seiner Schreibart entsprechend aber ist vor allem auch die den Briefen als Hintergrund dienende humoristisch gehaltene Geschichte, die mit ihren mannigfachen Schattierungen von Witz und Satire bald an Lucian, bald an die Epistolae virorum obscurorum, bald an Voltaire, Swift und Sterne erinnert. Der Grund, warum sich Wieland so energisch an den „Mönchsbriefen" beteiligte, ist wohl zunächst in seinem persönlichen Groll gegen die Mönche zu suchen, die er während seiner Liebesgeschichte mit Christine, namentlich aber später in Erfurt von keiner angenehmen Seite hatte kennen lernen.[1]) Daß er sich in den „Mönchsbriefen" aber geradeso unmotiviert durch Citate vordrängt, wie er dies zum großen Mißfallen von Herder und Lenz auch in Sophie's „Sternheim" thut, hiefür war abgesehen von seiner Eitelkeit wahrscheinlich auch das Bestreben maßgebend, sich dadurch dem Kaiser Joseph zu empfehlen, an dessen Adresse das Werk La Roche's ja unverkennbar gerichtet ist.

IX.

La Roche in kurtrierischen Diensten bis Sommer 1771.

Der neue Herr La Roche's, der noch jugendliche, sittenreine und volkstümliche Kurfürst Clemens Wenzeslaus, hatte aus seiner sächsischen Heimat eine feine, künstlerische, litterarische und wissenschaftliche Bildung mitgebracht und war redlich bestrebt, in die bequeme Regungslosigkeit der kulturellen Verhältnisse seines geistlichen Territoriums eine fortschrittliche Bewegung zu bringen. Namentlich hatte er es auf die Hebung des Wohlstandes und auf die Förderung des Bildungswesens abgesehen, und hiefür waren ihm Emmerich Joseph's Reformen in Mainz zum Teil vorbildlich. Wie dort sollten auch in Trier häufige Visitationen der Geistlichkeit und der Klöster, Beschränkung der 38 Feiertage auf die Hälfte und die Verminderung der Prozessionen die Diener der Kirche zu pünktlicherer Pflichterfüllung und das Volk zu regelmäßigerer Arbeitsamkeit anspornen. Er wollte an seinem Hofe, bei den Staatsbeamten und unter dem Klerus wieder wissenschaftlichen Geist und wissenschaftliches Leben wecken. Nicht minder ließ er sich die Umgestaltung des Schul- namentlich des Volksschulwesens angelegen sein. In diesen vom modernen Zeitgeiste getragenen Bestrebungen war er die ersten zehn Jahre seiner Regierung einig mit dem Hauptvertreter der aufgeklärten Reformpolitik in den geistlichen Staaten Deutschlands, mit dem von uns bereits mehrfach genannten Weihbischof von Trier Nikolaus von Hontheim, dem berühmten „Sebronius".[1]) Er mußte daher froh sein, für die Durchführung

seiner geplanten Reformen in La Roche einen Staatsmann aus der Mainzer Schule zu gewinnen, der gleich Groschlag, Bentzel und Emmerich Joseph selbst zu Füßen Stadion's gesessen hatte. Daß er, wie man nach Stramberg vermuten könnte, in den ersten Jahren von La Roche's Autorschaft an den „Mönchsbriefen" gar nichts geahnt haben sollte, ist nicht wohl anzunehmen. Vielmehr wurde vielleicht gerade durch sie seine Aufmerksamkeit auf die Klöster geschärft, zumal einige von diesen, u. a. auch die gefürstete Abtei Prüm, deren Administrator er war, mit seiner Regierung mancherlei Differenzen hatten. Die Gerechtsame des Kurfürsten gegen die Ansprüche der Klöster zu verteidigen, war aber nicht die geringste Aufgabe, die La Roche zufiel.

Dem gutmütigen Kurfürsten fehlten aber zum Reformator bei aller humanen Gesinnung dennoch die allernötigsten Eigenschaften,[1]) vor allem klare Einsicht, energisches Wollen und folgerichtiges Beharren bei seinen begonnenen Reformen. Diese Schwächen machte sich die klerikale Partei zu nutze, die sich dabei hauptsächlich auf die große persönliche Frömmigkeit des Kurfürsten und seine grenzenlose Ergebenheit dem Papste gegenüber stützen konnte. Warf er sich doch im Jahre 1782, als Pius VI. auf der Rückreise von seinem Besuche bei Joseph II. durch Augsburg kam, mitten in der offenen Domkirche dem Statthalter Christi zu Füßen, um ihm seine Verehrung zu bezeigen. Es ist daher nur zu verwundern, daß er nicht schon gleich in den ersten Jahren seiner Regierung allen Maßnahmen entgegen trat, die in letzter Linie auf die Schwächung des päpstlichen Ansehens in seinem Kurstaate abzielten, sondern eine Zeit lang den Josephinismus ruhig gewähren ließ.[2]) An der Spitze der Klerikalen in Trier stand bis zu seinem im Jahre 1778 erfolgten Rücktritt der erste Minister Graf von Metternich, der Vater des berühmten Staatskanzlers,[3]) und zu ihm hielten selbstverständlich die Ordensleute der verschiedensten Regeln. Es war nur eine Frage der Zeit, daß der schwache und lenksame Kurfürst durch irgend einen gewandten Wortführer der klerikalen Partei von der im Prinzip antikurialistischen Tendenz der Hauptträger seiner Reformpolitik überzeugt wurde und dadurch das Vertrauen auf sie verlor. Von dieser Frage

mußte das Schicksal des „Sebronius" und damit auch das des Sebronianers La Roche abhängen.

La Roche schlug seinen Wohnsitz in Thal-Ehrenbreitstein am Fuße des Schloßbergs im letzten Hause der Hofstraße zur linken auf. Dieses dem Dikasterialbaue, der kurfürstlichen Residenz, schräg gegenüber stehende Haus lag Goethe's Schilderung zufolge, wenig erhöht über dem Rhein und hatte die freie Aussicht den Strom abwärts. Die Zimmer waren hoch und geräumig, und La Roche behing die Wände galerieartig mit den Bildern seiner reichhaltigen Bildersammlung.[1]) Jedes Fenster nach allen Seiten hin bildete den Rahmen zu einem natürlichen Bilde, das morgens und abends bei mildem Sonnenglanz sehr lebhaft hervortrat. In diesem Hause entwickelte sich bald ein reges gesellschaftliches Leben, bei dem man wechselsweise jede Schattierung der Talente und Tugenden finden konnte, die in dem Umkreise von etlichen Meilen vertreten waren. Zu den intimsten Gliedern des La Roche'schen Kreises gehörte der auch mit Goethe befreundete kurtrierische Artilleriehauptmann Trosson, welcher bald darauf die militärische Ausbildung[2]) des jungen Fritz leitete und später russischer General wurde; sodann der französische Gesandte Graf Moutier, welcher Fritz in französische Kriegsdienste brachte, vor allem aber der bereits von uns erwähnte Domdechant Freiherr von Hohenfeld. Dieser entstammte einer vormals lutherischen Familie und sympathisierte am meisten mit La Roche's josephinistischer Richtung. Er besaß eine gute wissenschaftliche, namentlich naturwissenschaftliche und litterarische Bildung, hatte Reisen nach Italien, Frankreich und England gemacht und sich eine schöne Sammlung von Kupferstichen angelegt. Der Domherr korrespondierte u. a. mit Merck in Darmstadt und mit dem Professor Höpfner in Gießen und war befreundet mit dem Domherrn Joseph Anton Sigmund von Beroldingen in Speier. Er durchdachte nach La Roche's eigenem Zeugnis mit philosophischem Geiste Menschen und Staaten und schätzte und liebte nur Wahrheit und Natur wirklich; er achtete an sich selbst nicht das Zufällige seiner adeligen Geburt und seine Ehrenstellen am meisten, sondern das, was er sich durch unermüdlichen Fleiß an Kenntnissen erwarb, und seinen von allen aufgeklärten und edel gesinnten

Menschen verehrten moralischen Charakter; er suchte mit sanftem Eifer und stiller Größe Gutes zu wirken und vereinigte in seiner edlen Gestalt Ernst, Würde, Bescheidenheit, vornehme Kälte gegen Fremde und Höflichkeit, aber keine konventionelle Galanterie gegen die Damen. Mit diesem vielseitigen Manne mußten La Roche auch seine ganz gleichgearteten Neigungen für Kunst und Naturwissenschaft verbinden, die er durch Beschäftigung von Malern und Anlegung einer schönen Naturaliensammlung bethätigte. Auch zwischen dem Kurfürsten und La Roche entwickelte sich bald, wie Wieland dies richtig vorausgesehen hatte, ein sehr vertrauliches Verhältnis, während seine Schwester, die Prinzessin Kunigunde, ihre Gunst der geistvollen Sophie zuwandte.

Da es der angesehenen gesellschaftlichen Stellung La Roche's auch nicht an der entsprechenden materiellen Grundlage gebrach, so war es ihm möglich, auch nach außen hin mit einem gewissen Glanze aufzutreten; so konnte z. B. seine Gattin jedes Jahr einen großen Ball geben. La Roche hielt ein offenes, gastfreies Haus und bat bald einen Geistlichen, bald einen Arzt oder einen Rechtsgelehrten zu Tisch, wobei er sich jeweils mit seinen Gästen über die neuesten litterarischen Erscheinungen unterhielt, die in der „Berliner Bibliothek" besprochen waren. Schullehrer, tüchtige Kaufleute, alle hatten ihren bestimmten Tag bei ihm, so daß er ganz wie einst in Mainz und Warthausen an der Tafel Stadion's seine encyklopädische Bildung bereichern konnte. Auch verschmähte er es, seinen pädagogischen Neigungen entsprechend, nicht, jungen Leuten hiezu an seinem Tische Gelegenheit zu verschaffen. Daß es ihm auch für theologische Dinge nicht an Interesse gebrach, wird durch eine briefliche Notiz Sophie's nahegelegt,[1]) wonach er eine Predigt G. Jacobi's mit Bewegung vorlas. In „Rosalien's Briefen", unserer wichtigsten Quelle für die allgemeine Charakteristik von La Roche's Trierer Epoche, findet sich sogar der Text einer einfach gehaltenen Ernte- und Dankpredigt, den La Roche selbst, wie es dort heißt, dem Pfarrer vorgelegt haben könnte. Mit schlichten Worten werden den Bauern darin die Pflichten der Dankbarkeit gegen Gott, der Folgsamkeit gegen Eltern und Lehrer und der Botmäßigkeit gegen die Gutsherrschaft eingeschärft. Nach außen unterhielten

La Roche und seine Gattin rege Beziehungen namentlich mit der in Nassau wohnenden Familie des kurmainzischen Rats Freiherrn von Stein, des Vaters des späteren Ministers von Stein, dem Sophie schon damals eine große Zukunft prophezeite, ferner mit den Jacobi's in Düsseldorf, mit den von Clermonts in Vaels bei Aachen und mit dem schon erwähnten Dumeiz in Frankfurt a. M. Aber auch aus der Ferne strömte dem Hause La Roche durch Sophie's Briefwechsel die mannigfachste Anregung zu. „Ich wünsche, schreibt Bretschneider am 21. Mai 1776 an Nicolai, daß Sie hier in Koblenz wären und sich hier einen Monat aufhielten. Wer auf einmal die wahren Charaktere der jetzt lebenden Geister in Deutschland durchschauen will, der darf nur die Korrespondenz der Frau von La Roche mit Fleiß und in der Reihe durchlesen."

Im Jahre 1773 rückte La Roche zum Range eines wirklich Geheimen Staatsrats auf, im Jahre 1774 wurde er Regierungskanzler, 1775 Lehenpropst und Direktor des Revisionshofs und er gewann allmählich mit Hohenfeld und dem Minister von Hornstein einen großen Einfluß auf den leicht zu lenkenden Kurfürsten. Als dieser im Jahre 1778 den Grafen von Metternich zum Rücktritt bewog und an seiner Stelle Hohenfeld zum zweiten Konferenzminister erhob, übertrug ihm dieser noch die beste Stelle, die er zu vergeben hatte, nämlich die Direktion des Hofkriegsrats und dazu im Jahre 1779 die einträgliche Zollschreiberei zu Boppard. La Roche's Schicksal war überhaupt seit 1778 aufs engste mit demjenigen Hohenfeld's verkettet. Die Gunst, deren er sich am Hofe erfreute, offenbarte sich in den ihm von dem Kurfürsten gemachten Neujahrsgeschenken, die jeweils in kostbarem Silbergeschirr bestanden und nicht hinter denjenigen zurückstanden, welche den Ministern zuteil wurden. Den besten Beweis der Gewogenheit seines Herrn erhielt er dadurch, daß er im Jahre 1776 (oder bereits Ende 1775?) auf dessen Veranlassung vom Kaiser in den Adelstand erhoben wurde. Da des Kurfürsten Mutter Maria Josepha eine Tochter Joseph's I. war, mußte ihm die Erlangung dieser Gnade für seinen Kanzler nicht allzu schwer fallen. Die Tugenden, denen dieser sein rasches Emporkommen verdankte, waren Rechtschaffenheit, Uneigennützigkeit, unermüdlicher Fleiß, undurchdringliche Verschlossenheit, Gleichmut

und stets gleiche Güte und Höflichkeit gegen alle. Diese Eigenschaften erklärte er selbst für die Kardinaltugenden eines guten Fürstendieners.

Über La Roche's Amtsthätigkeit in Trier wissen wir fast gar nichts Bestimmtes mehr.[1]) Die verstreuten Einzelheiten, die wir noch darüber in Erfahrung bringen können, tragen übereinstimmend mit Sophie's Angaben in „Rosalien's Briefen" den Stempel seiner humanen und aufgeklärten Gesinnung, die wir bereits aus seiner Warthausener Zeit kennen. Im März 1772 empfahl er z. B. einen Buchhändler aus Graz zur Aufnahme unter die Gewerbetreibenden von Coblenz, da diese Gattung von Gewerbe im Trierischen Lande noch ganz fremd und unbearbeitet sei. Der Aufklärung suchte er auch zu dienen, indem er im Februar 1779 dem Kurfürsten bei der Gründung einer öffentlichen Bibliothek behilflich war. Seine Thätigkeit auf dem Gebiet des Kultus und des Unterrichts wird sich wohl in den in seinen „Mönchsbriefen" vorgezeichneten Linien bewegt haben. Wie einschneidend und bedeutend seine Reformen auf dem Gebiete des Jugendunterrichts, der Hauptdomäne seines Freundes Hohenfeld, gewesen sein müssen, ist aus einem Schreiben des Grafen F. L. von Stolberg an Sophie zu erschließen. In diesem unmittelbar nach dem Sturze ihres Gatten im Oktober 1780 geschriebenen Briefe heißt es: „Ich möchte weinen um unser liebes Vaterland, in welchem zu gleicher Zeit La Roche und Fürstenberg unedeln Kabalen unterliegen." Denn Franz Freiherr von Fürstenberg in Münster gehört mit den Mainzer Bischöfen Emmerich Joseph von Breidbach zu Bürresheim und Friedrich Carl Joseph von Erthal und dem Fürstbischof August von Limburg-Stirum in Speier zu den bedeutendsten Schulreformatoren Deutschlands vor der französischen Revolution. Für die Humanität seiner Verwaltung spricht Bettina's Angabe, eine von den Ursachen seines Sturzes sei seine Weigerung gewesen, dem Bauernstand eine von dem Kurfürsten gewünschte Abgabe aufzulegen, die er zu drückend fand. Vielleicht sind das die von Schiller als Grund seiner Demission erwähnten „gewissen Umstände, die ihm Ehre machten". Alle Menschen waren ihm nämlich nach Bettina's Versicherung gleich; er redete Fürsten und Bauern gleichmäßig auf den Verstand an und

wollte allein durch diesen mit ihnen zurecht kommen; nie war ihm eine Sache gleichgiltig, als läge sie außer seinem Kreis. Die Stadt Trier, so erzählt La Roche's Enkelin weiterhin, habe ihm zur Anerkennung seines uneigennützigen Widerstandes gegen diese unbillige Forderung ein Wappen in Glas gemalt in einem prächtigen silbernen Rahmen mit goldenem Eichelkranz geschenkt, worum in griechischer Sprache geschrieben war: „Alles aus Liebe,[1]) sonst geht die Welt unter". Soviel geht wenigstens aus dieser Notiz hervor, daß La Roche sich in Trier nach wie vor als einen aufrichtigen Freund der Bauern erwies. Daß er als geschickter und rechtschaffener Rechtsgelehrter sehr bekannt und geschätzt war, wissen wir aus „Rosalien's Briefen", und übereinstimmend hiemit äußern sich auch Goethe, Wieland und Einsiedel beifällig über seine amtliche Thätigkeit.

Diesen Anerkennungen steht aber nun eine ganz vernichtende Kritik vonseiten Stramberg's gegenüber. Dieser „Nachforscher in historischen Dingen" war lange Jahre am Koblenzer Kgl. Provinzialarchiv beschäftigt, dessen Urkunden er nach Kräften für seinen „denkwürdigen und nützlichen Rheinischen Antiquarius" ausschlachtete. Hierin schreibt er: „Ich habe Gelegenheit gehabt, von den amtlichen Vorträgen des Kanzlers hunderte einzusehen und ohne Ausnahme sie verworren, schwerfällig, geschmacklos, selbst in dem Standpunkt jener Zeit gefunden. In allen Zweigen der Verwaltung ein Neuling, ratlos in den allergewöhnlichsten Nöten des Staatshaushaltes steht dem Manne keineswegs zu gebote eine gründliche Gelehrsamkeit, ein wahrhaftiges Wissen, worunter etwan zu verbergen der Mangel an eigenen Ideen. Von der Beschränktheit seines politischen Horizontes zeugt die Antwort, dem Landtage von 1778 wegen einiger Bedenklichkeiten um die Schleifung der vermeintlichen Festung Koblenz gegeben: »Kriege sind fortan unmöglich; dergleichen werden wir nur mehr mit unsern Federn führen.«" Man braucht nicht darauf hinzuweisen, daß der an letzter Stelle angeführte Ausspruch, so abgerissen, wie er vorgebracht wird, kaum etwas beweist, und man wird einsehen, daß hier wieder ebenso wie bei den „Mönchsbriefen" der Parteimann und nicht der objektive Historiker spricht. Wer Stramberg's Buch „Der Triumph der Philosophie im

18. Jahrhundert" gelesen hat, in dem an den Freunden des geistigen Fortschritts auch kein gutes Haar mehr übrig bleibt, begreift von vornherein, daß La Roche, „der Enthusiast für die sogenannte Aufklärung", wie er ihn nennt, bei ihm keine Gnade finden kann. Darum hat auch schon Appell mit Recht Stramberg's Urteil über La Roche's amtliche Thätigkeit nur mit kritischem Vorbehalt mitgeteilt. Über die fernere Möglichkeit von Kriegen kann sich La Roche allerdings im allgemeinen in gleich friedlichem Sinne ausgesprochen haben, wie Wieland in seinen „Königen von Scheschian" dies thut. Diesen zufolge darf nämlich ein wahrer Menschenfreund auf keinen Fall Krieg führen.

Der beste Maßstab für La Roche's amtliches Können liegt wohl in dem Beifall, den er sich nicht bloß bei seinem politischen Erzieher, dem Grafen von Stadion, sondern auch bei seinen fürstlichen Gebietern in Mainz und — sogar bei dem von klerikaler Seite so hochgepriesenen Kurfürsten Clemens Wenzeslaus erwarb. Wie er an Stadion Feuer, Scharfsinn, Mut, Würde, strenge Gerechtigkeit und die wahre Güte des echten Menschenfreundes als die Grundzüge im Wesen eines deutschen patriotischen Ministers verehrte, so suchte er ihm hierin gleichzukommen. Ein Schüler und Nachfolger Stadion's war er aber auch namentlich in der nationalen Richtung seiner Politik. Er haßte an den Deutschen den Hang zur Nachahmung der Franzosen besonders deswegen, weil sie sich ihre Nachbarn stets nur in Kleinigkeiten zum Muster nähmen, statt von ihnen vor allem den Sinn und das Bewußtsein ihrer innern Einheit zu lernen. „Bei uns" sagte er einmal, „ist die Zeit lange vorbei, wo wir dieses selige Gefühl hatten. Deutschland! Ach, was ist das Seligste und Größte, wenn es in Stücke gerissen und dann so, wie es sein konnte, wieder zusammengelegt wird!" Dabei war er jedoch keineswegs ein pessimistischer laudator temporis acti, sondern er lebte in seiner Zeit, mit seiner Zeit und für seine Zeit.

La Roche war vor lauter Geschäften in seinem neuen Wohnsitz noch gar nicht recht eingerichtet,[1]) als sich Wieland anschickte, ihn und seine Gattin zu besuchen. Der Dichter verband mit diesem Besuch noch einen praktischen Zweck, indem er seinen Zögling Fritz La Roche nach manchen vergeblichen Versuchen,

ihn zu einem geordneten Arbeiten zu bringen, ins väterliche Haus zurückführte. La Roche hatte sich nämlich mittlerweile für die Wahl eines Hauslehrers für seine älteren Kinder, die 15jährige Maximiliane, den 14jährigen Fritz, die 11jährige Loulou und den 5jährigen Karl entschieden. Das kleinste, Franz Wilhelm, war erst 3 Jahre alt. In späterer Zeit änderte er allerdings seinen Standpunkt wieder und gab dem öffentlichen Schulunterricht den Vorzug. Von der Sorgfalt, welche er der Erziehung seiner Kinder widmete, zeugt der Umstand, daß er ihnen, seinem eigenen Kunstinteresse entsprechend, besonderen Zeichenunterricht erteilen ließ. Er selbst verstand sich nämlich gut auf die Zeichenkunst und bethätigte sie u. a. auch einmal durch Anfertigung eines Schattenrisses seiner Gattin.

Wieland ließ sich von La Roche eine Reiseroute nach Koblenz zusammenstellen und auch einige Winke wegen der für sein Erscheinen bei Hof erforderlichen Toilette erteilen. Der Dichter verständigte noch die Brüder Jacobi und Gleim,[1]) die schon mit Sophie in brieflichem Verkehr standen, von seiner Absicht. Der letztere konnte sich jedoch nicht an der geplanten Zusammenkunft beteiligen. Die drei Freunde fanden sich am 15. Mai 1771 bei La Roche ein, und Wieland verlebte bis zum 26. Mai glückliche Tage in Ehrenbreitstein, die durch einen Ausflug nach Düsseldorf angenehm unterbrochen wurden. Man unternahm auf dem Rhein abendliche Nachenfahrten, verzehrte das Abendbrot in dem schönen gräflich Eltzischen Garten und unterhielt sich mit gesanglichen Vorträgen von Liedern G. Jacobi's. Sie weinten in seligen Stunden, welche die Freundschaft und die Empfindsamkeit ihre Seelen genießen ließ, süße Thränen der Rührung und empfanden mit Wehmut das Fernsein Gleim's, den Wieland am letzten Tag seiner Anwesenheit im Namen aller grüßen und mit dem heiligen Kuß der Freundschaft küssen mußte. F. Jacobi entwirft am 16. Juni 1771 in einer Schilderung der Rührscene, die sich beim Wiedersehen zwischen Wieland und Sophie abspielte,[2]) folgendes interessante Bild von La Roche: „La Roche ist ein wohlgebildeter Mann von mittlerer Größe. Seine Augen sind voller Geist, seine Gesichtszüge fein, offen, edel und männlich; er redet mit Leichtigkeit und gut,

„und der Ausdruck seiner ganzen Person ist der eines leutseligen, munteren und rechtschaffenen Weltmannes." Bei dieser Zusammenkunft war auch Dumeiz und der schwärmerische Schwindler Leuchsenring zugegen, den Goethe irrtümlicherweise bei seinem ersten Besuch bei La Roche anwesend sein läßt. Was Leuchsenring, den Sophie durch G. Jacobi hatte kennen lernen und dauernd hochschätzte, für einen Eindruck auf den Hausherrn machte, kann man aus einem Briefe von Merck an seine Gattin aus dem Jahre 1771 ersehen, wo es von ihm heißt: „il a choqué Mr. de la Roche et Dumeiz". F. Jacobi, der von den Besuchern La Roche wohl am nächsten stand, schildert in einem Schreiben an Sophie vom 17. Juni 1771 das Leben und Treiben Leuchsenring's in Bergzabern und fährt dann mit den für La Roche's Urteil sehr bezeichnenden Worten fort: „Welch eine empfindsame Schilderung! Comme La Roche et moi nous fondrions en larmes en voyant cela! — je me moque un peu de ces bonnes gens." Leuchsenring mag wohl damals mit seinen unerschöpflichen Briefschatullen sein Wesen getrieben haben, wie es Goethe, wohl nach Wieland's oder Merck's Schilderung, beschreibt. Ob er allerdings schon vor seiner persönlichen Bekanntschaft mit Julie von Bondeli Briefe von ihr vorzeigen konnte, muß dahingestellt bleiben. Denn seine Schweizerreise fällt erst nach dem empfindsamen Kongreß bei La Roche. Daß er thatsächlich auch mit den Briefen dieser Freundin Sophie's und ihren eigenen Indiskretionen beging, beweist ein Brief Julie's an Sophie vom 24. April 1774, worin sie sich hierüber beschwert. Freilich zeigte auch diese alle Briefe herum, wie aus einem Briefe Merck's vom Herbst 1777 hervorgeht. Alles dasjenige, was Goethe im Zusammenhang mit Leuchsenring's Briefvorlesungen von dem Gatten Sophie's berichtet, wird wohl auf die Zusammenkunft vom Mai 1771 zu beziehen sein. „Herr von La Roche, sagt er, ein heiterer Welt- und Geschäftsmann — glaubte — hier [d. h. in der Verbindung der verschiedenen Korrespondenten] eine Verbindung zu sehen, wo mancher einzelne ohne Wert sich durch Verbindung mit bedeutenden Menschen aufstutze, wobei am Ende wohl er, aber nicht jene gefördert würden. — Meistens entzog sich der wackere Mann der Gesellschaft, wenn die Schatullen eröffnet wurden.

Hörte er auch wohl einige Briefe mit an, so konnte man eine schalkhafte Bemerkung erwarten. Unter anderm sagte er einstens, er überzeuge sich bei dieser Korrespondenz noch mehr von dem, was er immer geglaubt habe: daß Frauenzimmer alles Siegellack sparen könnten; sie sollten nur ihre Briefe mit Stecknadeln zustecken und dürften versichert sein, daß sie uneröffnet an Ort und Stelle kämen. Auf gleiche Weise pflegte er mit allem, was außer dem Lebens- und Thätigkeitskreise lag, zu scherzen und folgte hierin der Sinnesart seines Herrn und Meisters, des Grafen von Stadion."

La Roche stellte Wieland und G. Jacobi dem kunstsinnigen Kurfürsten vor und übermittelte ihm später auch ihre Werke. Hierauf bezieht sich folgender Brief La Roche's an G. Jacobi [1]):

Ehrenbreitstein, den 28. Juni 1771.

Hochgeschätzter Freund! Lesen Sie hier das Zeugnis, daß ich meinem gnädigsten Herrn an jenem Tage Dero Brief und Werke richtig beliefert habe. Ich weiß, und er hat es mir bei der vorletzten Konferenz selbst gesagt, daß er bereits die „Sommer- und Winterreise" [2]) mit Vergnügen durchgelesen. Die acht Tage der Anwesenheit der verwitweten Kurfürstin von Sachsen [3]) haben beiliegende Antwort verspätet. Es gab nachher aufgehäufte Arbeit und der Kurfürst wollte doch selbst schreiben. [4]) Genug von Staatssachen!

Daß Georg, Fritz und Betty [5]) wohl sind, sagt mir meine Sophie. Es liegt mir daran, es oft zu hören, weil Euer Wohlsein la somme de mon bonheur vermehrt.

Und was ich da sage, ist wahr.

Wieland ist wohl von seiner Reise zufrieden und hat Ursache, von allen den Großen der Welt, die ihm unterwegs aufgestoßen, [6]) viel Gutes zu sprechen. Er hat mir einen Menschen aus Erfurt geschickt, der für meinen Fritz sorgen solle. [7])

Sagen Sie unserm Fritz: Ich lese Ferguson [8]) mit Vergnügen. Aber es koste mich bei meinen Pflichtarbeiten

Mühe, in dem Zusammenhang zu bleiben. Der Mann will studiert sein, und man muß sich Idealgründe voraussetzen, nicht wie der große Haufen der Menschen sind, sondern wie sie der Himmel gern hätte. Die Griechen und Römer haben nicht Ursache, mit seinen Lobsprüchen zufrieden zu sein. Auch mit guter Erlaubnis: Es ist nicht jede Nation eine Bande von Räubern. Wann Gott Vater wüßte, daß H. Ferguson mit seinen Geschöpfen allerwegen auf plattem Lande so zufahret und sie wie Schottländer behandelt, so hätte er Ursache, den H. Professor der Sittenlehre an einem der höchsten Reichsgerichte ex lege diffamari [?] zu belangen. Ja wohl als ein gravamen commune statuum gehört es gar an den Reichstag. Im Grunde hat er gleichwohl recht, aber ich betrachte gerne meine lieben Mitzeitgenossen aus einem sanfteren Lichte.[1]) Denn, unter uns gesagt, H. Ferguson hat oft den Spleen. Wenn man aber ihm den benehmen und sich über das Schwarze wegdenken kann, so ist es gewiß eines der schätzbarsten Bücher unserer Zeiten und könnte zu einem Lehrbuch für einen angehenden Statisten herrlich dienen.

Nun möchte ich auch noch gerne, daß Betty wüßte, daß ich sie auf das Wort meiner Freunde schon verehre und liebe. Allein es geht mir, wenn ich zärtlich schreiben will, wie dem ehrlichen Schiffer Puff in „Sophien's Reise".[2]) Wir wollen also die Sache mechanisch traktieren: Embrassieren Sie Betty, aber recht von Herzen, ohne weiter so gradaus zu sagen, daß ich Ihnen dazu den Auftrag gegeben; und wenn sie frägt: warum?, so bringen Sie es nochmal so ganz sanft vor, daß es von mir durch einen Brief gekommen. Mich deucht, darüber könnte mein Fritz nicht böse werden, und wenn er den Eifersüchtigen machen wollte, so stopfen Sie ihm den Mund mit eben so viel warmen Küssen in animam committentis. Mit einem Wort: Ich liebe Euch alle, fussiez vous 50, von ganzem Herzen.

Zeugnis meiner Hand

G. M. F. v. La Roche.[3])

Die Gräfin von Leyen[1]) und das Fräulein von Nauendorff[2]) wollen Lorenzodosen[3]) haben; lassen Sie sie durch meine Hand übergeben."

Dieses Schreiben liefert mit seinem warmen Freundschaftston, seinem ernsten wissenschaftlichen Inhalt, seinem menschenfreundlichen Optimismus, seinem feinen Humor und seiner leisen Selbstironie einen dankenswerten Beitrag zu La Roche's Charakteristik und dient den Schilderungen anderer nur als Bestätigung. Die Art, wie La Roche hier die Menschen beurteilt, ist ganz dieselbe, wie diejenige des Phanias am Schlusse von Wieland's „Musarion". Da sich La Roche für dieses Werk des Dichters besonders interessierte und Heinse in einem Brief an Gleim ihn selbst „Phanias" nennt, so liegt hierin ein weiterer Beleg für den gewaltigen und nachhaltigen Einfluß, den La Roche auf die Charakterentwicklung Wieland's ausübte. Denn nach dem eigenen Geständnis des Dichters und nach dem Urteil Goethe's ist sein Phanias niemand anderes, als er selbst. La Roche wird also durch diesen Zusammenhang gewissermaßen zu seinem vorbildlichen alter ego gestempelt.

X.

La Roche in Trierischen Diensten von Sommer 1771 bis Sommer 1774.

La Roche's Brief an G. Jacobi ist für uns auch noch deswegen von Interesse, weil darin ein Mann erwähnt wird, dessen spätere Schicksale schon an und für sich, noch mehr aber durch die äußere und innere Verbindung denkwürdig sind, in der er eine Zeit lang mit dem Verfasser der „Mönchsbriefe" stand. Wir meinen den Hauslehrer von Fritz La Roche. Er hieß Joseph Schwarz, war ursprünglich ein Jesuitenzögling, wurde dann ebenso wie Heinse ein Schüler Wieland's und Riedel's in Erfurt und war durch den Einfluß dieser beiden ganz in das Fahrwasser der Aufklärung hineingeraten. Als er in La Roche's Dienste trat, hatte er das 30. Lebensjahr schon überschritten und huldigte im Gegensatz zu seinem sanguinischen Freunde Heinse infolge der dürftigen und drückenden Verhältnisse, in denen er aufgewachsen war, einer pessimistischen Weltanschauung, der er auch in dichterischen Versuchen Ausdruck verlieh.[1]) Am 27. Juni 1771 trat er seine Lehrstelle bei den Kindern La Roche's an, erwarb sich rasch dessen Zufriedenheit und blieb bis Mitte 1773 in seinem Hause, um nach Aufgabe seines Lehramts Gymnasiallehrer in Mainz zu werden. Als solcher wurde er ein Jahr nach seinem Weggange von Ehrenbreitstein das Opfer der klerikalen Reaktion, die in Mainz nach dem plötzlichen Tode Emmerich Joseph's am 11. Juni 1774 Platz griff. Wir müssen auf diese Reaktion hier schon deswegen näher eingehen, weil die intimsten Bekannten La Roche's, Emmerich Joseph, dessen Bruder, Grosschlag, Bentzel, Riedel und Wieland von ihr betroffen wurden, und

weil sie im großen und ganzen nichts als eine vorbereitende Parallelerscheinung des Umschwungs der Dinge in Trier ist, der für La Roche so verhängnisvoll werden sollte. Daß La Roche nach wie vor über die Verhältnisse in Mainz stets wohl unterrichtet war, ist von vornherein selbstverständlich, wenn wir dies auch nicht mehr urkundlich beweisen können. Wir fahren in der Schilderung der Mainzer Zustände da fort, wo wir sie bei der Entstehungsgeschichte der „Mönchsbriefe" verlassen haben. Ein Hauptwerkzeug zur Anbahnung der Mainzer Reaktion, die sich in ihren ersten Stadien zunächst gegen die aufgeklärten Erfurter Professoren richtete, war der von uns schon erwähnte Augustinerpater Simon Jordan gewesen. Nach seinen verunglückten Intriguen gegen Riedel fing er an, den Statthalter bei seinem Bruder, dem Kurfürsten, und bei dem Domkapitel in Mainz anzuschwärzen. Als der Statthalter es erfuhr, entfloh Jordan im Sommer 1771, um seiner Festnahme durch Emmerich Joseph zu entgehen, von Erfurt nach Würzburg, von wo er sich nach Wien begab. Inzwischen hatte Riedel einen Ruf an die dortige Akademie angenommen, wo er die einst Winckelmann zugedachte Professur erhalten sollte. Bevor er jedoch in der Kaiserstadt anlangte, hatte Jordan im Frühjahr 1772 die ganze Geistlichkeit gegen ihn aufgehetzt, die fromme Kaiserin durch eine Predigt gegen ihn eingenommen und allen Großen des Wiener Hofs mit Zeugnissen aus Erfurt zu beweisen versucht, daß er ein liederlicher Student und ein Erzatheist sei. Es gelang Riedel, sich zu verteidigen, und Wieland schrieb ihm deshalb, er wolle dafür sorgen, seinen Sieg über den ehrwürdigen Simon Jordan in allen Hauptplätzen und Gassen der Stadt Erfurt ausposaunen zu lassen; allein nicht lange darauf wurde er dennoch gestürzt, und zwar infolge einer Denkschrift Jordan's, die dieser im Sommer 1772 der Kaiserin überreichte.[1])

In diesem Schriftstück waren aber nicht allein die alten Anschuldigungen gegen Riedel wiederholt, sondern auch gegen Wieland der Vorwurf der Immoralität, der Freigeisterei und des Atheismus erhoben worden, um seine schon beschlossene Berufung nach Wien unmöglich zu machen. Obgleich sich der Dichter am 26. August 1772 im Einverständnis mit Riedel in einem Schreiben an Kaunitz gegen diese Anklagen verteidigte,

wurde seine Berufung dennoch vereitelt, da Maria Theresia durch eine Gräfin, welche ein förmliches Tagebuch für sie führte, noch vollends gegen ihn und seinen früheren Kollegen beeinflußt wurde. Aber auch in Erfurt hatten die Klerikalen ihre früheren Angriffe gegen Wieland wieder aufgenommen. Er hatte sich zwar, wie einst der Graf von Stadion, infolge seiner bisherigen Erfahrungen allmählich der Geistlichkeit gegenüber auf einen vorsichtig resignierten Standpunkt gestellt und fing schon an, dem Grundsatze zu huldigen „Qui vult bene vivere, debet de Domino Abbate omnia bona loquere d. h.: Laßt die Priesterschaft ungehudelt, wenn ihr ein geruhig Leben führen wollt,“ ja, er verstand sich sogar, nur um in Wien anzukommen, dazu, durch Riedel's Vermittlung sich mit den Jesuiten gut zu stellen, aber das nützte ihm alles nichts. Schon im Jahre 1771 hatte sich in Erfurt beim Erscheinen seines „Neuen Amadis“ alles bekreuzigt und gesegnet, daß der erste Professor der Philosophie solches Zeug schreiben könne; als er aber vollends im Frühjahr 1772 mit dem Druck seiner „Könige von Scheschian“ begann, da mußte er auf Befehl des Mainzer Vikariats 6 Bogen unterdrücken, auf denen er sich zu freimütig über Religionssachen erklärt hatte. Dies war nichts anderes als ein Schlag gegen den Josephinismus, der sich in diesem Buche ganz offen in Huldigungen an den aufgeklärten Kaiser ausspricht. Denn der kommende Nachfolger des Tifan, der den Tendenzen der „Mönchsbriefe“ entsprechend seinen Priestern befiehlt, sich hauptsächlich mit Moralphilosophie zu beschäftigen und alles Grübeln über die Natur des höchsten Wesens beiseite zu lassen (vgl. den 12. „Mönchsbrief“ und das oben zu Wieland's „Diogenes“ Bemerkte), ist eben Joseph II. Danischmende-Wieland hatte in dem Buch, das er dem Kaiser in die Hände zu spielen versuchte, zwar keine übelthätigen Absichten gegen die Bonzen geäußert, aber sie hielten ihn für ihren geschworenen Feind, weil er sie ganz wie sein guter Freund, der Verfasser der „Mönchsbriefe“, gerne zu besseren Leuten gemacht hätte, als sie selbst zu sein Lust hatten. Thatsächlich berechtigte auch die Art, wie er von den Mönchen, den Jesuiten und anderen Religionsgenossenschaften versteckt spricht,[1]) vollkommen ihre Besorgnis, zumal wenn sie, was sehr wahrscheinlich ist, den

Autor der „Mönchsbriefe“ bereits kannten. Selbstverständlich fanden umgekehrt „die Könige von Scheschian“ den rückhaltslosen Beifall La Roche's.

Die Verfolgungen vonseiten der Klerikalen waren auch der letzte Grund, warum Wieland bald darauf dem Ruf nach Weimar Folge leistete. Es ist sehr bezeichnend für die innige Freundschaft, die er damals für La Roche empfand, daß er sich zu diesem Schritt nur deswegen nicht gerne entschloß, weil er sich dadurch allzuweit vom Rheine und dem Wohnsitz seines Freundes entfernte. Mit Riedel's und Wieland's Weggang von Erfurt waren noch zu Lebzeiten Emmerich Joseph's die beiden Häupter der aufgeklärten Universitätsreorganisation durch die klerikale Opposition unschädlich gemacht. Als vollends nach dem Tode des Kurfürsten seine vertrauten Ratgeber Grosschlag und Bentzel entlassen wurden, richtete sich die Rache der Klerikalen gegen alle, die zu den von diesen protegierten Professoren gehalten hatten. Es ist wohl schwerlich ein Zufall, daß unter den allerersten Opfern dieser Reaktion gerade der frühere Hauslehrer des Verfassers der „Mönchsbriefe“ sich befand. Vielmehr wird man hier an den Fall Horix erinnert, wo man auch den Schützling eines zu hochstehenden Staatsmannes faßte, weil man an diesen selbst nicht Hand anlegen konnte. Gleich am nächsten Tage nach dem Tode Emmerich Joseph's, am 12. Juni 1774, wurde Schwarz unter der Anschuldigung des Atheismus verhaftet und in das Erfurter Inquisitionsgericht abgeführt. Im Laufe des Verhörs gestand er u. a., er habe bei La Roche Bücher gefunden, die entweder die Religion offenbar bestritten oder wenigstens mit vielen irrigen Sätzen angefüllt waren. In den an Schwarz gerichteten Briefen seines Freundes Büeler fand man eine Notiz über einen Priester von Abulfaouari's Sekte, was der Angeklagte als eine Anlehnung an die gegen die Priester der christlichen Religion gerichteten Wieland'schen „Beiträge zur geheimen Geschichte des menschlichen Verstandes und Herzens“ erklärte, in welchen namentlich auch gegen die Mönche geeifert wird. In einer ebenfalls bei Schwarz gefundenen lasciven Erzählung „Die schöne Nacht“ entdeckte man einen Seitenhieb auf die „gemästeten Mönche“, ein Ausdruck, der an manche von La Roche, Wieland und Heinse gebrauchten

Wendungen erinnert. Von Heinse fanden sich bei den Akten Briefe an Schwarz, und in einem derselben vom 23. Oktober 1771 hieß es: „Wär' es nicht besser, wenn Wieland in der Karthause zu Koblenz Prior wäre und Schwarz, Heinse, La Roche u. dgl. unter diesem Sokrates einen ganzen Himmel voll Seligkeit genießen könnten?" Im Anschluß an diese Stelle stellte der Richter die ebenso naive, wie für La Roche's Renommée bezeichnende Frage, ob denn vielleicht ernstlich an eine Säkularisation der Karthause zu Koblenz und Mainz gedacht worden sei. Einigen Grund zu derartigen Befürchtungen konnten die Ordensleute immerhin haben, da Emmerich Joseph, abgesehen von seinen Verordnungen vom Jahr 1768 und einer im Jahr 1771 erlassenen umfassenden Klosterordnung zur Wiederbelebung des reinen Geistes des Mönchswesens, am 6. Juni 1772 ein besonderes Gesetz gegen das Wachstum der toten Hand erlassen hatte, worin man vielleicht eine Wirkung der „Mönchsbriefe" erblicken kann.

Da man Schwarz nichts Ernstliches beweisen konnte, wurde er am 1. Februar 1775 in Ansehung seiner reumütigen Gesinnung wieder enthaftet. Auf jeden Fall aber hatte man bei seinem Prozeß manches Interessante über seinen früheren Herrn, den Kanzler von Trier, erfahren, was sich bei gelegener Zeit gegen ihn verwerten ließ. Bei der innigen Verbindung der beiden geistlichen Kurstaaten von Mainz und Trier und bei der Internationalität der Ordensleute überhaupt, in Erinnerung an Stadion's Erfahrungen und angesichts seiner eigenen prekären Stellung in Trier hatte La Roche wahrlich allen Grund, auf seiner Hut zu sein. Der Kurfürst Emmerich Joseph hatte ihn schon im Mai 1771, als Wieland auf der Heimreise von Ehrenbreitstein von ihm empfangen wurde, durch den Dichter warnen lassen, da man ihm am Trierer Hofe von allen Seiten Fallen stellen werde.[1]) Thatsächlich arbeiteten hier auch die Klerikalen, von Metternich unterstützt, mit solcher Energie dem josephinistischen Geiste entgegen, daß La Roche trotz seines großen zeitweiligen Einflusses auf den Kurfürsten, dennoch, wie Wieland einmal sagt, Trierischer Geheimrat war, ohne es in der That zu sein. Der Trierer Hof wird im Herbst 1772 von dem Freiherrn von Hardenberg als „zu papistisch" geschildert. Wie berechtigt dieses

Urteil war, zeigt der Ausspruch: „Cecidit corona capitis nostri“, den der von den Jesuiten erzogene Clemens Wenzeslaus that, als im Jahr 1773 der von ihm hochgeschätzte Jesuitenorden aufgehoben wurde. Die Folgen, welche diese Haltung des Kurfürsten für La Roche haben mußte, entgingen auch einsichtigen Beurteilern der Dinge keineswegs. Dies geht aus dem Zeugnis Boie's hervor, welcher am 12. Oktober 1774 den Kanzler in Ehrenbreitstein besuchen wollte, ihn aber zu seinem großen Leidwesen nicht antraf. Denn La Roche, auf dessen Bekanntschaft er sich wegen seiner berühmten „Mönchsbriefe“ so sehr gefreut hatte, weilte damals als Trierischer Gesandter in Wien. Der Dichter hörte jedoch manche Andeutungen über seine bedenkliche Stellung am Trierer Hofe. Denn seine Richtung war in Wien besser angesehen als in Trier und Koblenz, und der Kaiser hatte, als er von der wachsenden Bigotterie des Kurfürsten vernommen, zu ihm gesagt: „Welch ein Irrtum! Es ist viel leichter ein frommer, als ein rechtschaffener Fürst zu sein.“

Kehren wir jedoch nach dieser vorauseilenden Darstellung der bedenklichen Verhältnisse, mit welchen La Roche in seiner widerspruchsvollen Stellung zu rechnen hatte, wieder zu ihm selbst zurück! Schwarz hatte vorbehaltlich der Einwilligung La Roche's und Sophie's seinem Freunde Heinse, der mit dem jungen Fritz bereits in Erfurt vergnügte Tage verlebt hatte,[1]) seine Erzieherstelle bei diesem versprochen. Heinse hegte eine schwärmerische Verehrung für die „Musarion“ Sophie und suchte deshalb Fühlung mit ihrem Hause zu bekommen. Allein das erstemal, als er durch Ehrenbreitstein kam, — es war im Oktober 1771 — konnte er mangels eines Gesellschaftsanzugs dort keinen Besuch machen, und als er im Februar 1772 wirklich bei Schwarz vorsprach, konnte er nur Sophie's schöne Kinder, nicht aber sie selbst und ihren Gatten sprechen. Diesen lernte er allerdings später durch die Brüder Jacobi noch persönlich kennen, wenn auch aus dem ursprünglichen Plan von Schwarz nichts wurde.

Wie wenig behaglich La Roche sich selbst in der Trierer Luft fühlte, zeigt sein großes Bedauern über das Scheitern einer Hoffnung, die er sich bereits im Sommer 1771 auf eine Berufung nach Darmstadt machte. Sophie hatte zu dem

dortigen Hofe Beziehungen und war um jene Zeit zu Besuch in Darmstadt, wobei sie die Bekanntschaft der Prinzessin Luise, der späteren Gemahlin des Herzogs Karl August von Weimar machte.[1]) Allein wenn sie auch nicht selbst in die hessische Residenz kamen, so erhielten La Roche und Sophie hier insofern einen Ersatz, als sie in Merck einen ebenso treuen wie schätzbaren Freund gewannen. Zunächst allerdings wurden ihre Beziehungen nur durch einen Briefwechsel Sophie's mit dem Kritiker vermittelt. Denn La Roche's Gattin war kurz zuvor durch das Erscheinen ihrer „Sternheim" in die Schriftstellerwelt eingetreten. Merck veröffentlichte eine anerkennende Rezension derselben in den „Frankfurter gelehrten Anzeigen". Er teilte ihr auch im Januar 1772 einen für sie sehr schmeichelhaften Brief von Herder mit, den sie auch ihren Gatten lesen ließ, weil dieser für Herder eine ungemeine Hochachtung hegte.

Im Anfang des Jahres 1772 hatte der Kurfürst von Trier Aussicht auf das Bistum Lüttich, für welches er in den 60er Jahren schon einmal kandidiert hatte, allein die Befürchtung Sophie's, La Roche werde ihr dadurch zeitweilig auf lange entzogen werden,[2]) ging infolge des Scheiterns des Planes nicht in Erfüllung. Im März 1772 war Dumeiz und Leuchsenring wieder bei La Roche auf Besuch. Sophie schrieb damals an G. Jacobi, ihr Gatte, Dumeiz, Leuchsenring, sie selbst und Maximiliane unterhielten sich mit der Lektüre seines „Schmetterlings" und ließen ihn bitten, keinen König mehr zu besingen.[3]) Im August 1772 mußte La Roche, obwohl er infolge eines Unfalls unpäßlich war, wieder nach Augsburg reisen,[4]) wie denn mit seinen mannigfaltigen Berufsgeschäften wiederholte Dienstreisen zusammenhingen. Gelegentlich einer solchen Augsburger Reise fand wohl jener letzte Besuch La Roche's in Warthausen statt, den Sophie in „Rosalien's Briefen" mit Goethe's Hilfe oder wenigstens in Anlehnung an seinen „Werther" als „eine dankbare Wallfahrt zu der Quelle seines Glückes" schildert. Er besuchte in Warthausen das Grab seines Wohlthäters, des Grafen von Stadion, voll dankbarer Wehmut und sprach angesichts seiner einfachen Grabschrift aus gerührter Seele den prophetischen Wunsch aus, Gott möge die Söhne des jungen Grafen mit dem Geist des Verstorbenen segnen. Dann kniete er weinend nieder, küßte

den Stein, der die Gruft deckte, und sagte: „Diese Thräne des Dankes und der Verehrung ist alles, was ich dir geben kann; aber so lang ein Tropfen Blut in mir wallt, wird das Andenken deiner großen Eigenschaften deinem La Roche heilig sein.“ Das genaue Jahr dieser Reise ist nicht mehr festzustellen. Denn auch von der schweren Krankheit, die La Roche unmittelbar darauf befiel, wissen wir nichts weiteres. Da jedoch bei seiner Anwesenheit in Warthausen die Gereiztheit zwischen dem abwesenden jungen Grafen und dem Liebling seines Vaters noch aus gewissen Äußerungen der Dienerschaft herauszuhören war, so wird man die Reise ziemlich früh ansetzen dürfen; vielleicht schon in den Sommer 1771; denn am 26. Juli dieses Jahres schrieb Sophie an G. Jacobi u. a., La Roche sei abgereist, „Gutes zu thun“, womit die Erfüllung seiner Pietätspflicht immerhin gemeint sein könnte.[1])

Merck war es hauptsächlich, der die Bekanntschaft La Roche's mit Goethe vermittelte. Sophie und Maximiliane hatten den Dichter, wahrscheinlich durch Dumeiz, schon in Frankfurt kennen lernen, und seine Beziehungen zu der Gattin La Roche's wurden bald so intime, daß sie ihm u. a. Geld für die Drucklegung seines „Götz“ vorstreckte. Auf eine an sie ergangene Einladung verabredeten sich Merck und Goethe, sich Mitte September 1772 bei La Roche in Ehrenbreitstein zu treffen. In einem Briefe Sophie's an Merck vom 18. Mai 1772 wird dieser auf die persönliche Bekanntschaft ihres Gatten vorbereitet: „Dans peu, schreibt sie, vous verrez La Roche; ne le jugez pas selon la superfice; pensez que 50 ans d'obligation de se conduire, d'avoir le ton selon la volonté et le goût des autres peuvent donner un dehors, qui n'est pas le caractère —; mais je me tromperais fort s'il n'était pas avec vous ce qu'il est véritablement.“ Diese Erwartung bestätigte sich vollkommen; denn nach dem Zeugnis Goethe's, der ein wenig vor Merck in Ehrenbreitstein eintraf, entstand sogleich eine Art von Wahlverwandtschaft[2]) zwischen den beiden Männern, da sie beide „als Welt- und Geschäftskenner, als unterrichtet und gereist“ nähere Fühlung zu einander gewannen. Allein abgesehen von diesen mehr äußerlichen Berührungspunkten mußte der kalte, kritische Merck auch seiner ganzen Charakteranlage nach vorzüglich zu La Roche passen, der sich

gegen alles, was man Empfindung nennen könnte, auflehnte und selbst den Schein derselben entschieden von sich abhielt. Es war daher lediglich eine böswillige Klatscherei von Leuchsenring, wenn er Sophie gegenüber sagte, ihr Gatte habe Merck mißfallen. Vielmehr gab La Roche ebenso wie Hohenfeld nach dem ausdrücklichen Geständnis Sophie's Merck den Preis des Vorzugs über seine anderen Freunde. Merck wiederholte in der Folgezeit seinen Besuch in Ehrenbreitstein öfter und schickte den beiden Gatten und Hohenfeld seine eigenen Schriften und andere litterarische Erzeugnisse, die dann La Roche und sein Freund an Sophie's kleinem Tischchen abwechselnd vorzulesen pflegten, während sie selbst Strümpfe für ihre Kinder strickte. Er verfolgte auch mit regem Interesse den Gang, welchen La Roche und Hohenfeld den Köpfen und den Dingen in Ehrenbreitstein zu geben versuchten. Durch Merck wurde Goethe bei seinem Besuche bei La Roche auch mit Hohenfeld bekannt, der später von dem Dichter die bekannte originelle Anweisung zum Griechisch lernen erhielt. Es ist leicht möglich, daß Goethe thatsächlich das aller Sentimentalität abholde Wesen La Roche's bei Gelegenheit von derartigen Briefvorlesungen, wie Leuchsenring sie liebte, kennen lernen und beobachten konnte, und wir haben auch keinen Grund, daran zu zweifeln, daß auch Briefe von Julie von Bondeli dabei eine Rolle spielten. Nur wird wohl bei der damaligen Zusammensetzung der Gesellschaft dieser Briefkultus in erster Linie auf Sophie's und Goethe's Rechnung zu setzen sein. La Roche konnte, der Erzählung des Dichters zufolge, an der Gesellschaft wenig Freude haben, weil ihm als thätigen Geschäftsmann die meiste Zeit durch Berufsgeschäfte weggenommen wurde und meist nicht er selbst, sondern seine Frau die einkehrenden Gäste anzog. Bei Tisch war er indessen heiter und unterhaltend, jedoch bestrebt seine Tafel von der empfindsamen Würze freizuhalten. Übereinstimmend mit dieser Schilderung Goethe's erscheint er auch bei Sophie in „Rosalien's Briefen“ als ein abgesagter Gegner alles Romantischen und deshalb auch als ein erklärter Verächter der meisten Romane. Man findet, pflegte er zu sagen, selten dauerhaftes Glück in außerordentlichen Dingen. Es ist viel Gutes in der Welt und das meiste auf der großen Heerstraße des gemeinen

Wesens. Strebt die Besten unter den Guten zu sein, aber bleibt auf Gottes Erde![1]) Macht euch keine Flügel und steigt auf keine Stelzen, um über andere hinauszusehen. Ein fester und unwandelbarer Gang der wahren echten Menschheit führt zum Glück der Weisen. Schwärmerei thut es nicht."

Eine so geartete Natur war freilich wenig dazu angethan, die Sympathie Goethe's zu gewinnen, der sich damals gerade mitten in der Wertherstimmung befand und alle empfindsamen Naturen damit ansteckte. Darum ist auch seine Charakteristik La Roche's lediglich unter dem Gesichtspunkte des Kontrastes zu seinem eigenen Wesen zu verstehen und keineswegs als eine dem Gatten Sophie's allseitig gerecht werdende Schilderung aufzufassen. Wie subjektiv sie ist, geht schon daraus hervor, daß der einzige Beweis für eine warme Gemütsregung, den er bei La Roche hervorhebt, gerade die schöne Maximiliane betrifft, zu welcher der Vater eine zärtliche Neigung nicht verhehlt habe. Denn die schwarzen Augen der ältesten Tochter des Hauses waren für Goethe der eigentliche Anziehungspunkt, und Maximiliane wurde das zweite Vorbild seiner „Lotte". Durch seine rasch aufflammende Liebe zu ihr trat er aber auch ihrer Mutter sehr nahe, und durch seinen Einfluß wurde Sophie, die bereits durch Julie von Bondeli, noch mehr aber durch G. Jacobi in das Fahrwasser der Richardson-Rousseauischen Empfindsamkeit geraten war, immer weiter nach dieser der Denkweise ihres Gatten diametral entgegengesetzten Richtung hin abgelenkt.[2]) Denn dieser verabscheute namentlich an Frauencharakteren die unklare Empfindsamkeit und erblickte in der Vereinigung von häuslicher Tüchtigkeit und Empfänglichkeit für höhere Bildung das Ideal der weiblichen Erziehung. Alles aufdringliche Wesen war ihm an Frauen zuwider. Die Folge dieser Sinnesänderung Sophie's war eine allmähliche Erkaltung ihrer Beziehungen zu Wieland, die sich sogar bis zu einem zeitweiligen Bruch steigerte. Von Nicolai, mit dessen aufgeklärter „Bibliothek" La Roche sehr sympathisierte, wird sie in einem Brief an Merck vom 8. Oktober 1775 ausdrücklich unter die „sentimentalen Frauenzimmer" gerechnet, und Merck selbst hält sich in einem Schreiben an Wieland vom 20. Juli 1778 über ihre „Sentiments" auf. Die Herzogin Amalia endlich macht sich in

einem Brief an Merck vom 2. August 1779 über ihre oberflächliche Gefühlsseligkeit und Empfindsamkeit lustig, und in ähnlicher, ziemlich liebloser Weise urteilten später Wieland, Schiller, Frau Rat und Goethe selbst über die einst so verehrte Frau.[1])

Trotz alledem herrschte nach Goethe's Zeugnis keinerlei häusliches Mißverhältnis zwischen den beiden Gatten; im Gegenteil waren sie beide nach wie vor stets bereit, ihren wechselseitigen Wert nach Verdienst zu würdigen, nur mit dem Unterschied, daß der maßvolle, zurückhaltende La Roche dieses stillschweigend that, während Sophie mit ihren lauten Lobeserhebungen zu Ehren ihres Gatten sich nicht genug thun konnte und damit bei andern, z. B. bei Karoline Flachsland, anstieß. Allerdings verdanken wir eben diesem Hange Sophie's die wichtigsten Aufschlüsse über seinen Charakter, bei deren Verwertung man aber die von Selbstverherrlichung nicht ganz freie panegyrische Tendenz wohl im Auge behalten muß. Diese Tendenz hat sie wohl auch zusammen mit ihrer mehr positiven Natur davon abgehalten, gerade das Charakteristischste im Charakter ihres Mannes, seinen Sarkasmus gegen alles Pathetische, in ihren Schilderungen gebührend hervortreten zu lassen. Einen schönen Ausdruck verlieh La Roche seinem anerkennenden Urteil für die Vorzüge seiner Frau am 28. Juli 1775 in der Unterschrift, mit welcher er ihren von ihm selbst gezeichneten Schattenriß versah: „Sophie von La Roche —, so lautet sie, schön von Gestalt, edlen Anstandes, glänzend an Tugend und Wissenschaften, die beste Gattin und Mutter, die wärmste Freundin, die gutthätigste Menschenseele, mit ausgebildetem, männlichem Verstand, dabei anspruchslos bescheiden."

Die intime Beziehung zu Goethe kam Sophie bei der Ausarbeitung ihres zweiten Romans „Rosalien's Briefe an ihre Freundin Marianne von St." (1772—1780) trefflich zu statten. Dieser bildet auch in ihrer Korrespondenz mit dem Dichter den Mittelpunkt des Interesses.[2]) Goethe's Mitarbeit, die sich sogar in selbständigen Beiträgen (Brief 20 a. E.) kundgiebt, ist für uns deswegen von Wichtigkeit, weil eine Hauptfigur in „Rosalien's Briefen", der weise gütige Geheime Rat

Onkel Frank, mit La Roche identisch ist, der Dichter mithin gezwungen war, sich auch aus litterarischen Gründen für ihn zu interessieren. Rein menschlich genommen, scheint er ihm späterhin ziemlich gleichgültig geworden zu sein, denn in seinen Briefen an Sophie nennt er ihn immer sehr formell und fremd den „Geheimden Rath" und in dem letzten derselben vom 1. September 1780 schreibt er geradezu: „Wenn Herr von La Roche noch etwas von mir weiß, empfehlen Sie mich ihm." Der Typus eines zweiten Seneca und eines folgerichtigen Vertreters des Gelassenheitsideals, wie es in Sophie's Roman in dem Onkel Frank verkörpert ist, konnte ihm eben in seiner Sturm- und Drangperiode auch keine rein menschliche Teilnahme abgewinnen.

Durch Goethe wurde wohl Sophie brieflich auch mit Lenz bekannt, der sie in seinen „Soldaten" verherrlichte und sich ihrer dauernden Gunst erfreute. Er hatte in ihrer „Sternheim" das Portrait ihres Gatten gefunden und sich auch aus seinen „Mönchsbriefen" und ihren Schilderungen ein verehrungswürdiges Bild von seinem Geiste und seinem inneren Werte gemacht; zu einer persönlichen Bekanntschaft zwischen den beiden Männern kam es aber nie. Goethe war es auch, der Sophie's Beziehungen zu Jung Stilling vermittelte, den sie bisher nur aus seiner Jugendgeschichte kannte. Ende Oktober 1778 machte er ihr in Ehrenbreitstein einen Besuch und lernte bei dieser Gelegenheit auch La Roche und Hohenfeld kennen, aber bezeichnender Weise erfahren wir nichts über ein näheres Verhältnis des Kanzlers zu dem pietistisch-mystischen Sonderling. Und doch ist in Sophie's späteren Werken sein Einfluß unverkennbar, wie auch er ihre Schicksale dauernd mit teilnehmendem Interesse verfolgte.

Den Frühling und Sommer des Jahres 1773 brachte La Roche als kurtrierischer Gesandter in Wien zu, wo er auch im Herbst 1774 und im Frühjahr 1775 und 1776 weilte. Ob sein Sohn Fritz die Protektion des Hauses Rohan, der er sich als Offizier bei den gardes françaises später zu erfreuen hatte, einer engeren Beziehung seines Vaters zu dem in den 70er Jahren ebenfalls in Wien anwesenden französischen Gesandten Prinz Louis Rohan zu verdanken hatte, ist nicht mehr be-

stimmt festzustellen. Im Juni 1773 ließ Wieland La Roche durch den Wiener Staatsrat Freiherrn von Gebler grüßen und schrieb diesem, sein vortrefflicher Freund sei einer der würdigsten Sterblichen, die diesseits des Mondes lebten. Gleichzeitig stellte er La Roche ein persönliches Schreiben in Aussicht. Im August desselben Jahres schlug er ihm ebenfalls durch Gebler vor, seine Rückreise über Weimar und Erfurt zu machen, da er ja an beiden Orten Freunde habe, die ihn liebten und verehrten, weil sie ihn kennten, und Freunde seiner Freunde, die ihn kennen lernen möchten, um ihre „estime sur parole“ in „estime sentie“ zu verwandeln. Für die allmähliche Entfremdung, die mit der Zeit zwischen dem von Sophie vernachlässigten Dichter und ihrem immer höher gestiegenen Gatten Platz zu greifen drohte, ist der Satz in einem Briefe Wieland's an Gebler vom 21. Oktober 1774 bezeichnend: „Meinem verehrungswürdigen Freunde, dem Herrn G. R. La Roche, danke ich aus der Fülle meines Herzens dafür, daß er mitten unter Geschäften und Zerstreuungen sich noch an einen alten Freund erinnert, der bloß aus Bescheidenheit sich weit genug entfernt hält, um nicht bemerkt zu werden.“ Im März des folgenden Jahres hat jedoch Wieland schon wieder den Mut, den Kanzler zu bitten, seinen „Merkur“ in Wien empfehlen zu wollen, und im Juni 1775 giebt er in einem Brief an Sophie seiner Wertschätzung ihres Gatten wieder warmen Ausdruck.

La Roche's Hauptrückhalt in Wien wird wohl der Kaiser Joseph II. gewesen sein. Doch muß er damals auch das Vertrauen der Kaiserin Maria Theresia noch besessen haben. Denn bei seiner letzten Gesandtschaft im Jahre 1776 handelte es sich u. a. auch um eine „geheime Bitte“ an die Kaiserin, dem Kurfürsten von Trier ein Darlehen von 100 000 Gulden zu gewähren, worauf sie auch einging. Vielleicht hängt mit der geschickten Durchführung dieser vertraulichen Angelegenheit La Roche's Nobilitierung zusammen; wenigstens erscheint er im kurtrierischen Hof- und Staatskalender im Jahre 1776 zum erstenmal als „Edler von Frank“. In Wien lernte La Roche, wahrscheinlich durch Gebler's Vermittlung, im Jahre 1774 auch den späteren vertrauten Ratgeber Joseph's II.

H. G. Bretschneider kennen. Dieser durch seine entschieden aufgeklärte Gesinnung und seine Proteusnatur merkwürdige Mann machte den Kanzler mit Nicolai, dem Stimmführer der Aufklärung in Berlin, bekannt,[1]) der sich für den Verfasser der „Mönchsbriefe" sehr interessierte. Wie eng La Roche's Beziehungen zu Bretschneider waren, geht aus einem Briefe Nicolai's hervor, worin dieser seinem Freunde empfiehlt, sich zu seinem Fortkommen der Freundschaft La Roche's zu bedienen. Das gemeinsame Band, welches die drei Männer verband, war ihre aufgeklärte Denkart einerseits und ihre Abneigung gegen die immer mehr überhand nehmende Empfindsamkeit andrerseits. Man darf daher wohl annehmen, daß der Kanzler Nicolai's „Freuden des jungen Werther's" (1775) und Bretschneider's noch heute nicht ganz verschollenes Bänkelsängerlied auf „Werther's Tod" (1776) nicht ohne Beifall gelesen haben wird. La Roche brachte Bretschneider im Mai 1776 durch seine Empfehlung bei Hohenfeld vorübergehend in kurtrierische Dienste, doch verließ der unruhige Mann Koblenz bereits im Juli desselben Jahres wieder.

Das Jahr 1774 brachte eine große Veränderung in der Familie La Roche's mit sich, indem am 9. Januar seine älteste Tochter dem Kaufmann Peter Anton Brentano, dem reichen Besitzer des Kaufhauses „Zum goldenen Kopf" in Frankfurt a. M., die Hand reichte.[2]) Diese so ungleiche und später sehr unglückliche Ehe hatte Dumeiz vermittelt, und La Roche mag sie wohl lediglich mit Rücksicht auf seine eigene Vermögenslosigkeit und seine unsichere Stellung gebilligt haben. Dieselben Gründe waren wohl auch bei der ebenso unglücklichen Heirat seiner zweiten Tochter mit dem kurtrierischen Hofrat Möhn maßgebend, die im Frühjahr 1779 zustande kam.[3]) Anläßlich der Hochzeit Maximilianen's gab der Kurfürst ihrem Vater einen besonderen Beweis seiner Huld, indem er gestattete, daß das Paar in der Hofkirche getraut wurde. Er ließ sich hierüber, während er selbst in Augsburg abwesend war, durch seinen Statthalter besonders Bericht erstatten. Durch La Roche's Einfluß erhielt Brentano die Ämter eines kurtrierischen Rats und Residenten bei der freien Reichsstadt Frankfurt. Von Maxen's Kindern kamen

drei im Hause des Großvaters zur Welt: am 12. März 1775 der nach ihm benannte Georg Michael Anton, am 15. August 1776 Maria Sophie, die frühverstorbene Freundin Wieland's, und am 8. September 1777 der nachmals so berühmt gewordene Clemens Brentano, der romantische Enkel des unromantischsten Großvaters. Clemens erhielt seinen Namen von keinem Geringeren als dem Kurfürsten, den La Roche bei der Taufe vertrat, und brachte seine beiden ersten Lebensjahre meist mit seiner Mutter in Ehrenbreitstein zu.

XI.

La Roche in Trierischen Diensten von Sommer 1774 bis zu seinem Sturz.

Durch Maxen's Verheiratung wurden die Beziehungen Sophie's und ihres Gatten mit den Frankfurter Kreisen, namentlich mit Goethe und Frau Rat, noch intimer. Nachdem des Dichters Schwester Cornelie bereits im August 1773 in Ehrenbreitstein zu Gast gewesen war, sprach er selbst am 25. oder 26. Juli 1774 zum zweitenmale bei La Roche vor, und zwar in Gesellschaft der beiden „Propheten" Lavater und Basedow. Lavater's Bekanntschaft hatte der Kanzler wohl schon in Zürich gemacht und für Basedow war er durch Brechter's „Anmerkungen" über dessen Elementarwerk interessiert worden. Ob er Mitte Juni seine Gattin nach Nassau begleitete und dort im Steinschen Hause mit Goethe und Lavater zusammen war, wie man dies nach „Rosalien's Briefen" (80) vermuten könnte, muß dahin gestellt bleiben. Der Eindruck, den die beiden neuen Freunde Sophie's auf ihren Gatten in seinem eigenen Heim machten, spiegelt sich deutlich in ihrem Roman. Dort ist von einem Freunde die Rede, welcher der feinste Beobachter moralischer Charaktere sein sollte und dem Oheim seine Hochachtung bezeigte. In großer Gesellschaft wurden u. a. auch religiöse Gespräche geführt, aber „die Art, mit der etliche von den Männern von einigen Teilen der Religion redeten, war nicht gut; besonders daß gerade in Gegenwart der Hausbedienten solche Stücke berührt wurden, auf die sie notwendig aufmerksam werden mußten. Der Mann, so davon redete, sprach mit dem Ton

des Wissens und der Überzeugung. Ein paar andere fielen ihm bei: der Hausherr war still, und natürlicher Weise sprachen die Frauenzimmer hier nicht mit." Sophie machte „einen der besten unter den Männern" auf das Peinliche der Situation aufmerksam; dieser „sah sie ganz bedeutend an, gab ihr Recht und unterbrach den Lauf des Gesprächs". Daß es sich hier um Basedow's taktlose Ausfälle auf die Dreieinigkeitslehre handelt, erfahren wir von Goethe, aus dessen Schilderung Lavater's auch hervorgeht, daß dieser die beschwichtigende Persönlichkeit war. Der beste Schlüssel und eine erwünschte Ergänzung zu Sophie's Darstellung dieser Episode findet sich in einem Briefe von ihr an Julie von Bondeli: „J'ai vu le fameux Lavater —, en même temps le fameux Basedow. Leur dispute sur des matières de religion devant les domestiques m'a déplu, particulièrement parce qu'ils combattaient et terrassaient le curé du lieu sans penser le moins du mal qu'ils faisaient en altérant par là le crédit de ce bon homme et en mettant du clair obscur dans de petites têtes creuses. L'extase de Lavater sur la beauté de mon fils cadet vis à vis de son aîné auquel il ne disait mot, où il risquait de semer de la vanité [1]) dans le coeur de l'un et de l'envie dans celui de l'autre me déplut autant que la malpropreté de Basedow, sa gourmandise, l'éloge perpétuel de son marchand de vin, puis sa sortie contre la religion catholique devant mon mari et mes deux petits garçons; enfin j'ai vu dans tout cela si peu de prudence, si peu de sensibilité pour les intérêts des autres, puis cela entremêlé d'airs et de tons tendres, puis des coups de vin, tout cela m'a empêché de sentir son mérite autant que je devais le faire." Aus dieser Briefstelle, die in ihrer Beurteilung Lavater's und Basedow's sehr an Goethe anklingt, hört man deutlich die Indignation des Kanzlers selbst heraus. Denn dieser mußte schon an und für sich durch ein derartiges taktloses Benehmen in seinem innersten Empfinden verletzt werden, und dann konnten ihm auch in seiner allseitig belauerten Stellung derartige Gäste geradezu gefährlich werden, zumal in den Tagen, wo sein früherer Hauslehrer vor dem Erfurter Inquisitionsgericht stand und zum Teil gegen ihn selbst verhört wurde. Wenn er unter solchen Umständen einmal seine

Geduld verlor und seiner Gattin zurief: „Sophie, schaffe mir die Leute aus dem Hause, oder ich gehe laufen,“ so ist dies sehr leicht begreiflich, und L. Assing übertreibt ihren Eifer für den Gatten ihrer Heldin, wenn sie diese von Stramberg überlieferte Äußerung [1]) anzweifelt.

In das Jahr 1775 ist wohl der Besuch zu setzen, den der Baron von Thierriegel bei La Roche machte, obschon ihn Sophie in ihren „Erinnerungen aus meiner dritten Schweizerreise“ in die 60er Jahre nach Warthausen zurückverlegt. Denn erst 1775 begab sich Thierriegel nach Schwaben und in die Rheinlande, um für den aufgeklärten spanischen Staatsmann Paolo Olavides Kolonisten zur Besiedelung der Sierra Morena zu sammeln. Als er La Roche von den vielen schwäbischen Bauersleuten erzählte, die ihm nach Spanien gefolgt seien, sagte der Kanzler zu ihm: „Sie bekommen keine guten Landleute, denn der rechtschaffene, fleißige Mann verläßt seinen Boden und seine Heimat nicht.“

Das Jahr 1776 war für La Roche ein sehr folgenschweres. Gegen Ende desselben regte er nämlich zugleich mit Hohenfeld bei Clemens Wenzeslaus, bei welchem sie beide damals das höchste Vertrauen genossen, den Gedanken an, sich auf der Seite von Koblenz einen neuen Palast zu erbauen. Denn dem Kurfürsten hatte gleich von Anfang an das alte Schloß, die unmittelbar am Fuße des Ehrenbreitstein gelegene Philippsburg, nicht gefallen. Sie war baufällig, durch das gelegentliche Abstürzen von Felsmassen gefährdet und zudem durch allerhand Spukgeschichten verrufen, denen Clemens nicht ganz unzugänglich gewesen sein soll. Er hatte deshalb das Schloß gar nicht bezogen, sondern im Dikasterialbau seine Residenz aufgeschlagen. La Roche's Projekt, das selbstverständlich von den Koblenzern ebenso freudig begrüßt wurde, wie die Ehrenbreitsteiner es verwünschten, stieß bei den Landständen des Obererzstiftes auf den energischsten Widerstand. Sie weigerten sich lange, Subsidien für den Schloßbau zu bewilligen, da sie erst kurz zuvor den Palast zu Trier auf Kosten des Landes erbaut hatten. Doch bewilligten sie endlich 185000 Thaler. Aber der neue Palast zu Koblenz kostete wenigstens das Doppelte, was umso schwerer ins Gewicht fiel, als die kurfürstliche Kammer in gewöhnlichen Jahren nur

320 000 Thaler Einkommen hatte und mit 150 000 Thalern Schulden belastet war, ungerechnet die Landesschuld, die sich auf eine Million Thaler belief. Hohenfeld und La Roche führten anfänglich, d. h. vom Oktober 1777 an, die Oberleitung über den Bau, bei dem Trosson Bauinspektor war; das Unternehmen rückte aber nur sehr langsam vorwärts. Der Unwille des Kurfürsten über die verzögerte Ausführung seines Lieblingsplanes und die wachsende Unpopularität der ganzen Angelegenheit trug wohl nicht unwesentlich zum Sturze La Roche's bei. Er scheint dadurch nämlich mit sich selbst in Widerspruch geraten zu sein, indem jene von Bettina erwähnte Steuer, deren Ablehnung zu seiner Verabschiedung führte, höchstwahrscheinlich mit dem Schloßbau zusammenzubringen ist.[1]) Vielleicht hing mit diesem auch die von La Roche befürwortete Schleifung von Koblenzer Festungswerken zusammen, gelegentlich deren er jenen von Stramberg erwähnten Ausspruch gethan haben soll. Denn Sophie schreibt im Jahre 1787 in ihrem holländischen Reisetagebuch, die Türme der Festung zu Koblenz hätten tausend schlimme Erinnerungen in ihr geweckt, welche durch den Anblick des neuen kurfürstlichen Palastes an dem Ufer des Rheines doppelt lebhaft geworden seien.

Ende 1777 hatte La Roche vor, zu der auf den 11. Januar 1778 angesetzten ersten Aufführung von Wieland's „Rosamunde" nach Mannheim zu kommen, und der Dichter hoffte den Freund, über dessen Verdienst und Würdigkeit überall, wo man ihn kenne, nur eine Stimme sei, hier zu sehen, da sie einander nun soviel besser verstehen und genießen könnten als ehemals. Diese Begründung ist wohl so zu verstehen, daß Wieland sagen wollte, jetzt, nachdem er sich selbst in die Verhältnisse eines Hofes hineingefunden habe, bilde das Hofmännische an La Roche, das ihn früher an ihm gestört habe, kein Hindernis mehr für ihn, den Freund ganz zu verstehen. Mit dem kurpfälzischen Hofe stand der Kanzler durch den Finanzminister Freiherrn Karl von Hompesch in Verbindung, den er wahrscheinlich durch F. Jacobi's Vermittlung hatte kennen lernen. Allein aus der geplanten Zusammenkunft, an welcher auch Sophie, Maximiliane Brentano und F. Jacobi mit seiner Gattin teilnehmen wollten, wurde nichts, da der

am 30. Dezember 1777 erfolgte Tod des Kurfürsten von Bayern die Aufführung der „Rosamunde" vereitelte.

Anfangs Juni 1778 erhielt La Roche Besuch von einem alten Schweizer Bekannten, von dem Naturforscher J. A. de Luc aus Genf, worüber dieser in seinen „Physikalischen und moralischen Briefen über die Geschichte der Erde und des Menschen" ausführlich berichtet. Der Gelehrte sagt hier, La Roche finde bei seinen übrigen Kenntnissen auch an der Naturgeschichte ungemein viel Geschmack. Der Kanzler zeigte nämlich seinem Gaste Fundorte für Terebrateln und stattete ihn mit Empfehlungen an geologisch interessante Punkte des Rheinlandes aus. De Luc ließ sich von ihm auch auf das linke Rheinufer zu der eben erst ausgegrabenen Baustelle des neuen Schlosses führen. Hier hatte man nämlich einen sehr großen Elefantenzahn gefunden, welchen der Kurfürst auf La Roche's Veranlassung auf ein besonders hiezu verfertigtes Gestell befestigen und aufbewahren ließ. Bei den Grabarbeiten waren ferner mehrere Achatsteine zutage gekommen, wovon der Kanzler sehr viele wegen ihrer schönen Farben zu Oberstein schleifen ließ, um sie seiner Naturaliensammlung einzuverleiben. Mit Crosson und de Luc verlebte er einige Tage, die ihm durch interessante Belehrungen über die vulkanische Natur des Ehrenbreitstein und der benachbarten Berge verschönt wurden. Wagner hat aus einer Stelle in Merck's „Troisième lettre sur les os fossiles", wo der Koblenzer Knochenfund erwähnt und mit den Worten „ce nom si respectable chez nous à tous égards sera connu aux litérateurs étrangers par les Lettres physiques et morales sur l'histoire de la terre de Mr. de Luc" auf La Roche hingewiesen wird, den falschen Schluß gezogen, als sei mit dem hier genannten Werke eine von La Roche verfaßte Schrift gemeint.

Im Juli 1778 besuchte die Herzogin Amalia in Begleitung ihres Kammerherrn von Einsiedel, Merck's und des Fräuleins von Göchhausen die Familie La Roche. Hiebei machte der Kanzler dem Kammerherrn den Eindruck eines sehr hell sehenden thätigen Geschäftsmannes, mit dem es sich gut leben lasse. Von der Hofdame [1]) berichtet Wieland an Sophie, La Roche habe ganz und gar ihre Conquête gemacht. Nach Merck's Bericht an Wieland gefiel der Kanzler der

Herzogin besser als seine allzu sentimentale Gemahlin. Amalia ließ ihm später in einem Brief an Knebel vom 1. Januar 1780 durch diesen viel zärtliche Komplimente sagen und ebenso ließ sie ihn noch im Jahre 1786 durch Wieland grüßen und ihrer ganz besonderen Hochschätzung versichern. Für sie war wohl auch die Silhouette La Roche's bestimmt, welche Wieland am 14. Mai 1779 von Sophie erbat.

Das Jahr 1778, welches La Roche an der Seite seines zum zweiten Konferenzminister ernannten Freundes Hohenfeld die größte Macht und den größten Einfluß verschaffte, ist zugleich auch durch ein Ereignis gekennzeichnet, das einen Keim zu seinem Sturze in sich bergen mußte. Im Herbst dieses Jahres nötigte nämlich Clemens Wenzeslaus, dem Drucke der Klerikalen nachgebend, den 77jährigen Weihbischof von Hontheim zum Widerruf seines „Febronius",[1]) was den Bruch des Kurfürsten mit der aufgeklärten Richtung in der Kirchenpolitik bedeutete. Gleichzeitig konnte La Roche auch durch das traurige Schicksal seines spanischen Gesinnungsgenossen Olavides zur Vorsicht gemahnt werden. Dieser war nämlich im Jahre 1777 nach Madrid gelockt und dort von Inquisitionsbeamten verhaftet worden. Erst nach einem Jahr vor Gericht gestellt, wurde er zum Widerruf der ihm zur Last gelegten Religionsirrtümer gezwungen und zwar absolviert, aber dennoch zu achtjähriger Gefängnishaft verurteilt, der er sich jedoch im Jahre 1780 durch die Flucht entzog. Von diesen Ereignissen, an denen La Roche in Erinnerung an den Fall Horix und Schwarz begreiflicher Weise großen Anteil nehmen mußte, wurde er durch den ihm von Wien her bekannten und befreundeten Grafen Anduaga unterrichtet, als dieser ihn auf einige Tage in Ehrenbreitstein besuchte. Damals äußerte sich der Graf dahin, Olavides hätte besser daran gethan, statt herrschende Vorurteile anzugreifen, nur das neue, gute Denken durch Thatsachen bekannt zu machen, ohne sich über die alten Ideen und ihre Sachwalter mit Spott und Tadel auszulassen, weil man dadurch nur die Eigenliebe der anderen beleidige und reize und sich selbst Feinde und Hindernisse bei der Förderung des Guten zuziehe. Dieser Grundsatz, an welchen sich Sophie noch im Jahre 1793 deutlich erinnerte, klingt geradezu wie eine bewußte Kritik von La Roche's

eigenem Verhalten. Hatte er doch sich selbst und seine Reformen an dem von lauter Gegnern umlauerten Trierer Hofe mit einer, wenn auch in ihrem letzten Ziele ernstgemeinten, so doch sehr spöttisch gehaltenen Schrift gegen die Anhänger des Alten eingeführt. Daß Anduaga's Worte thatsächlich in diesem Sinne verstanden werden konnten, zeigt Sophie's wehmütig resignierter Zusatz: „Ach wie oft wünschte ich, diesen Teil Menschenkenntnis und kluge Verwendung seiner Obergewalt in jedem Minister zu sehen!"

Ende 1779 hatte La Roche Hoffnung, Herzog Karl August von Weimar und Goethe würden von ihrer Schweizerreise zusammen mit Merck nach Ehrenbreitstein kommen. Der Dichter hatte aus der Schweiz seinem Freunde Hohenfeld und ihm selbst Grüße geschickt. Der Kanzler hatte vor, seine Gäste in das Kloster Laach zu führen und ihnen dort die geologisch interessanten Sehenswürdigkeiten zu zeigen. Seine Erwartung ging aber nicht in Erfüllung. Derselbe Brief Sophie's an Merck (vom 30. Oktober 1779), durch den wir hievon in Kenntnis gesetzt werden, enthält die bedeutungs- und ahnungsvollen Worte: „Wir sind nun wirklich auf dem Fleck, wo das Einfachste uns mehr Staunen macht als die verworrenste Caprice!" Diese Äußerung ist wohl auf das immer deutlicher werdende Hinneigen des Kurfürsten zu der klerikalen Partei und auf die dadurch verschlimmerte Lage La Roche's zu beziehen. Hiefür spricht auch eine Stelle in einem Briefe des Speierer Domherrn Joseph von Beroldingen an Merck vom 14. Januar 1780, wo es heißt: „Hören Sie doch, was mir in seinem letzteren Hohenfeld sagt, der mir auch zuweilen von Koblenz herauf leise entgegenklagt: »Ich gehe hier wieder in meinem Joch und erinnere mich nur zu oft angenehmerer Tage, die ich letzthin in Speier zugebracht habe. Seit meiner Abwesenheit hat sich hier nichts gebessert, auch nichts geschlimmert. Stumpfsinn und Unwitz mit dem ganzen Gefolg von Herzensverwahrlosungen bleiben nun schon unsere partes genitales — und mithin unsere: Noli me tangere«". Ein ähnlich verstimmter Ton klingt bereits aus einem Briefe Wieland's an Sophie vom 20. Januar 1779 heraus, wo es mit Bezug auf den alten Grafen von Stadion heißt: „Wir werden keinen solchen Mann wiedersehen, Sophie, dieser Schlag

Menschen ist ausgestorben — und Gott weiß, wie oft mich Ihr La Roche, der je länger je mehr der meinige ist, dauert —, wie ich zuweilen mich selbst bedauere, wenn ich die homunculos ansehe, mit denen wir den letzten Teil unseres Lebens zubringen werden." Mit dem jungen Grafen von Stadion stand La Roche um diese Zeit wieder in sehr guten Beziehungen. Das geht aus Heinse's Briefen hervor, der ihn im Juli 1780 besuchte: Der Kanzler, den er einen „braven rechtschaffenen Mann von vielem Verstande" nennt, gab ihm Empfehlungen und Grüße nach Budenheim und Mainz mit, auf welche hin er an beiden Orten gastlich aufgenommen wurde.

Eine Art von Ahnung von La Roche's bevorstehendem Sturz trieb F. Jacobi, wie er selbst sagt, im Spätsommer 1780, den Freund in Ehrenbreitstein zu besuchen, um gleichsam von ihm Abschied zu nehmen. Bei diesem Besuch fuhren sie auch hinüber nach dem „unglückseligen Schloßbau". Ungefähr gleichzeitig, am 12. September 1780, kehrte auch Knebel auf der Heimfahrt von seiner Schweizerreise bei La Roche an, der ihm u. a. auch seine Naturaliensammlung zeigte. Dabei kam man wohl auch auf das neue Schloß zu sprechen. Denn Knebel schreibt unter dem 13. September in seinem Taschenbuch von dem Kurfürsten: „Baut drei Jahre an einem Schloß, ist kaum der Grund fertig, und glaubt niemand, daß es zustande kommen dürfte. Alle Welt unzufrieden." Kaum war Knebel fort, so erfolgte urplötzlich, wie ein Donnerschlag aus heitern Wolken, der Sturz des Kanzlers, wovon uns ein Schreiben Sophie's an Wieland vom 28. September 1780 die erste Nachricht giebt. Der Schloßbau in Koblenz hatte offenbar nur die letzte Veranlassung hiezu gegeben, während die wahren Gründe viel tiefer lagen. Daß La Roche persönlich die Gunst des Kurfürsten nicht verscherzt hatte, davon zeugt ein reiches Neujahrsgeschenk, das dieser ihm noch im Jahre 1780 machte, und andere Beweise seiner Huld. Auch bei der Anwesenheit Jacobi's wurde noch an keine Ungnade gedacht, und selbst bei dem Schlusse der letzten Staatskonferenz reichte ihm Clemens Wenzeslaus die Hand und umarmte ihn: lauter Beweise für die Richtigkeit der Behauptung Wieland's, der Kurfürst habe La Roche nur ungern entlassen. Wenn Bettina erklärt, die erste Veranlassung zur Unzufriedenheit zwischen

ihnen hätten die „Mönchsbriefe“ gegeben, so ist dabei wohl an die eben erschienene Fortsetzung derselben zu denken, die von böswilliger Seite dem Kanzler zugeschrieben wurde; denn daß dieser der Autor des ersten Teiles war, konnte dem Kurfürsten unmöglich erst im Jahre 1780 bekannt werden. Aber allerdings hatten seine klerikalen Gegner daraus schon längst eine Waffe gegen ihn geschmiedet, die sie jetzt beim Erscheinen der Riesbeck'schen Briefe trefflich zu einem tödlichen Stoße gebrauchen konnten. „Es scheint, die Dummheit wacht auf, so schreibt F. Jacobi auf die Nachricht von La Roche's Entlassung, und will zeigen, daß sie den Kopf nicht verloren hat. — Es ist das Spiel der Pfaffen, welche die „Mönchsbriefe“ ihrem Verfasser nie vergeben hatten.“ Die durch ihn beleidigten Klerikalen hatten nach Sophie's Darstellung in ihrem „Weldone“ jahrelang jeden Schritt des verhaßten Gegners beschlichen, jede seiner Mienen beobachtet, einzelne Silben, die sie verkehren konnten, aufgezeichnet und im Verborgenen lauter Werkzeuge daraus gemacht, womit sie den Bau des truglosen Mannes untergruben und unversehens einstürzen machten.[1])

Unter diesen heimlichen Widersachern, war nach dem Berichte von Loulou Möhn der gefährlichste ein aus dem Elsaß gebürtiger Abbé namens Beck,[2]) der in den Jahren 1774—1777 in Konstanz eine Reihe von Erbauungsschriften hatte erscheinen lassen. Er hieß mit seinem vollen Namen Franz Xaver Wolfgang (von) Beck, war ein Exjesuit und dem Kurfürsten in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre von dem Prinzen Ludwig von Württemberg empfohlen worden. Obgleich in keinem Staatsamt stehend, verstand es dieser Kleriker als Beichtvater des Kurfürsten dennoch, denselben nach und nach so zu umstricken, daß viele treue und redliche Diener des Landes durch ihn in Schatten zu stehen kamen. Schon bei dem Widerruf des „Sebronius“ hatte er eine wichtige Rolle gespielt. Im unmittelbaren Auftrag des Papstes Pius VI. hatte er den Kurfürsten auf die Gefährlichkeit der Sebronianischen Grundsätze aufmerksam gemacht. Er hatte ihm damals auch, was sicherlich für La Roche nicht ohne Bedeutung blieb, die Kopie eines Briefes vorgelegt, welchen Voltaire an den Minister Amelot geschrieben und in welchem er das von Friedrich II. entworfene Projekt zur Säkularisation der

geistlichen Staaten diesem bekannt gemacht hatte. Auch La Roche mußte sein Opfer werden, da Beck, den die Illuminaten „den berüchtigten Gewissenspeiniger des Kurfürsten" nannten, nie versäumte, ihn der Freigeisterei und eines besonderen Hasses gegen Klostergeistliche zu beschuldigen.[1]) Demnach bedienten sich die Klerikalen dieses Abbé Beck, um den letzten Sturm auf Clemens Wenzeslaus zu machen. Daß er nur das Werkzeug seiner Partei war und nicht lediglich aus persönlichen Gründen handelte, geht auch aus einem Tagebuch eines Zeitgenossen [2]) aus dem Jahr 1787 hervor, wonach der Kanzler, „ein großer Kopf", die kurtrierischen Dienste verließ, weil sich die Pfaffen zu viel in die Regierung mischten und man es nicht ertragen konnte, wenn er die Wahrheit zu laut sagte. Er pflegte aber nach Bettina's Zeugnis zu sagen, was er mit seinem Verstande beurteilen könne, das gehöre unter seine Gewalt und unter sein Richteramt, und er müsse laut und öffentlich darüber entscheiden, wenn er sich vor Gott verantworten wolle, daß er ihm den Verstand dazu gegeben; denn wer sein Pfund benütze, dem werde noch mehr dazu gegeben, und er werde als Herr über alles gesetzt.

Zu diesen unmittelbar von geistlicher Seite ausgehenden Machinationen kam aber noch, wenn man Stramberg glauben darf, eine von Wien aus inscenierte ministerielle Revolution am Trierer Hof. Die extremen Josephinisten entschlossen sich angesichts des bevorstehenden Ablebens der frommen Kaiserin Maria Theresia († am 29. November 1780), energischer vorzugehen, und waren daher über die ihnen allzu vorsichtige und laxe Haltung ihrer bisherigen Parteigänger in Trier, der beiden Minister von Hornstein und von Hohenfeld und des Kanzlers La Roche äußerst ungehalten; sie beschlossen daher aus taktischen Gründen, die aufgeklärten Triumvirn den höheren Interessen ihrer Partei aufzuopfern, wobei sie wahrscheinlich von dem österreichischen Gesandten von Metternich, dem von Hohenfeld verdrängten früheren kurtrierischen Minister nachdrücklich unterstützt wurden. Denn diesem geistigen Leiter der klerikalen Partei konnte eine derartig kurzsichtige und selbstmörderische Politik der Gegner nur willkommen sein. Eine „österreichische Kabale" giebt auch Pfeffel als Ursache für den Sturz La Roche's an. Als der Kanzler bei dem schwachen Kurfürsten

durch die Einflüsterungen Beck's wegen seines Unglaubens verdächtigt und von Wien aus in seiner amtlichen Stellung erschüttert war, da erschien, wie Wieland berichtet, zu guterletzt kein geringerer als der päpstliche Nuntius[1]) auf dem Plan und beantragte im Einverständnis mit allen Trierer Domherrn bei Clemens Wenzeslaus die Entlassung La Roche's. Der ohnehin „nicht sehr geistbewegliche" Kurfürst fühlte sich plötzlich in seinem Gewissen derart beunruhigt, daß er sich überrumpeln ließ und das Triumvirat Hornstein, Hohenfeld und La Roche zu verabschieden beschloß. Der am meisten Exponierte war der Kanzler. Die Art, wie seine Entlassung erfolgte, zeigt jedoch deutlich, daß die unedeln Kabalen seiner Gegner ihn keineswegs um die ganze Hochschätzung seines Herrn gebracht hatten. Aus Schonung bekam nämlich der Geheime Rat Mähler, ein Freund La Roche's, und nicht Beck oder einer von dessen Konsorten den Auftrag, ihm seine Verabschiedung bekannt zu machen und seine Papiere zu übernehmen, jedoch mit der ausdrücklichen Weisung des Kurfürsten, daß die Privatpapiere des Kanzlers nicht berührt werden sollten.

Für Hohenfeld, dessen Stellung gleich derjenigen Hornsteins ohnehin unhaltbar geworden war, war der Verlust La Roche's nach dem ausdrücklichen Zeugnis des damals noch nicht bekehrten F. L. von Stolberg sehr zu bedauern. Deshalb brachte er dem Freunde das Opfer, zugleich mit ihm seine Entlassung zu begehren. Er wollte den Kurfürsten nicht mehr sehen, nahm schriftlich seinen Abschied mit der Erklärung, er könne sich nicht von seinem Freunde trennen, und zog an der Spitze der Heldenfamilie, wie Pfeffel sich ausdrückt, ins Exil[2]) nach Speier, um dort sein Haus und seine Einkünfte mit ihr zu teilen. Die ihm angebotene lebenslängliche Pension schlug er unter der Bedingung aus, daß sie La Roche gegeben werde. So wurde seine Freundschaft thatsächlich für La Roche ein „Felsengrund", wie sie Sophie einmal mit einem Wortspiel bezeichnet.

Der gestürzte Kanzler behielt außer Hohenfeld's Pension noch den Genuß der von ihm allein beibehaltenen Zollschreiberei zu Boppard und bezog aus diesen Quellen für sich, seine Frau und seine drei noch unversorgten Kinder ein jähr-

liches Einkommen von zusammen 2400 Gulden. Von einer unmittelbaren finanziellen Notlage konnte daher für La Roche nicht die Rede sein, und es findet sich auch kein Beweis dafür, daß er sich je über eine solche beklagt hätte, obschon er nach Wieland's Zeugnis von einem gewissen Hang zum Großthun nicht ganz frei war und sich auch nicht darauf verstand, im kleinen zu sparen. Allein Sophie war allmählich so sehr an das große Leben gewöhnt, daß sie diesem Hange lieber die größten Opfer brachte, als sich dauernd einzuschränken; zudem ging sie auch oft in ihrer gutmütigen Freigebigkeit weiter, als es ihre Mittel ihr gestatteten. So ergaben sich denn bald materielle Sorgen, die nach Schlosser's Zeugnis bezeichnender Weise von ihren Kindern alle nur ihrer Mutter zur Last gelegt wurden, weil sie selbst im Jahre 1788, kurz vor dem Tode ihres Gatten, noch nicht gelernt hatte, sich einzuschränken. Die pekuniären Sorgen sind denn auch die wahre Triebfeder zu Sophie's späterer Schriftstellerei geworden. Was sie früher zu ihrer Zerstreuung gethan, that sie nunmehr, um sich eine Erwerbsquelle zu erschließen. Schon aus einem Briefe Wieland's an Sophie vom Juli 1781 klingt die besorgte Vermutung heraus, La Roche befinde sich in mißlichen Verhältnissen und er habe seine Freiheit allzu teuer erkaufen müssen; ein Brief Goethe's an Frau von Stein vom 27. November 1782 bestätigt geradezu, daß Sophie dem Dichter gegenüber über ihre materielle Notlage geklagt hatte, und auf eine solche läßt auch ein Brief Sophie's an Merck vom 9. Oktober 1782 schließen, wo es heißt: „Lieben Sie meinen La Roche und unterstützen Sie meine »Pomona«." Wieland, der ihre früheren Andeutungen über ihre Verhältnisse nicht gleich verstanden hatte, gratuliert ihr im Januar 1784 ausdrücklich zu dem glücklichen pekuniären Erfolg ihrer Zeitschrift.

Die Teilnahme mit dem so jäh von seiner Höhe herabgestürzten Staatsmanne war eine allgemeine: sie kam ihm ebenso aus den Hütten der Bauern wie von Fürstenthronen herab entgegen. Im Kurfürstentum Trier wurden ihm an allen Orten, wo er bei seinem Wegzug durchkam, von den Landleuten begeisterte Huldigungen dargebracht. Das ganze Trierer Land bot ihm Unterstützung an, und er hätte nach Bettina's Versicherung auf einem großen Fuß leben können,

wenn er gewollt hätte, doch schlug er alle diese Anerbietungen aus, soweit sie von reichen Leuten ausgingen, aber von seinen Bauern, denen er viel geholfen hatte, nahm er manches an; „denn, sagte er, das Scherflein der Witwe muß man nicht verschmähen".

Von verschiedenen Seiten wurden La Roche Anträge gemacht; allein er zog es vor, nach einem langen, mühevollen Leben von mehr als vierzig Dienstjahren endlich einmal noch selbst Herr über seine Existenz zu werden und den Rest seiner Tage in stiller Zurückgezogenheit zu verleben. Er befand sich zudem, wie Wieland sagt, in einem Alter, wo man zum Genuß des besten Teils seines Selbst noch nicht untüchtig ist. Eingedenk der Lehren seines Seneka und Mark Aurel, die er nicht umsonst studiert hatte, und getröstet durch das Zeugnis seines Herzens, daß er nur das Gute gewollt habe und keiner Apologie bedürfe, vertauschte er daher, wie einst sein Erzieher Stadion und später Warren Hastings, all die vergangene Pracht und Größe mit der Stille des Landlebens in Speier. Der Wappenspruch auf seinem Trierer Ehrenschild: „Alles aus Liebe, sonst geht die Welt unter" und das Bewußtsein, ihm zuliebe alles aufgegeben zu haben, wurde ihm später, wie Bettina behauptet, wirklich zum Ersatz hiefür. Er sagte oft trotz der Einschränkung, in welcher er später leben mußte: „Besser konnte ich mir's nicht wünschen". Rachegedanken hegte er keinen Augenblick, denn er pflegte zu sagen: „Was dir geschieht, das rechne für gar nichts. Keine Rüge gilt etwas, sie sei denn zum besten dessen, den man straft, sonst ist jede Strafe unnütze Rache, nur um den elenden Sünder noch elender zu machen"; und nutzlose Rache, meinte er, sei eine viel ärgere Sünde an dem Verbrecher, der dem Menschen heiliger sein müsse, insofern er so gut seiner Gnade anheim gegeben sei wie der Gnade Gottes, Gott aber sei versöhnlich, daher müsse man die Welt nicht untergehen lassen und allen verzeihen.

In Preußen wollte Friedrich der Große La Roche einen Beweis seiner Hochachtung geben; er ging deshalb bereitwilligst auf den Vorschlag seines Ministers Baron von Heinitz ein, als dieser ihm riet, einen von den beiden jüngeren Söhnen

des Exkanzlers in seinem Departement zu versorgen. Heinitz, den La Roche im Stein'schen Hause in Nassau hatte kennen lernen, nahm sich denn auch seines zweiten Sohnes Carl an, und dieser erhielt kurz vor dem Tode seines Vaters den Titel eines preußischen Bergrats. Dem jüngsten Sohne Franz wandte später nach La Roche's Tod der Landgraf von Hessen seine Gunst zu mit der für den Verstorbenen höchst ehrenvollen Begründung: „Ich bin überzeugt, daß Ihr verehrungswürdiger Vater einen geschickten und rechtschaffenen Mann in Ihnen erzog." Wenn Coulou's Angabe, auch vonseiten Österreichs seien La Roche Anträge gemacht worden, richtig ist, so gingen diese wohl nicht unmittelbar von Joseph II. aus. Sonst hätte der Kaiser, als er Ende Mai 1781 die Pfalz und Schwetzingen besuchte, sicherlich von seinem früheren Günstling, der in dem nahen Speier wohnte, Notiz genommen. Allein des Kaisers Anwesenheit blieb, obwohl ihn Sophie damals in einer besonderen Schrift als den gekrönten Repräsentanten der Aufklärung und der Humanität feierte,[1]) ohne jeglichen Einfluß auf La Roche's fernere Geschicke. Neben der Teilnahme für La Roche selbst ließ sich aber auch von allen Seiten die Anerkennung für Hohenfeld's edelmütige Handlungsweise laut vernehmen. Bodmer schrieb an Sophie, dieser habe ein Beispiel von Seelenadel gegeben, dessen er das Jahrhundert nicht mehr für fähig gehalten habe. Schiller nennt Hohenfeld den edelsten Mann, den er kennen gelernt habe, und rühmt sich seiner Freundschaft. „Ein solcher Mann, schreibt er an Henriette von Wolzogen, kann mich mit dem ganzen menschlichen Geschlecht wieder aussöhnen, wenn ich auch um ihn herum tausend Schurken wieder begegnen muß."

Mehr als all diese ehrenden Kundgebungen mußte dem gestürzten Kanzler aber die Haltung zur Genugthuung gereichen, welche sein alter Herr, der Kurfürst Clemens Wenzeslaus nicht lange nach seiner Verabschiedung ihm gegenüber einnahm. Der Druck der öffentlichen Meinung, die sich für La Roche erklärte und sein persönlicher Ärger über die Mönche[2]) bestimmten nach Bettina's Angabe den Kurfürsten, sich wieder mit ihm auszusöhnen. Er schrieb ihm bezüglich der Mönche: „Wir werden dieses Ungeziefer, das mich mehr plagt als den armen Lazarus, dem ich mich gar

sehr vergleiche, seine Schwären, noch eine Umwälzung in unserer Religion zu verdanken haben; es vergeht keine Woche, daß nicht die verdrießlichen Berichte dieser unflätigen Mönche einlaufen; der Mantel der christlichen Kirche, unter dem sie alle eingekeilt stehen wie ein Ballen Stockfische, reicht nicht mehr zu, ihren Unflat zu bedecken.“ Darauf schrieb La Roche dem Kurfürsten wieder einen Brief über Religion und Politik des Inhalts, in einem großen Herzen müsse die Politik bloß aus der Religion hervorgehen, oder sie müsse vielmehr ganz dasselbe sein; ein thätiger Mensch, der seine Zeit anwende, zu was sie ihm verliehen sei, habe sie nicht übrig, sie in verschiedenes zu teilen; so müsse denn seine Religion in ihm als vollkommener Weltbürger ans Licht treten. — Gleichzeitig mit seiner Klage über die Mönche bat Clemens seinen alten Kanzler um Verzeihung wegen seines Unrechts, gab ihm vollkommen Recht und bot ihm wieder eine Anstellung an. La Roche antwortete ihm mit wahrhafter Großmut und heiterem Humor, schlug jedoch sein Anerbieten aus. Er werde nie vergessen, schrieb er, daß der Kurfürst der Gründer seines Glückes sei; er habe ihm durch sein Anerbieten Gelegenheit gegeben, seine Gesinnung zu erproben, da er sich aber glücklich durchgekämpft habe, so fühle er sich jetzt wohl und in besonderer Glücksstimmung. „Hat mir Gott das Hemd ausgezogen und gefällt's ihm, mich schon auf Erden nackt und bloß herumlaufen zu sehen, so will ich mir keine Staatslivree als Feigenblatt für den menschlichen Ehrgeiz vorhalten, dem Herrn Kurfürsten steh' ich zu Diensten in allen gerechten Dingen, so wie mich Gott geschaffen hat und der sich [? = wie ich mich] nicht vor ihm zu schämen braucht. Ich mag nicht aus meinem Paradies heraus, denn ich mag mich mit keinem Feigenblatt inkommodieren; ich bin der unverschämteste Kerl von der Welt und der Kurfürst ist die sittsamste Jungfer, die unter den geistlichen Würden zu treffen ist; er will keinen seiner Freunde nackt und bloß herumlaufen oder vor sein Angesicht kommen lassen; aber mir gefällt es besser, ganz nackend mit seinen Mummenschanzern herumzuspringen, denn da hab' ich den Vorteil, daß sie sich selbst nicht mehr kennen, denn sie wissen so wenig, was das ist, ein Mensch zu sein, daß einer, der ohne Bemäntelung ihnen die Natur eines Menschen, wie sie

vor Gott bestehen kann, darstellt, ihnen natürlich zeigen muß, daß sie selber Mißgeburten sind."

In der Korrespondenz La Roche's mit dem Kurfürsten, die Bettina bei ihrer Großmutter gelesen zu haben vorgiebt, befand sich u. a. auch ein Brief des Exkanzlers über den Mißbrauch der vielen Feiertage und der Verehrung der Heiligen, in welchem er seinem Verlangen nach einer reineren Grundlage der Religion Ausdruck gab: Statt so viel Heiligengeschichten und Wunderthaten und Reliquien alle Großthaten der Menschen zu verehren, ihre edlen Zwecke, ihre Opfer, ihre Irrungen auf der Kanzel begreiflich zu machen, sie nicht in falschem, sondern im wahren Sinn auszulegen, kurz die Geschichte und die Bedürfnisse der Menschheit als einen Gegenstand notwendiger Betrachtung dem Volk deutlich zu machen, sei besser als es alle Sonntagnachmittag mit Bruderschaften verbringen zu lassen, wo es sinnlose Gebetsverslein und sonstigen Unsinn ableiere. La Roche schlägt dem Kurfürsten vor, statt all dieses mattherzige und zeitversündigende Wesen unter seinen Schutz zu nehmen, solle er doch lieber eine Bruderschaft stiften, wo den Menschen der Verstand geweckt werde, statt sie zu Idioten zu bilden durch sinnlose Übungen; da könne er ihnen mit besserem Gewissen Ablaß der Sünden versprechen; denn die Dummheit könne Gott weder in dieser noch in der andern Welt brauchen; aber Gott sei ein besserer Haushalter wie der Kurfürst, der lasse den gesunden Geist in keinem zu Grunde gehen, in jener Welt könne aber nichts leben als der Geist, das übrige bleibe und gehöre zur Petrefaktion der Erde.

Bettina sagt, in dieser einfachen und edlen Korrespondenz verleugne ihr Großvater nicht ein einziges Mal seinen Charakter, und es sei dem Kurfürsten als Verdienst anzurechnen, daß er an so tüchtigen Wahrheiten Wohlgefallen gefunden habe. Schade nur, daß sie unser Vertrauen auf die Authenticität dieses merkwürdigen Briefwechsels selbst durch die höchst bedenkliche Bemerkung erschüttert: „Ich glaube, zu so was hätt' ich Verstand, es einzuleiten und zu bereichern für den Druck. Da wollt ich noch viel hinzufügen — ich weiß noch so viel von ihm [La Roche], und die Großmama würde mir auch manches erzählen." Man braucht sich angesichts dieses Bekenntnisses noch nicht einmal daran zu erinnern, mit welch

willkürlicher Phantasie sie ihren Briefwechsel mit Goethe abgeändert und bereichert hat, um es für wahrscheinlich zu halten, daß sie die Herausgabe der in ihrer „Günderode" enthaltenen Briefe wie ein Werk freier Dichtung und nicht mit historischer Treue behandelte. Gleichwohl trägt ihr Bericht über das zwischen dem Kurfürsten und La Roche obwaltende Verhältnis unverkennbar den Stempel der Richtigkeit an sich. Denn thatsächlich scheint der entlassene Kanzler Aussicht auf Wiederaufnahme in den aktiven Staatsdienst gehabt zu haben; wenigstens wurde er, nachdem er die ersten zwei Jahre in dem Trierer Staatskalender nicht genannt werden durfte, von 1783 an wiederum als Geheimer Staatsrat in den Verzeichnissen des Dienstpersonals aufgeführt. Dem entspricht es, daß Clemens Wenzeslaus gegen Ende des Jahres 1782 den Abbé Beck aus seiner näheren Umgebung entfernte[1]) und trotz seines anfänglichen Widerstandes gegen die kühnen Neuerungen Joseph's II. (im Jahre 1781) seit dem Jahre 1783 im Innern seines Erzstiftes wieder die liberale Richtung einschlug. Energischer als zuvor nahm er den Kampf gegen veraltete kirchliche Mißbräuche wieder auf und suchte den Klerus und die Orden zu reformieren. Ja, in der Kirchenpolitik lenkte er sogar direkt in Febronianische Bahnen ein und beteiligte sich im Jahre 1785 und 1786 an der Emser Punktation, um die Rechte des Oberhauptes der Kirche einzuschränken und seine eigene erzbischöfliche Gewalt auszudehnen. Daß er sich allerdings nach dem Ausbruch der französischen Revolution am 20. Februar 1790 öffentlich von dem Emser Kongreß lossagte und wieder reaktionärer wurde, als er es zehn Jahre zuvor gewesen war, ist seinem schwachen und timiden Charakter zuzuschreiben.

Fehlt es mithin dem von Bettina mitgeteilten Materiale keineswegs an dem entsprechenden historischen Hintergrunde, so wird die relative Glaubwürdigkeit desselben auch noch dadurch unterstützt, daß die darin enthaltenen Äußerungen La Roche's thatsächlich das Gepräge seines aufgeklärten Geistes und seiner witzigen Ausdrucksweise an sich tragen. Dies gilt namentlich von der humoristischen Art, wie er theologische Themata behandelt.[2])

XII.

La Roche in Speier und Offenbach.

Im Oktober des Jahres 1780 kam La Roche mit seinem hochherzigen Freunde in Speier an, wo die Bauern zu seinem Empfang den Domherrnhof Hohenfeld's, seine künftige Wohnung, von innen und außen geschmückt und illuminiert hatten. Dieses Haus lag in der damaligen Domstraße, der jetzigen Maximilianstraße, und bot auf einer Seite eine Aussicht über die Wormser Straße weg gegen die lutherische Kirche, während man von einer hohen Altane auf der anderen Seite in einen von schönen Akazienbäumen beschatteten Garten und auf den unten vorbeirauschenden Rheinstrom schauen konnte, von dessen Inseln an schönen Sommerabenden der Gesang der Nachtigallen herüberklang. Kein Wunder, wenn der 60jährige Verbannte, den seine pathetische Gattin einmal mit den vertriebenen letzten Komnenen vergleicht, nach einem Leben voll Macht und Pracht im „Dienst der Eitelkeit" sich gerne mit diesem bescheidenen Plätzchen auf fremder Erde begnügte. Fand doch hier der vortreffliche Kanzler, wie Zimmermann in seinem Buche „Über die Einsamkeit" sagt, bei der Harke und der Schaufel mehr Ruhe und Zufriedenheit als in seinen schönsten Tagen bei Hofe. In seinem Gang und seiner ganzen Haltung verriet er dabei doch stets das Gepräge, welches das Leben in der Welt zurückläßt, und große Höflichkeit gepaart mit einem „sanften Trotz" waren seine hervorstechendsten Eigentümlichkeiten in seinem Verkehr mit Fremden. In seinem idyllischen Heim führte La Roche mit seiner Gattin, seinen beiden noch unversorgten jüngsten Knaben und Hohenfeld, der nach Pfeffel's

Zeugnis gleich einem Schutzgeist der Familie unter ihnen weilte, ein sehr philosophisches Leben. Fritz diente seit 1780 als französischer Offizier in Amerika und zeichnete sich im Dezember 1782 bei seiner Rückkehr bei einem Schiffbruch aus, was seine Mutter zu der resignierten Bemerkung veranlaßte, ihre La Roches verständen sich eben auf jede Art von Schiffbruch. Zeitweilig, so im Frühjahr 1786, hielt sich auch eine Nichte von Sophie namens Karoline, die Adressatin ihrer „Briefe an Lina",[1]) bei ihnen auf, und manchmal kam auch, wie z. B. im Jahre 1783, Maximiliane Brentano von Frankfurt herüber auf Besuch. La Roche, Sophie, Maximiliane, Karl und Franz sind auch auf dem Familienbild vereinigt, das Sophie in ihrem „Weldone" entwirft. Ihre Zeitschrift „Pomona" (1783–1784), welche diese moralische Erzählung enthält, ist neben Merck's Briefwechsel eine Hauptquelle für unsere Kenntnis von La Roche's Aufenthalt in Speier.

Die Hausgenossen nahmen morgens um 8 Uhr an einem grünen Tischchen im Wohnzimmer das Frühstück ein, darnach lasen Hohenfeld und La Roche etwas aus einem Journal oder aus einer gelehrten Zeitschrift vor und unterhielten sich darüber, um 9 Uhr ging Hohenfeld in seine Kirche, La Roche in sein Zimmer, wo über seinem Schreibtisch sein Trierer Ehrenschild hing, und Sophie in die Küche. Naturgeschichte und Reisebeschreibungen, die Berliner Bibliothek, die Werke des Abbé Raynal, Rousseau's, Littleton's und Spittler's Kirchengeschichte bildeten damals La Roche's Lieblingslektüre. Seinem Lesebedürfnis konnte er zudem noch in der Speierer Lesegesellschaft genügen. Die schönen Kupfersammlungen Hohenfeld's und Beroldingen's und die wertvolle Gemäldegallerie des befreundeten Domdechanten Baron von Hutten, die sogar fremde Maler und Kunstliebhaber anzog, dienten der Befriedigung seiner künstlerischen Interessen. Im Verkehr mit dem Gymnasiumsrektor Johann Georg Hutten, dem geschäftlichen und redaktionellen Berater Sophie's, konnte er sich über litterarische und pädagogische Fragen aussprechen, und die mannigfachen Besucher vom Lande, die bei Hohenfeld vorsprachen, gaben ihm Gelegenheit, sich über land- und volkswirtschaftliche Dinge auszusprechen. Unter La Roche's Speierer Bekannten war der intimste Anton Sigmund Joseph

Baron von Beroldingen, der die Würden eines Domdechanten zu Speier und Hildesheim und eines bischöflich Speierischen Geheimen Rats und Hof- und Kammerpräsidenten in sich vereinigte. Er war mit La Roche schon von früher her bekannt und freute sich bei der Nachricht von seinem Sturz über seinen näheren Umgang. Da er viele Reisen, namentlich nach Italien, machte und sich auch als Dichter und Übersetzer [1]) versuchte, so war er für La Roche ein anregender Gesellschafter und für die Schriftstellerei seiner Gattin ein schätzenswerter Beistand. Außerhalb Speier's verkehrte La Roche gerne mit aufgeklärten Landgeistlichen, am liebsten aber mit den Bürgern und Bauern, bei denen er in großem Ansehen stand. Sie kamen oft zu ihm in schwierigen Angelegenheiten; dabei wirkte sein ruhiges und versöhnliches Urteil bei ihnen oft mehr als alles Rechtsverfahren, und mancher, der dem Buchstaben des Gesetzes nach sich durchhelfen konnte, verglich sich, nur um nicht seine Meinung gegen sich zu haben. Nach dieser Richtung erkennt man in ihm deutlich den „Gutmann“ seiner „Mönchsbriefe“ wieder. Er verschmähte es auch sonst nicht, die Bauern zu belehren,[2]) sie in Krankheitsfällen zu besuchen, ihnen Sonn- und Feiertags unter der Linde etwas zu erzählen und den Armen unter ihnen mit Nahrungsmitteln und Geld auszuhelfen. Mit dem Landvolk kam er besonders auf seinen gemeinschaftlich mit Hohenfeld unternommenen naturwissenschaftlichen Exkursionen in Berührung. Ein solcher Ausflug führte ihn einmal im Juni 1784 bis nach Straßburg, wo er mit dem Freunde einem Versuch mit einem neuerfundenen Luftballon beiwohnen wollte.

La Roche's wohlthuender Einfluß erstreckte sich sogar bis auf den Gasthof seines neuen Wohnsitzes, der seit seiner Übersiedelung nach Speier von seinen vielen Bekannten, die ihn von nah und fern besuchten, stark in Anspruch genommen wurde. Dank seiner Bemühungen konnten sie bald die größere Reinlichkeit und den besseren Geschmack anerkennen, mit welchem für ihre Unterkunft gesorgt wurde. Mit seinen Freunden draußen in der Welt stand er vor allem durch Sophie's ausgebreitete Korrespondenz in Verbindung. Im August 1781 giebt F. Jacobi in einem teilnehmenden Brief an Sophie seiner Besorgnis über die ihm gemeldete Erschlaffung Ausdruck, die

bei La Roche Platz gegriffen habe. „Was macht der edle Mann, schreibt er, müßig kann er unmöglich sein" und bittet schließlich um sein Urteil und seine Anmerkungen über eine von ihm selbst verfaßte rechtsphilosophische Arbeit. Als sein Bruder G. Jacobi im Spätjahr 1784 als Professor nach Freiburg berufen wurde, stellte ihm La Roche eine Reiseroute zusammen, lud ihn zu einem Besuche bei sich ein und empfahl ihn an den Präsidenten Baron von Pasch in Freiburg, den er in Wien hatte kennen lernen.[1]) Mit G. Jacobi's Freund Schlosser in Emmendingen, dem Schwager Goethe's, stand er in steter freundschaftlicher Verbindung, und im Januar 1783 besuchte ihn dieser in Speier. Mit Schlosser verband La Roche das humane Bestreben, die niederen Volksklassen durch Bildung zu heben, ein Gebiet, auf welchem sich namentlich ihr Zeitgenosse Rochow hervorgethan hat. In Kolmar hatten La Roche und Sophie in Pfeffel einen aufrichtigen Freund gewonnen. Er kehrte auf seiner Reise in die Pfalz im März 1783 zweimal in Speier bei ihnen an. Ihm übergab Sophie im Sommer 1784 ihren jüngsten Sohn Franz zur Erziehung und nahm dagegen des Dichters Tochter Katharina Margarethe genannt „Peggi" in ihr Haus auf. Am 10.—13. Juli 1785 war La Roche selbst in Kolmar bei Pfeffel, dessen Bruder, der Königliche Staatsrat Pfeffel in Versailles, ein ihm wesensverwandter Mann war und ihn auch zu Dank verpflichtet hatte. Er war nämlich dem jungen Fritz nach seiner Rückkehr aus Amerika bei seinem Eintritt in die gardes françaises behilflich gewesen. La Roche schrieb bei seinem Besuche in Kolmar in Pfeffel's Fremdenbuch: „G. M. de La Roche, Cons. int. D'état et ancien Chancelier De la cour E^{le} de Trève, arrivé Le 10. Juillet et parti avec admiration et regret de quitter ses amis Le 13. Juill. 1785." Auf der Rückreise von Kolmar hatte La Roche vor, Schlosser in Emmendingen zu besuchen. Durch ihn wurde er auch mit Sarasin in Basel, dem Freunde Hohenfeld's und Lavater's und Beschützer von Lenz, befreundet und seiner Vermittlung hatte er wohl auch seine nähere Bekanntschaft mit dem Karlsruher Mathematikprofessor Hofrat Wucherer zu verdanken. Im Juni 1782 kam Jung Stilling nach Speier, um sich von Sophie, die sich in ihren Mußestunden auch mit dem Stiften von Ehen

beschäftigte, seine zweite Frau zuführen zu lassen. Es war Selma von Florentin, die Schwester eines Speierer Rechtskonsulenten, der ebenso wie sein Kollege Petersen und dessen Bruder, der Geheime Rat Petersen in Darmstadt, mit La Roche befreundet war.

Die meiste Anhänglichkeit bewahrte ihm aber sein kongenialer Freund Merck in Darmstadt. Dieser hatte in Hohenfeld einen stets hilfsbereiten Förderer seiner vielseitigen Studien und zog nun auch La Roche hiezu bei. Das intime Verhältnis des Exkanzlers zu Merck geht am besten aus zwei Briefen hervor, die er von Speier aus an ihn richtete. Der erste datiert vom 4. November 1782 und lautet:

„Nichts von Dank für das wenige, was ich Herrn Goût hier bezeigen können. Daß der Mann fleißig gewesen, davon bin ich Zeuge. Er arbeitet mit sehr vieler Fertigkeit und richtigem Blick. Das beweisen die Skizzen; seine Färbung aber ist etwas zu hart, welches ich mit der Eile entschuldige. Ich habe ihm auf Dero Anweisung eine Louisdor gegeben. Das ist alles, was Sie mir vor Gott und der gerechten Welt schuldig sind. Seine Zehrung im Wirtshaus aber ist mir durch zwei Handzeichnungen vergütet, und in Mannheim war es nicht der Mühe wert, aufzuschreiben. Also für all dieses nichts. Die Gelegenheit Ihnen, bester M., etwas Angenehmes, Freundschaftliches zu erweisen, war Freude und Wonne für mich. — Viel Glück und reiche Vermehrung Ihres osteologischen Kabinets! — — — In Mannheim wollte man mich versichern, die Gogel'schen Gemälde seien weit unterm wahren Wert fortgegangen, und man behauptete, der Krahe von Düsseldorf habe um 1600 fl. etlich und 70 Stück gekauft, worunter 4 schon des ausgelegten Geldes wert seien. Suspendo judicium, quia non vidi substratum. — An guten Instrumenten zur Physik hatte ich meine Freude, aber ich bin zu alt und daher mit meinen wenigen, aber guten zufrieden. Wenn ich in den Himmel komme, da sehe ich alles ohne Mikroskopium und jedes molécule organique wie ein Scheunenthor. Mithin noch ein bischen Geduld. Die nachgemachten Achardischen Bäumchen sind

doch von den echten durch starke Beleuchtung und schiefe Wendungen mittelst einer nicht allzu starken Vergrößerung leicht zu unterscheiden. Ipse probavi. — Meine Frau „Pomona" empfiehlt sich aufs allerbeste. Sie sitzt und brütet an ihren Hirnkindern, chacun à sa marotte! Ich fluche über das nasse Wetter, welches mich hindert, meine Blumenzwiebeln in Boden zu bringen. Auf baldiges Wiedersehen! Wenn Sie ihre Mannheimer Tour vornehmen, ist's ja nur zwei Stunden bis zur Ruinenstätte. Von Herzen der Ihrige. L."

N. S. Herr von Hohenfeld geht zwar morgen nach Worms, kommt aber schon am Donnerstag wieder. Sie finden also alle Ihre Freunde hier, wenn Sie bald kommen."

In diesem Brief ist besonders die mitleidig ironische Art, wie La Roche von Sophie's Schriftstellerei spricht, bemerkenswert. Sie war damals mit den Vorarbeiten zu ihrer „Pomona" beschäftigt und wurde in Freundeskreisen schon jetzt nach dieser Zeitschrift genannt. Ihr Gatte scheint damals noch kein Verständnis für den praktischen Zweck ihres schriftstellerischen Schaffens gehabt zu haben, woraus hervorgeht, daß das Bedürfnis nach vermehrten Einnahmen mehr von ihrer Seite empfunden wurde. Der humoristische Ton, mit welchem La Roche religiöse Fragen streift, dient der relativen Echtheit der von Bettina mitgeteilten Briefauszüge zur Bestätigung. Der in dem Schreiben genannte Maler J. F. Goût aus Berlin war von Merck mit der malerischen Aufnahme der Ruinen um Speier beauftragt worden, wozu dieser selbst einen Text zu liefern vorhatte.

Mit Mannheim stand La Roche in der engsten Verbindung. Schon seit dem Jahre 1777, wo die Kurpfalz mit Baiern vereinigt wurde, hatte er wegen kirchenpolitischer Streitigkeiten zwischen Kurtrier und Karl Theodor, die sich an diese Vereinigung knüpften, in diplomatischen Beziehungen mit der kurpfälzischen Residenz gestanden. Er brachte nun mit Sophie jeden Winter dort zu und wohnte dann im Hause eines Haarbeutelmachers, das die Aussicht auf den Theaterplatz hatte. Nach Mannheim zogen ihn, abgesehen von einigen persönlichen Beziehungen, vor allem die dortigen

Institute für Kunst und Wissenschaft. Sophie selbst war Mitglied der berühmten „Kurpfälzischen deutschen Gesellschaft", der Männer wie Klopstock, Lessing, Schiller, Schwan, Iffland, Jung Stilling u. a. zeitweilig angehörten. Der auch mit Schubart befreundete Maler Kobell war schon von früher her ein vertrauter Freund La Roche's, mit dem er Kunstbegeisterung, Rechtschaffenheit und heitere Gemütsart gemein hatte. An seiner Seite durchwandelte er mit Sophie die Säle der Mannheimer Gemäldegalerie, um seine Kunstanschauungen zu erweitern. Unter der sachkundigen Führung von Cosmo Collini, dem ehemaligen Sekretär Voltaire's und nunmehrigen Oberaufseher des kurfürstlichen Naturalienkabinets, bewunderte er die Schätze dieser lehrreichen Sammlung und der Liberalität der Mannheimer Bibliothek verdankte er Bücher und Zeitschriften zur Fortsetzung seiner nationalökonomischen und naturwissenschaftlichen Studien. Seine litterarischen Interessen wurden auch befriedigt und gefördert durch seine Beziehungen zu dem Hofkammerrat und Buchhändler Schwan, dem bekannten Verleger Schiller's. Den Hauptanziehungspunkt in Mannheim bildete für La Roche aber das Theater, bei dessen Intendanten, dem Freiherrn W. H. von Dalberg, dem Bruder des kurmainzischen Statthalters in Erfurt, er ein gern gesehener Gast war. Im Januar 1785 wohnte er in Dalberg's Loge mit Sophie der Aufführung von Schiller's „Kabale und Liebe" bei. Dalberg stand seiner Gattin zudem auch als Obervorsteher der „Deutschen Gesellschaft" nahe. Unter den Schauspielern schätzte La Roche besonders Iffland, Beck und Beil. In diesen Kreisen wurde er auch mit Schiller bekannt. Im Februar 1783 setzte Sophie dem Buchhändler Schwan so lange zu, den Dichter mit nach Speier zu bringen, daß Schiller, obwohl kaum von schwerer Krankheit genesen, mit Schwan und dessen Tochter die Reise unternahm. Es gefiel ihm so gut in Speier, daß er acht Tage darauf seinen Besuch wiederholte. Obschon er beidemale lediglich Sophie's wegen kam, interessierte er sich doch auch für ihren Gatten und dessen hochherzigen Freund Hohenfeld. Wie sehr ihn die Geschichte ihrer Verabschiedung mit Hochachtung für die beiden Männer erfüllte, geht aus seinen von uns bereits mitgeteilten Urteilen über sie hervor. Die Erleb-

nisse La Roche's, dem die Inquisition einmal so nahe gekommen war, bis er schließlich das Opfer seines Enthusiasmus für die Aufklärung wurde, mußten für Schiller damals doppelt interessant sein, da er sich bereits seit dem Sommer 1782 mit der Idee zum „Don Carlos" trug, die ihm Dalberg eingegeben hatte. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß man bei seiner Anwesenheit in Speier auch über die allgemeinen Berührungspunkte zwischen der Intoleranz im 16. und im 18. Jahrhundert sprach und daß die anfängliche Liebestragödie „Don Carlos" unter dem Eindrucke, den La Roche's und Hohenfeld's Schicksale auf Schiller machten, eine tiefere und aktuellere Bedeutung für den Dichter gewann. In diesem Sinne erhielte die an seine Besuche in Speier sich anknüpfende Legende, Hohenfeld sei das Vorbild seines Marquis Posa, eine begreifliche Erklärung.

Durch Sophie und ihren Gatten kam Dalberg in Berührung mit G. Jacobi und ließ sich durch ihre Vermittlung im Januar 1785 dessen begonnene Oper „Orpheus" ausbitten. Durch F. Jacobi stand La Roche schon von früher her mit dem kurpfälzischen Finanzminister Karl von Hompesch in Verbindung, der sich ebenfalls sehr für das Theater interessierte. Der außerordentliche französische Gesandte am kurpfälzischen Hofe war Grosschlag, La Roche's alter Freund und Mitschüler von Stadion's Zeiten her. In Grosschlag's Hause traf er auch wieder mit Baron von Einsiedel zusammen, der ihn vor Jahren mit der Herzogin Amalia in Trier besucht hatte. Als der Herzog Karl August auf der Rückkehr von seiner in Sachen des Fürstenbundes unternommenen Reise im Dezember 1784 in Mannheim war, kam er auch nach Speier, brachte einen Abend bei La Roche zu und lud ihn und seine Gattin dringend nach Weimar ein. Wenige Tage später, am 27. Dezember, durfte Schiller dem Herzog in Darmstadt den ersten Akt seines „Don Carlos" vorlesen und erhielt dafür das Prädikat eines Weimarischen Rats.

Das Interesse Karl August's für La Roche und seine Gattin erklärt sich leicht aus deren Beziehungen zu Wieland und Goethe. Wieland wurde in diesen Jahren von Sophie bei ihren litterarischen Arbeiten wieder mehr zu Rate gezogen, nachdem Jacobi, Goethe und Bode ihr wieder fremder ge-

worden waren. Aber auch La Roche nahm wieder mehr Anteil an Wieland. So schrieb er im Februar 1785 für ihn eine Stelle aus einem französischen Werke ab, in welchem der Dichter gelobt worden war. Mit Goethe stand der Exkanzler nur noch in mittelbarer Verbindung. Diese wurde durch Maximiliane Brentano und Frau Rath in Frankfurt, namentlich aber durch Merck in Düsseldorf vermittelt. Merck führte anfangs der 80er Jahre mit Goethe eine naturwissenschaftliche Korrespondenz und teilte La Roche gelegentlich einiges daraus mit. Der Dichter hebt in seinem Aufsatz über G. de Saint Hilaire's „Principes de philosophie zoologique“ die Wichtigkeit dieses Gedankenaustauschs mit dem Darmstädter Freund ausdrücklich hervor und bemerkt, die eigentliche Veranlassung zu Merck's vergleichend anatomischen Studien hätten die merkwürdigen Fossilien gegeben, welche mannigfaltig und wiederholt in der Flußregion des Rheines ausgegraben wurden. Merck habe sich mit habsüchtiger Liebhaberei mancher vorzüglichen Exemplare bemächtigt und sie seiner Sammlung einverleibt. Nun hatte La Roche bereits in Trier gerade solchen Funden ein großes Interesse zugewendet und ebenfalls auf diesem Gebiete gesammelt. Er besaß u. a. in seinem Kabinet »une dent de Rhinocéros fossile, qui avait été tirée du Rhin«, und machte im Jahre 1784 Merck damit ein Geschenk, wofür sich dieser zwei Jahre später in der von uns bereits genannten Schrift öffentlich bedankte. Insofern diese Studien Merck's mittelbar zu Goethe's und Loder's Entdeckung des os intermaxillare im menschlichen Schädel führten, so verdient ihre Förderung durch La Roche hier nachdrücklich betont zu werden. Nicht minder ist aber an dieser Stelle hervorzuheben, daß sich Merck's Mitarbeit an Goethe's geologischen Studien zum Teil ebenfalls auf La Roche's Mitteilungen stützt, ohne daß allerdings der Dichter ihre Beiträge namhaft gemacht hätte. Im Februar 1783 bittet nämlich Goethe seinen Darmstädter Freund, die Berguntersuchung der Länder, die er erreichen könne, sorgfältig zu unternehmen, und citiert dabei auch das von uns oben genannte Werk de Luc's, mit welchem Merck korrespondierte. Zu dieser Untersuchung, zu welcher er wohl schon früher von dem Dichter angeregt worden war, zog nun Merck auch La Roche bei,

und zwar unter direkter Berufung auf Goethe. Dies geht alles aus folgendem Schreiben La Roche's an Merck hervor, das mit dem bereits mitgeteilten in einem unmittelbaren Zusammenhange steht:

„Frankfurt, den 8. Januar 1783.

Wenn der geneigte Leser nach der ihm beiwohnenden Perspicacität sein Aug' bemühen will, die erste halbe Linie dieses Blattes vor den übrigen zu perlustrieren und den Ursachen der Dinge nachzudenken, so wird er ungefähr erraten können, warum ich seinen Brief vom 14. Dezember nicht beantwortet habe. Das ist: ich bin aus wichtigen, unser Gemüt bewegenden Gründen schon vor 14 Tagen über Worms und Mainz nach der kaiserlichen berühmten Wahlstadt verreiset und seit Sylvestertag in der großen Sandgasse beim goldenen Kopf wohnhaft: q e. d. Die Karolin habe ich empfangen, ergo cessat debitum. Was Ihr Zeichner verzehrt hat, war nicht des Aufrechnens wert. Das mitgeteilte Manuskript hab' ich zu Hause verschlossen, weil ich es gern mit Hohenfeld lesen möchte. Der Gedanke des Herrn Goethe ist gut und um das Vaterland verdienstlich, doch ein bischen Handel in unsere Gegenden auszuführen. Die Erdlagen ändern von Hagenau bis Bonn in der Länge, und nach der oberen Breite vom Odenwald bis in Lothringen, unten aber von der Luxemburgischen Eifel bis in das Siegische gar zu merklich und zu schnell ab. Es ist zum Beweis, wo unser Speierischer Sand am Neustädter Gebirge aufhört, zwischen dem roten Quaderstein und unter demselben noch ein Gemenge von Kalk, der wieder einmal gegen Lautern in allerlei gewaltsam zusammengedrängter Geschiebe abartet. Besonders habe ich in den Trippstadter Thälern wunderbare Zerrüttungen gesehen, die meinen Verstand stille stehen machen. Das Werk des Charpentier habe ich nicht selbst; der Ankauf war mir zu teuer. Doch will ich, wenn ich heimkomme, es in Mannheim mir wieder ausbitten und dann versuchen, was zu thun ist.

Viel Glück zum ferneren Knochenhandel! Herr von Hohenfeld wird die Wormser Rathausseltenheiten besehen.

In Mainz hängt an dem Kaufhause nichts als ein Wirbelbein von einem Wallfisch. Memoria non extat, wo es hergekommen, aber es ist gewiß schon mehrere Jahrhunderte dort angekettet. Zu Erbach im Rheingau sollen die Horodamischen Erben ein ganzes Skelett von etwas haben, das im Rhein gefunden worden. Item sind bei der Wittib Adami in Heilbronn zwei Elefanten-zähne mit Stücken der maxilla für 5 Karoline zu haben.

Für Herrn Goethe habe ein Kästchen Mineralien aus meinem Kabinet mit hierhergebracht und seiner Frau Mutter übergeben. Er wird mit einigen meiner schönen kolorierten Eisenstufen zufrieden sein. Vale, bis wir einander wiedersehen — — —."

Die beiden Briefe La Roche's werden zum Teil ergänzt durch ein Schreiben von Hohenfeld an Merck vom 30. August 1783, in welchem von Erwerbungen für dessen osteologisches Kabinet die Rede ist und sich die für den aufgeklärten Schreiber charakteristische Stelle findet: „Es ist ein Elend, daß unsere christkatholischen Geistlichen auf dem Lande so ignorant sind. Was ließe sich nicht ansonst Förderliches zur Natur-geschichte durch sie erwarten." Hohenfeld spricht sodann von der an Ort und Stelle vorzunehmenden Ausarbeitung des Textes zu Goûts Zeichnungen der Ruinen um Speier und fährt fort: „Sollte dies aber nicht thunlich sein, so will ich ganz gern mit Herrn von La Roche allen Beitrag liefern, welcher nacherhand von Ihnen muß in Ordnung gebracht werden. — Herr und Frau von La Roche empfehlen sich gar sehr und ärgern sich mit mir, daß Sie nicht, da Sie letzthin in Mann-heim waren, auf einen halben Tag zu uns gekommen sind."

Neben der Korrespondenz mit auswärtigen Freunden, kleinen Reisen und Besuchen von Bekannten in Speier wurde La Roche in der zweiten Hälfte seines Aufenthalts daselbst auch durch die Reisen Sophie's mit der Außenwelt in Ver-bindung gehalten. So reiste sie im Sommer 1784 mit ihrem Sohne Franz in die Schweiz, wo sie die alten Bekannten ihres Gatten besuchte und die Genugthuung empfand, ihn bei allen in gutem, ehrenvollem Andenken zu finden; im Frühjahr 1785 besuchte sie Frankreich, wo sie im Schlosse La Brède an Montesquieu's Schreibtisch einen Brief an La Roche schrieb.

Überhaupt bildeten wohl ihre Briefe an ihn die Grundlage für die später von ihr herausgegebenen Reisetagebücher.[1]) Im Spätjahr 1786 endlich machte sie mit ihrem Sohne Karl ihre berühmte Reise nach Holland und dem geliebten England. Als sie hier von dem Königspaar empfangen wurde, erkundigten sich die hohen Herrschaften auch sehr gnädig nach La Roche, wobei Sophie bemerkte, dieser habe die Königin bereits in Hannover gesehen, als sie erst elf Jahre alt und zur Gemahlin des Prinzen von Wales bestimmt gewesen sei.[2]) Sie betont in ihren Reiseschilderungen jeweils, daß sie ihre Reisen mit Einwilligung ihres Gatten unternehme. Und doch erfreute sich dieser in Speier keineswegs einer ungeschwächten Gesundheit. Im Frühjahr 1784 und 1786 wurde er von schwerer Krankheit heimgesucht, und dazu kam Ende 1786 ein schwerer äußerer Schlag: Er verlor, aus welchem Grunde, ist unbekannt, seine Pension in Speier. Da er um dieselbe Zeit seinen Wohnsitz änderte und in den späteren Schriften Sophie's nie mehr von Hohenfeld die Rede ist, mag wohl ein Zerwürfnis mit diesem daran schuld gewesen sein.

Nachdem sich La Roche von seiner tödlichen Krankheit im Jahre 1786 — seine Seele „ringt um Palmen" heißt es in einem Trostbrief Jung Stilling's an Sophie vom 6. Februar 1786 — wieder einigermaßen erholt hatte, zog er mit seiner Gattin und seinem Sohne Franz nach Offenbach, wo er seiner ältesten Tochter Maximiliane Brentano näher war und in ihr eine Helferin in den mancherlei Nöten finden konnte, welche ihm die Gebrechen des zunehmenden Alters und materielle Sorgen verursachten. Er kaufte sich, wohl mit Brentano's Hilfe, in der Domstraße ein hübsches, kleines Haus mit einem Garten, von dem man sich nach der anmutigen Schilderung in Bettina's „Frühlingskranz" eine Vorstellung machen kann. Hier besuchte ihn im Juli 1787 auch Loulou Möhn, und um dieselbe Zeit kam auch Fritz an der Seite einer reichen Holländerin nach Offenbach, um sich gleichfalls hier anzukaufen. Ein Jahr später erhielt Karl die Stelle eines königlich preußischen Bergrats, und Franz studierte damals unter Jung Stilling die Forstwissenschaft in Marburg.

Im Verkehr mit seinen Enkelkindern, um deren Erziehung sich Sophie annahm, fand der alte Mann seine

beste Erholung und Zerstreuung. Daneben pflegte er seine Blumen, unter welchen er namentlich für dunkle Nelken eine besondere Vorliebe hatte. Mußte er das Bett hüten, so las ihm seine Frau aus pädagogischen, naturwissenschaftlichen und volkswirtschaftlichen Schriften vor. Dann und wann schickte ihm auch ein Freund ein neues Kunstblatt, an dem sein für das Schöne immer noch empfänglicher Geist sich erfreute, und beim Betrachten seiner eigenen Gemäldesammlung, aus der sein väterlicher Erzieher Stadion und sein Freund Groschlag ihn vertraut anblickten, konnte er wehmütig der vergangenen Zeiten gedenken. Freilich war es ihm nicht vergönnt, sich bis ans Ende seiner ungeschwächten Geisteskräfte zu erfreuen. Der einst so verstandesklare Mann wurde zuletzt beinahe kindisch. Er trug damals einen zimmetfarbigen Sammetrock, einen kleinen, dreieckigen Hut mit goldenen Borten und einen Stock mit goldenem Knopf. Bettina erzählt nach Mitteilungen Sophie's, ihr Großvater habe ihr, als sie zwei Jahre alt war, einmal seinen Hut aufgesetzt und sie vor den Spiegel getragen, er habe sie mit seinem Stockband spielen lassen und sie mit seinen großen, schwarzen Augen so durchdringend angeschaut, daß sie darüber den Stock fallen ließ und ihn anstarrte. Das sei das erste und das letzte Mal gewesen, wo sie ihn sah, denn noch an demselben Abend sei er vom Schlag gerührt worden. Das war wohl anfangs Oktober 1788, wo Sophie an Wieland schreibt, La Roche's Ende stehe bevor.[1]) Am 22. November drückte sie ihm die Augen zu. Sein letzter Wunsch war, mit Gelassenheit betrauert zu werden. Er fand eine einfache Ruhestätte auf dem katholischen Friedhof des Dörfchens Bürgel am Main, eine halbe Stunde von Offenbach. An seiner Seite wurden nahe bei der alten Kirchhofmauer später auch sein früh verstorbener Sohn Franz († 1791) und Sophie bestattet.

*
* *

Für die Welt war er schon längst gestorben. Der größte Teil seiner Zeitgenossen hatte ihn ja selbst in den Zeiten seines Glanzes nur als den Gatten seiner interessanteren Frau gekannt[2]); nur die wenigsten wußten eben, daß Sophie das meiste, was man an ihren Schriften bewunderte, den Schätzen

seines reichen Geistes und seinem moralischen Einfluß verdankte. Daß La Roche heutzutage ein ganz vergessener Mann wäre, wenn nicht Goethe seiner gedacht hätte, daran ist dieselbe französische Revolution schuld, deren befreienden und bleibenden Ideen die Arbeit und der Idealismus seines Lebens geweiht war. Wie bei Stadion, mit dessen Geistesrichtung und Erlebnissen sein Wesen und seine Lebensgeschichte eine geradezu staunenswerte Ähnlichkeit haben, ist es auch bei ihm eine tragische Ironie des undankbaren Schicksals, daß er, der Märtyrer der Aufklärung, zugleich mit dem ancien régime, das er auf geistigem Gebiete vernichten half, selbst mit in den Abgrund der Vergessenheit hinabgerissen wurde. An sich selbst hatte er aber auch bei seinen Bestrebungen nie gedacht, wenn nur die Sache, der er diente, dem Siege entgegen ging. „Man ist auf gutem Weg" hatte er im Jahre 1770 am Schlusse seiner „Mönchsbriefe" geschrieben. „Nach und nach kann mein Wunsch erfüllt werden. Ich zwar glaube es nicht zu erleben. Aber ungefähr in zwanzig Jahren erinnern Sie sich und prüfen Sie, ob ich einen prophetischen Geist gehabt habe. — Die Philosophie gewinnt auf unseren Hochschulen bessere Oberhand. Sie wird allgemeiner. Man unterstehet sich schon nach Ursachen zu fragen oder nachzusinnen. — Die Kritik forschet nach dem untergeschobenen Betrug. Und wann es so fort gehet — — —" Das sind dieselben Töne, die wir aus Lessing's „Nathan", aus Herder's Geschichtsphilosophie und aus dem Munde von Schiller's Marquis Posa so hoffnungsfreudig vernehmen. Heute ist die Erziehung des Menschengeschlechtes, an der auch La Roche in seiner bescheidenen und uneigennützigen Art mitgearbeitet hat, nicht um zwanzig, sondern um mehr als hundertundzwanzig Jahre fortgeschritten. Die Geschichte muß ihm das Zeugnis ausstellen, daß er thatsächlich mit prophetischem Blick in die Zukunft sah. Aber dem denkenden Betrachter unserer Kulturentwicklung drängt sich doch zugleich die Frage auf, ob er und mit ihm die wahre Aufklärung seiner Zeit in unseren Tagen zugeben könnten, am Ziel ihrer Wünsche angekommen zu sein. — — —

Anmerkungen.

S. VII, [1]) Dieses ist die richtige Namensform, und nicht „Riegel“ wie bei Oechelhäuser steht.

„ VII, [2]) Die vielen Irrtümer Rigel's im einzelnen zu berichtigen, lohnt sich nicht der Mühe. — Falsche Vornamen erhält La Roche u. a. auch noch bei G. Klemm „Die Frauen“ Bd. 6 und bei A. Strodtmann, „Briefe von und an G. A. Bürger“ wo er „Maximilian“ bezw. „Max“ genannt wird.

„ XI, [1]) Einiges, allerdings für unsere Zwecke wenig verwertbare, autobiographische Material enthält auch „Die glückliche Reise“ in Sophie's „Moralischen Erzählungen“ 3. Aufl. Mannheim 1823 Hier kommt La Roche als der verstorbene „liebevolle, weise Menschenfreund Georg von Wahren“ vor.

„ XVI, [1]) Damit möge man manche fremdartigen Ausdrücke und Wendungen in unserer Darstellung entschuldigen.

„ 1, [1]) Fleischmann hieß mit Vornamen „Michael Conrad“ und nicht „Karl“, wie Ehrensberger, Gesch. der Benef. S. 151 unrichtig angiebt, während er S. 172 das Richtige bietet.

„ 3, [1]) Böttiger, dem wir diese Erzählung verdanken, verlegt die Geschichte (in Raumer's hist. Taschenbuch) fälschlicherweise nach Biberach und Warthausen.

„ 5, [1]) Bettina hat hier offenbar das Gefecht bei Tuttlingen (1643) im Sinn. Sie könnte durch den unten zu erwähnenden Wappenspruch auf La Roche's Trierer Ehrenschild: „Alles aus Liebe u. s. w.“ zu der Beiziehung dieser Episode veranlaßt worden sein. Denn der bei der Belagerung von Rottweil tödlich verwundete Marschall Guébriant wurde nach Tuttlingen gebracht und sagte bei der Operation: „j'endurerai tout pour l'amour de Dieu“. S. Le Duc D'Aumale „Histoire des Princes de Condé“ t. 4e Paris 1886. p. 243. Doch ist es eine müßige Arbeit, den verschlungenen Pfaden von Bettina's wirrer Phantasie nachzugehen.

„ 5, [2]) Im Verzeichnis der Abonnenten auf Sophie's „Pomona“ (Speier 10. Nov. 1783) finden sich zwei Barone von Frankenstein, von welchen der eine Domherr in Speier und der andere Hofmarschall in Mainz war.

S. 7, [1]) Diese Stelle läßt darauf schließen, daß der Verfasser des zweiten Bandes die autobiographischen Anspielungen im ersten sehr wohl verstand. S. auch u. S. 81, [1]).

„ 10, [1]) Den Wortlaut dieses Briefes s. S. 101 f.

„ 12, [1]) Noch in seinem Alter liebte er besonders den Wald und machte auch einmal Auszüge aus einer Schrift über den Wald.

„ 13, [1]) Der Name wird in den Quellen auch „Elz“ geschrieben.

„ 13, [2]) Vogt schreibt „Kassel“.

„ 14, [1]) Der Name lautet in den Quellen auch „Breidtbach“ und „Breidenbach“.

„ 16, [1]) Durch einen Bruder Friedrich's von Spee Namens Matthias, einen Geistlichen des Stiftes zu St. Peter in Mainz, wurde der Kurfürst auf den Jesuitenpater aufmerksam gemacht. Er ließ ihn zu sich kommen und belobte sein Vorhaben, litterarisch gegen den Hexenwahn aufzutreten.

„ 16, [2]) Während der sonst so radikale Müller behauptet, „der Plebs“ habe an den falschen Krüppeln Lynchjustiz geübt, wurden dieselben nach Wurzbach auf Stadion's Befehl „durch eine brevi manu angebrachte Tracht Schläge“ geheilt.

„ 21, [1]) Man denkt bei dieser Stelle unwillkürlich an Goethe's Egmont, wo dieser zu seinem Sekretär sagt: „Unter vielem Verhaßten ist mir das Schreiben das Verhaßteste. Du machst meine Hand ja so gut nach“ und der Sekretär antwortet: „Geschrieben soll sie (die Antwort) werden, daß sie vor Gericht für Eure Hand gelten kann.“

„ 22, [1]) Über Wieland's Verhältnis zu Prior s. R. Asmus „Die Quellen von Wieland's »Musarion«“ (Euphorion 5. 1898).

„ 23, [1]) Über die Entwicklung von La Roche's religiösen (nicht: kirchenpolitischen!) Ansichten kann man sich deshalb kein klares Urteil mehr bilden, weil unsere Hauptquelle für sein Leben und seinen Charakter, Sophie's Schriften, in diesem Punkte offenbar befangen sind. Seine Gattin möchte ihn nämlich ebenso wie die von ihr abhängige Bettina als auf demselben Standpunkt stehend erscheinen lassen, auf dem sie selbst stand. Dieser war aber ein ausgesprochen theistischer. Wieland andrerseits berichtet gar nichts über La Roche's religiöse Ansichten in seinen späteren Lebensjahren. Wir sind daher im wesentlichen auf die Angaben des Dichters über die Warthausener Zeit La Roche's und auf dessen „Mönchsbriefe“ angewiesen. Hienach wäre La Roche auch noch in seinem reifen Mannesalter eher Deist als Theist gewesen.

„ 24, [1]) Es verdient hier hervorgehoben zu werden, daß Wieland, gerade als der Einfluß La Roche's voll auf ihn einwirkte, im Jahre 1763 von Zimmermann in seinem Buch „Von der Erfahrung in der Arzneikunst“ als ein Mann hingestellt wird, der von Young zu Chaulieu übergegangen sei. Der Dichter beschwert sich in einem Briefe vom 12. April 1764 Zimmer-

mann gegenüber über diese Stelle, die auch Julie von Bondeli in einem Schreiben vom 22. November 1763 an den Arzt schon bedenklich gefunden hatte. Daß La Roche überhaupt jemals ein Verehrer der Young'schen Poesie gewesen wäre, ist nicht wohl anzunehmen.

S. 25, [1]) Merkwürdigerweise erwähnen Engelschall und Casparson La Roche's Vermittlung mit keinem Worte und stellen die Entdeckung von Tischbein's Talent als das ausschließliche Verdienst Stadion's hin. Unsere Darstellung stützt sich im wesentlichen auf Sophie's Buch „Mein Schreibetisch".

„ 28, [1]) So schreibt Sophie diesen Namen in ihrer Autobiographie: Ofterdinger nennt ihn wohl unrichtig „La Chan".

„ 30, [1]) Der Name wird in den Quellen auch „Groschlag" geschrieben.

„ 30, [2]) Der Name wird in den Quellen auch „Benzel" geschrieben.

„ 30, [3]) Daß man ihn hier nicht ganz vergaß, geht u. a. auch daraus hervor, daß sich in dem Verzeichnis der Abonnenten auf Sophie's „Pomona" (1783) auch der reiche Weinhändler „Abendanz in Distelhausen" bei Tauberbischofsheim findet.

„ 32, [1]) Harley, der nachmalige Graf von Oxford, Minister der Königin Anna von England.

„ 36, [1]) In diesem Zusammenhang verdient das Gerücht erwähnt zu werden, das den plötzlichen Tod des Kurfürsten wie den des Papstes Clemens XIV. dem Hasse der Jesuiten zur Last legen wollte.

„ 38, [1]) Im 3. Gesang des „Neuen Amadis" stand in der ersten Ausgabe (s. S. 326 in der Göschen'schen Ausg.): „Glaubt Meister Pangloß nicht steifer als er", was Wieland aber später strich. — In einem Brief vom 2. Februar 1763 läßt Wieland durch Sophie dem „R. P. Toussaint" melden, wenn er (Wieland) je Cyniker werde, so wolle er sich à la Franziskaner tragen. Bei diesem Scherz fällt einem ein, daß in Wieland's „Musarion" der cynische Stoiker Kleanth ganz wie ein Mönch und in der „Geschichte des weisen Danischmende" der Kalender Al Hafi — das Vorbild von Lessing's Derwisch — ganz wie ein Cyniker geschildert wird. Vgl. u. S. 106.

„ 42, [1]) Anders faßt diesen Begriff Lessing im 10. Litteraturbrief.

„ 44, [1]) Hippias im „Agathon" dürfte wohl manche Züge von Stadion haben.

„ 45, [1]) Nicht „Nadine", wie Ofterdinger behauptet.

„ 45, [2]) Die Anzweiflung dieser Geschichte vonseiten Ofterdinger's hat sich durch Hassencamp's Wielandbriefe als unbegründet erwiesen.

„ 49, [1]) Es wird sich in Wieland's (undat.) Brief an Sophie, in dem er bedauert, die bereits nach Leipzig geschickte „Musarion" nicht mehr zur Hand zu haben, um sie dem kranken La Roche zu schicken, wohl um das Manuskript der zweiten Auflage handeln, deren Vorrede das Datum: „15. März 1769"

trägt. Der Brief dürfte daher etwas später anzusetzen sein, als Hassencamp S. 171 dies thut.

S. 50, [1]) Diesen „Fritz“ hat Pröhle („Lessing, Wieland &c.“) zweimal mit Fritz Jacobi verwechselt. Denn an den beiden Stellen seines Buches S. 169 und S. 232, die er im Index S. 323 Sp. II unter „La Roche“ verzeichnet, ist Jacobi gemeint.

„ 52, [1]) Kleinjogg kommt auch in Lavater's Physiognomik vor.

„ 56, [1]) Nicht zu verwechseln mit dem badischen Schweigern bei Boxberg.

„ 57, [1]) Wieland hatte sich ebenfalls schon seit lange mit Rousseau beschäftigt. Im Oktober 1763 hatte er vor, für sein von Christine erwartetes Kind ein Konkurrenzwerk zum „Emil“ und zwar „plus à portée de tout le monde et plus praticable“ zu schreiben. Da es den Titel „Theano“ führen sollte, sind wohl Heinse's im Jahre 1774 veröffentlichte „Briefe der Theano an junge Frauen &c. über Kindererziehung“ mit diesem später wieder aufgegebenen Plane in Zusammenhang zu bringen.

„ 57, [2]) Dieser Angabe Sophie's (in ihren „Briefen über Mannheim“ und in ihrer Autobiographie) gegenüber behauptet Diel, Maximiliane habe ihre erste Ausbildung „in einem vom Geist der Aufklärung angehauchten Klosterinstitut zu Saverne im Elsaß“ erhalten. Woher er diese Berichtigung hat, giebt er nicht an. — Als im Jahre 1794 Bettina ins Kloster der Ursulinerinnen zu Fritzlar kommen sollte, um dort erzogen zu werden, war dies ihrer Großmutter ebenfalls nicht recht.

„ 58, [1]) Nach einem ungedr. Briefe in G. Jacobi's Nachlaß auf der Freiburger Universitätsbibliothek.

„ 63, [1]) Diesen Brief citieren wir hier nicht nach den „Ausgew. Br.“, sondern nach der vollständigeren Fassung bei Pröhle „Lessing, Wieland &c.“.

„ 64, [1]) Mit dem Schulwesen von Tauberbischofsheim und Dittwar beschäftigte sich diese Kommission in der Zeit von 1771—1774 wiederholt. Die Lateinschule, welche die Franziskaner bisher in Bischofsheim gehalten hatten, wollte Bentzel im September 1773 eingehen lassen, um die Frequenz der Aschaffenburger Anstalt zu heben. In Dittwar blieb laut eines Berichtes des Generalvikariats an den Kurfürsten vom Jahr 1772 die Lehrstelle „über ein ganzes Jahr ohnbesetzet“.

„ 64, [2]) Der Name wird oft fälschlich „Hohenfels“ geschrieben; so z. B. noch von Mejer.

„ 64, [3]) Aus einem ungedr. Brief in G. Jacobi's Nachlaß auf der Freiburger Universitätsbibliothek.

„ 66, [1]) Vogt behauptet, derselbe Jesuit Winter, der in der Missionskreuzangelegenheit gegen Stadion auftrat, habe „nicht lange darauf“ mit den angegebenen Worten „gegen die Anstellung Wieland's in Erfurt“ agitiert und sei wegen seiner Kühnheit aus der Mainzer Diözese verbannt worden. Dies ist aber

chronologisch unmöglich. Trotzdem folgt Wurzbach unbedenklich dem Berichte Vogt's.

S. 67, [1]) Im 11. „Mönchsbrief" ist von einer Intrigue gegen einen freigeistigen Regierungsrat die Rede, der dem Fürsten ein Projekt zur Verminderung der Klöster und Verbesserung der Pfarreien eingereicht hat und deshalb von den Mönchen „weggebissen" werden soll. Vielleicht handelt es sich hier um die dringliche Arbeit, die Wieland im September 1770 aufgetragen erhielt und an der er sich hypochondrisch und krank arbeitete. Er sagt von ihr, er hätte nie daran gedacht, wenn er sein eigener Herr wäre.

„ 69, [1]) „Soyons toujours honnêtes dans nos expressions et tâchons de saisir partout ce qu'on appelle le bon ton" schreibt er. Dieses Bestreben, Kränkungen gegnerischer Kreise zu verhüten, kommt auch noch in einem Beschluß der Schulkommission vom 28. April 1774 zum Ausdruck. Wenn es dennoch vonseiten der aufgeklärten „Emmerizianer" hier und da zu Taktlosigkeiten kam, so ist demnach wenigstens die Regierung dafür nicht verantwortlich zu machen.

„ 69, [2]) Der Name dieses Mannes wird in den Quellen auch „Dumeitz" und „Du Mecz" geschrieben.

„ 69, [3]) Mit diesem stand La Roche durch Wieland in brieflicher Verbindung. In einem Brief an Sophie vom 23. Juli 1769 bittet der Dichter La Roche, ihm für den Statthalter „une copie des comédies du Père Sébastien sur la création du monde et la chûte de Mr. notre grand-père" zu übersenden, und bemerkt dazu: „je serais charmé de lui pouvoir procurer la satisfaction de rire aux dépenses de notre dialecte Suévique." Es handelt sich demnach um schwäbische Dialektdichtungen eines Pater Sebastian. Dieser kann aber unmöglich, wie Hassencamp meint, mit dem von Pröhle in seiner Wielandbiographie genannten Verfasser der „Hau- und Bausteine" Sebastian Brunner (vgl. u. S. 124),[1]) identisch sein. Denn dieser österreichische Schriftsteller ist erst im Jahre 1824 geboren.

„ 69, [4]) Marx giebt fälschlich 1772 als Erscheinungsjahr des ersten Bandes an.

„ 71, [1]) Ob der Ausdruck „Goodmann Homer" in Nr. 11 der „Auswahl denkw. Br." (s. u. S. 110),[1]) eine Anspielung auf diesen Namen enthält, können wir nicht entscheiden.

„ 71, [2]) Der große Eindruck, den dieses Buch auf die Zeitgenossen machte, spiegelt sich u. a. auch in den Reiseberichten des Kardinals Guiseppe Garampi aus dem Jahre 1763—1764.

„ 73, [1]) Die Meinung Hassencamp's (in der Einleitung zu seinen Wielandbriefen), es sei hier „sicher" an den Baseler Buchdrucker Frobenius († 1527) zu denken, scheint uns mehr als unsicher zu sein.

„ 75, [1]) Bockenheimer (in der deutschen Biographie unter „Riesbeck")

behauptet fälschlich, Riesbeck's Fortsetzung habe erst mit dem 3. Bande begonnen.

S. 76, [1]) Am 11. Oktober 1780 frägt er Merck, was er „zu des La Roche Veränderung gesagt" habe.

„ 78, [1]) Aus einem Brief von Schiller an Lotte von Lengefeld vom 11. Dezember 1788 geht hervor, daß diese sogar eine Heirat zwischen Sophie und Bode für möglich hielt.

„ 81, [1]) Heggelin war auch einmal bei dem Bischof von Konstanz wegen verdächtigen Umgangs mit seiner Haushälterin angeklagt worden, konnte jedoch seine Unschuld beweisen. Eine derartige Geschichte wird auch in Riesbeck's Fortsetzung der „Mönchsbriefe" (Nr. 19 und 30) erzählt. S. auch o. S. 7, [1]).

„ 82, [1]) Nach einem ungedr. Brief Sophie's vom 22. September 1771 in G. Jacobi's Nachlaß auf der Freiburger Universitätsbibliothek und nach ihren „Briefen über Mannheim".

„ 83, [1]) Es handelt sich hier um den in seinem Briefwechsel mit Riedel öfters genannten „Baccalaureus Theologiae", vor dessen Chikanen ihn dieser bereits im März 1769 gewarnt hatte. Wieland schreibt in unserem Brief: „Ich kannte den Mann von seinem Kreuzzuge gegen den Sebronius — von einer Seite, welche ihm bei friedfertigen und toleranten Leuten wenig Ehre macht — und ich gestehe Ihnen, daß ich mich wundere, wie es zugegangen, daß er zur Belohnung aller Sottisen und Brutalitäten, die er der katholischen Kirche gesagt, zum Professor auf einer kurmainzischen Universität gemacht worden ist." Demnach ist mit dem „Bachelier" wohl der berüchtigte Theologieprofessor K. F. Bahrdt gemeint, der sich 1768 in Leipzig unmöglich machte und dann nach Erfurt berufen wurde, wo er sich aber auch nur bis 1771 halten konnte. Bahrdt ist wohl auch gemeint in dem Reisebericht des römischen Prälaten Guiseppe Garampi, der 1764 in Mannheim hörte, „Friedrich Barth von Leipzig habe eine Abhandlung gegen Sebronius drucken lassen, in der nachgewiesen sei, daß der Primat des Papstes nicht der einzige Punkt sei, der die Protestanten von der Wiedervereinigung mit der katholischen Kirche abhalte, sondern daß es noch viele andere Gründe dagegen gebe."

„ 84, [1]) S. (R. Asmus), Katalog der Lehrerbibliothek des Gr. Gymnasiums zu Tauberbischofsheim. T.-B. 1896 (Vorwort).

„ 86, [1]) Hiemit kann man Lessing's „Gespräch über die Soldaten und Mönche" vergleichen, wo es u. a. heißt: „Muß man nicht erschrecken, wenn man bedenkt, daß wir mehr Mönche haben als Soldaten? — Wenn der Landmann seine Saat von Schnecken und Mäusen vernichtet siehet, was ist ihm dabei das Schreckliche? daß der Schnecken mehr sind als der Mäuse, oder daß es der Schnecken oder der Mäuse soviel giebt?"

„ 88, [1]) Diesen aristophanischen Ausdruck wendet Wieland, ebenfalls mit teilweiser Beziehung auf theologische Gegner, schon in

einem Brief an G. Jacobi vom September 1769 an, wo es heißt: „Lassen Sie sich doch ja nicht durch das brekekekex coax coax der Dummköpfe cuiusque status et coloris — stören".

S. 88, [2]) Hier wird nachdrücklich vor der Identificierung des „Dechanten" mit irgend einer bestimmten Persönlichkeit gewarnt. Wenn es im 4. Briefe von ihm heißt: „Entweder wird der Mann noch Weihbischof oder ein Narr", so könnte in diesen Worten ein Hieb auf den Procancellarius der Erfurter Hochschule, den Weihbischof von Eckert, enthalten sein, vor welchem La Roche im April 1770 Wieland ausdrücklich gewarnt hatte. — Nicolai hätte, wie aus Bretschneider's „Denkwürdigkeiten" hervorgeht, gern erfahren, wer mit dem in den „Mönchsbriefen" vorkommenden Bruder „Dismas" gemeint ist.

„ 90, [1]) Er liebte die Mönche auch schon viel früher nicht. So schrieb er im März 1758 an Zimmermann: „ma morale n'a rien de ce que j'appelle la morale des Capucins".

„ 91, [1]) Ob er vor dem Jahre 1778 Hontheim's „Febronius" überhaupt mit Verständnis gelesen hatte, ist mehr als fraglich. Hatte doch sein Vorgänger Johann Philipp von Walderdorf (1756—1768) laut eigenem Geständnis das bereits 1763 erschienene und im Februar 1764 auf den Index gesetzte Werk am 21. Mai 1764 noch nicht gelesen. Als der päpstliche Prälat Msgr. Oddi an diesem Tage in Koblenz die Sprache darauf brachte und dem Kurfürsten ein neues darauf bezügliches Breve überreichte, erstaunte er zu hören, was alles in dem Buche stehe, und sagte, wenn er dieses gewußt hätte, würde er es nicht nur verboten haben, sondern er hätte es verbrennen lassen. Obgleich der Papst in dem Breve die deutschen Kurfürsten zur Unterdrückung des „Febronius" aufgefordert hatte, bewog Johann Philipp im August 1764 den Verfasser desselben, als er der Würde des Weihbischofs entsagen wollte, sein Gesuch zurückzunehmen.

„ 92, [1]) Der päpstliche Nuntius am Kölner Hofe Bartholomaeus Pacca sagt in seinen „Memorie" von ihm: „buon uomo, nella cui condotta morale non v'era che riprendere, ma di un carattere talmente debole ed incostante nel suo governo si temporale che spirituale, che nelle mutazioni dei ministri soleva mutar sempre massime e sentimenti."

„ 92, [2]) Sehr unklar ist die Behauptung Diel's, der schwache Kurfürst sei auf La Roche's Reformvorschläge eingegangen, ohne die Politik zu ahnen, die er „nach Stadion's Rat" mit einfließen ließ. Denn von einem „Rat" des längst gestorbenen Grafen konnte doch damals nicht mehr die Rede sein.

„ 92, [3]) La Roche hatte wohl auch mit Metternich's Gattin, einer geborenen Gräfin von Kageneck, zu rechnen. Denn diese intime Freundin von Maria Theresia protegierte den aus dem Breisgau stammenden französischen Parvenü Dumi-

nique, der im Jahre 1779 bereits Geheimrat und Obriststallmeister und nach dem auf La Roche's Sturz folgenden Interregnum im Jahre 1782 entschieden klerikal gesinnter Staats- und Konferenzminister wurde. Dieser Duminique vermahnte einst den jungen Wessenberg, nicht zu viel zu lernen; denn er selbst habe niemals etwas gelernt und sei doch Minister geworden.

S. 93, [1]) Sophie behielt die Gemäldesammlung La Roche's wohl bis zu ihrem Tode. Im Jahre 1805 gab ihr Jung Stilling den Rat, sie nicht zu veräußern.

„ 93, [2]) Nach einem Briefe von Heinse an Gleim vom 18. Februar 1772 sollte der junge Fritz im folgenden Jahre auf die „Akademie" geschickt werden. Dieser Plan scheiterte aber wohl an seinen mangelhaften Kenntnissen.

„ 94, [1]) Aus einem ungedr. Brief vom 28. Juni 1771 in G. Jacobi's Nachlaß auf der Freiburger Universitätsbibliothek.

„ 96, [1]) Es läßt sich nicht einmal mit Bestimmtheit ermitteln, ob er ein Anhänger der Physiokraten oder des Merkantilsystems war; jedoch ist letzteres wegen Sophie's Begeisterung für die Fabriken wahrscheinlicher.

„ 97, [1]) Diesen Wahlspruch legt Zimmermann („Über die Einsamkeit") auch Goethe in den Mund.

„ 98, [1]) Nach einem ungedr. Brief Sophie's an G. Jacobi auf der Freiburger Universitätsbibliothek.

„ 99, [1]) Nach W. Körte, „Gleim's Leben" (Halberstadt 1811) besaß Gleim in seinem „Tempel der Freundschaft" ein Bild von Sophie.

„ 99, [2]) Diese Schilderung ist von Freytag in seinen „Bildern aus der deutschen Vergangenheit" (4, 7) hübsch verwertet worden.

„ 101, [1]) Bei der Wiedergabe haben wir nichts als die Orthographie geändert.

„ 101, [2]) Werke von G. Jacobi.

„ 101, [3]) Maria Josepha, seit dem 5. Oktober 1763 Witwe (von Friedrich August III. von Polen).

„ 101, [4]) Sophie schreibt am 6. Juli 1771 an F. Jacobi, La Roche habe an G. Jacobi geschrieben „neben einem eigenhändigen Briefe des Kurfürsten". (Ungedr. Brief in G. Jacobi's Nachlaß auf der Freiburger Universitätsbibliothek.)

„ 101, [5]) Betty von Clermont, seit 1764 F. Jacobi's Gattin.

„ 101, [6]) Der Dichter war u. a. von dem Kurfürsten von Mainz und von dem Freiherrn Karl von Dalberg, dem Nachfolger des kurz zuvor verstorbenen Statthalters von Erfurt, gnädig empfangen worden. S. Brief Nr. 32 bei Horn, der, wie Gruber richtig gesehen hat, in den Mai 1771 zu setzen ist.

„ 101, [7]) Über diesen s. das folgende Kapitel.

„ 101, [8]) A Ferguson, schottischer Geschichtschreiber nnd Moralphilosoph, schrieb u. a. einen „Essay on the history of civil

society", London 1767 (deutsch von Jünger, Leipzig 1768). Dieses Buch, das hier gemeint ist, citiert Sophie in „Fanny und Julia" als „moralische Betrachtungen über die Stufen, welche die Menschen von dem rohen Zustand der Natur zu dem Nachdenken, den Künsten und der Idee von Pflichten durchgehen müssen".

S. 102, [1]) Vgl. unsere o. S. 22, [1]) erwähnte Abhandlung S. 289.

„ 102, [2]) Diese Stelle bezieht sich auf den im Jahre 1770 ff. erschienenen didaktischen Roman „Sophien's Reise von Memel nach Sachsen" von J. T. Hermes, und zwar auf die im zweiten Bande enthaltene Liebeserklärung des Herrn Puff an Sophie (2. Br.), worin es gleich zu Anfang heißt: „Das Schreiben ist — nicht meine Sache."

„ 102, [3]) Über diese Unterschrift s. o. S. 10.

„ 103, [1]) Angehörige eines der reichsten Koblenzer Adelsgeschlechter, das Trier zwei, und Mainz einen Kurfürsten schenkte.

„ 103, [2]) Der „edle starke Charakter voll Klugheit und Güte" dieser Hofdame der Prinzessin Kunigunde wird von Sophie ebenso wie diese Fürstin selbst in „Rosalien's Briefen" gerühmt.

„ 103, [3]) Diese Dosen sind nach dem Franziskanerpater Lorenzo in „Yorik's empfindsamer Reise" von Sterne benannt, der den englischen Reisenden um eine Gabe anspricht und anfangs hart abgewiesen, ihn durch Sanftmut gewinnt, worauf sie zum Zeichen der Versöhnung ihre Tabaksdosen tauschen. G. Jacobi hatte diese Episode mit inniger Rührung gelesen und er schenkte deshalb allen seinen Freunden Dosen von Horn mit Lorenzo's Namenszug: Jeder solle dem Freund, wenn er zürne, einfach die Dose vorhalten und ihn so, ohne ein Wort zu sagen, an die Pflicht der Menschenfreundlichkeit erinnern. Sophie spielt in ihrem holländischen Tagebuche auch einmal auf diese für die Rührseligkeit der damaligen Zeit so bezeichnende Geschichte an. Daß der sarkastische Verfasser der „Mönchsbriefe" sentimentalen Hofdamen Lorenzodosen überreicht, entbehrt nicht einer gewissen Tragikomik. Als ihn übrigens F. Jacobi im Jahre 1780 besuchte, erregte der Wahlspruch auf der Dose des Kanzlers die Aufmerksamkeit seines Gastes so sehr, daß dieser sie zu haben wünschte.

„ 104, [1]) Nach einem Brief Heinse's an Gleim vom 18. Februar 1772 dichtete er an seinem 30. Geburtstage folgende Verse:

„Nun werd' ich dreißig Jahr,
Wie oft hab ich schon hungern müssen
Bei aller meiner Freunde Küssen!
Wie wohl war mir, da ich nicht war!"

„ 105, [1]) Obgleich sich Kaunitz und u. a. auch Gluck seiner annahmen, verkam er infolge seines ungeordneten Lebenswandels. Schon am 22. Oktober 1774 schreibt Bretschneider an Nicolai

aus Wien: „Riedel ist hier bürgerlich tot." Im nächsten Jahre starb er im Wahnsinn.

S. 106, [1]) Als Redakteur des „Merkur" war Wieland, wie aus einem Brief an F. Jacobi vom 22. November 1773 hervorgeht, den Mönchen gegenüber viel toleranter und wollte sie nicht als die „elendeste Kanaille" behandelt wissen.

„ 108, [1]) S. o. S. 101, [6]). Man ist beinahe versucht, die aufgezwungene Vorsicht aus Sophie's Kritik der „Frankfurter gelehrten Anzeigen" herauszuhören, wenn sie am 5. Januar 1772 an Merck schreibt: „Darf ich Ihnen sagen, daß Sie nicht hätten leiden sollen, daß gleich in den ersten Zeitungsblättern Nonnen und Pfaffen angepackt werden; es hat einige Köpfe gestoßen."

„ 109, [1]) Schüddekopf zweifelt diese Angabe Heinse's mit Unrecht an.

„ 110, [1]) Aus einem Brief Wieland's an La Roche vom 22. Dezember 1770 geht hervor, daß der Dichter um diese Zeit Aussicht hatte, an den Darmstädter Hof berufen zu werden. Dies ist mit der „proposition éloignée" gemeint, wegen der Wieland nach dem undatierten Schreiben in der „Auswahl denkw. Br." Nr. 11 den Freund um Rat gefragt hatte. Dieser Brief gehört den letzten Wochen des Jahres 1770 an, da er die Berufung La Roche's nach Koblenz voraussetzt.

„ 110, [2]) Nach einem ungedr. Brief Sophie's an G. Jacobi (undat.) auf der Freiburger Universitätsbibliothek.

„ 110, [3]) Nach einem ungedr. Brief in G. Jacobi's Nachlaß auf der Freiburger Universitätsbibliothek.

„ 110, [4]) Nach einem ungedr. Brief in G. Jacobi's Nachlaß auf der Freiburger Universitätsbibliothek.

„ 111, [1]) Aus einem ungedr. Brief in G. Jacobi's Nachlaß auf der Freiburger Universitätsbibliothek.

„ 111, [2]) Die Anwendung des Ausdrucks „Wahlverwandtschaften" im Zusammenhang mit der Schilderung der Ehrenbreitsteiner Episode ist bei Goethe wohl nicht ganz zufällig. Denn seine „Wahlverwandtschaften" zeigen mannigfache Berührungspunkte mit „Rosalien's Briefen" (namentlich mit „Rosalie und Cleberg auf dem Lande"), die von Sophie zum Teil mit Goethe's Unterstützung in Ehrenbreitstein verfaßt wurden.

„ 113, [1]) Der Einfluß dieser ausgesprochen diesseitigen Weltanschauung La Roche's auf Wieland findet ihren deutlichsten Ausdruck in einem seiner Briefe an Julie von Bondeli vom 16. Juli 1764, wo er schreibt: „Je pense — sur la métaphysique — rien du tout; elle n'est pour moi qu'un objet de plaisanterie." Vgl. o. S. 43.

„ 113, [2]) In ihren „Erscheinungen am See Oneida" (Leipzig 1798 Band 1) gesteht Sophie selbst, ihre „Anhänglichkeit" an Rousseau sei „oft getadelt" worden.

„ 114, [1]) Eine Zusammenstellung der späteren Urteile von Goethe und Schiller über Sophie findet sich u. a. auch bei O. Steiner,

„Sophie von La Roche in Schönebeck.“ Progr. Schönebeck 1885.

S. 114, [2]) Später änderte sich Goethe's Meinung von dem Wert dieses Romans. Im September des Jahres 1779 drang zu Sophie's Ohr die Kunde, er habe ihn zugleich mit F. Jacobi's „Woldemar“ in Ettersburg an eine Eiche genagelt.

„ 117, [1]) Nicolai besaß nach Bretschneider ein speziell für ihn gemaltes Bild von Sophie.

„ 117, [2]) Aus einem ungedruckten Briefe Sophie's an G. Jacobi (auf der Freiburger Universitätsbibliothek) vom 4. August 1771 geht hervor, daß ein Edelmann aus Königsberg vergebens bei La Roche um Maxen's Hand anhielt, da diese ihn verschmähte. Ihre kindlichen Briefe, die sich gleichfalls in G. Jacobi's Nachlaß finden, sind gänzlich inhaltlos.

„ 117, [3]) Nach dem Tode ihres dem Trunke ergebenen, rohen Gatten begab sich Loulou wieder zu ihrer Mutter nach Offenbach; später verheiratete sie sich zum zweiten Male, wiederum unglücklich, mit dem russischen General von Hessen.

„ 120, [1]) Gegen die Nährung der Eitelkeit bei der Erziehung der Kinder eifert der Onkel Frank d. h. La Roche in „Rosalie und Cleberg auf dem Lande“.

„ 121, [1]) Stramberg teilt sie ohne Beziehung auf eine bestimmte Veranlassung mit.

„ 122, [1]) Nach Gagern (bei Vogt) hatte Clemens Wenzeslaus „fast seine ganze Regierung hindurch Händel mit seinen Ständen über Steuern und den Schloßbau zu Koblenz“.

„ 123, [1]) Ihr Name ist allerdings bei Horn nicht mitgeteilt.

„ 124, [1]) Am Weihnachtstag 1778 kündigte der Papst in einem besonders veranstalteten Konsistorium unter großen Lobsprüchen auf den Kurfürsten von Trier dem heil. Kollegium den feierlichen Widerruf Hontheim's an. S. Sebastian Brunner „Die theologische Dienerschaft am Hofe Joseph II.“ Wien 1868.

„ 127, [1]) Eine leise Anspielung auf solche Gegner findet sich bereits in „Rosalien's Briefen“, wo Sophie einmal bemerkt: „Man sagt, die besten Fürsten [sind] oft von feinen, bösen und eigennützigen Menschen umgeben, die ihre Güte mißbrauchen“.

„ 127, [2]) Vogt nennt ihn „Böck“.

„ 128, [1]) Beck „traf“ nach Loulou Möhn's Zeugnis (in Wyttenbach's Progr.) „in der Revolutionszeit Frankreichs ein schreckliches Schicksal“; jedoch stimmt hiemit die Thatsache nicht überein, daß er im Jahre 1794 als kurfürstlicher Generalvikar in Augsburg genannt wird.

„ 128, [2]) Es war der Urgroßvater von E. Schmidt. (Siehe dessen „Richardson, Rousseau 2c.“)

„ 129, [1]) Es war wahrscheinlich der Nuntius in Köln, dessen Werkzeug Beck war.

„ 129, [2]) Im Neuen Teutschen Merkur 1807 I. S. 166 werden in

einer Anmerkung zu Buri's „Todtenfeier ꝛc." die Worte des jüngeren Plinius (VII, 19) auf die edle Sannia: „Doleo hanc feminam eripi oculis civitatis. Quae castitas illius, quae sanctitas. Bis maritum secuta in exsilium est" auf Sophie angewendet.

S. 132, ¹) In dem ziemlich inhaltlosen Schriftchen findet sich keinerlei Beziehung auf La Roche.

„ 132, ²) Die Zahl der Bettelorden wuchs nach Wille damals so gewaltig an und entzog dem Lande durch Kollekten so große Summen, daß die geistlichen Fürsten sich auf gesetzgeberischem Wege gegen das Eindringen fremder Mendikanten wehren mußten, deren Zudringlichkeiten im Hochstift Speier geradezu als „Exzesse zum Bedrucke der armen Unterthanen" bezeichnet wurden. Man berechnete den Kollektenbetrag von 2000 auf etwa 30 Stifter verteilten Ordensleuten auf 400 000 Gulden.

„ 135, ¹) In dem „Nachtrag von weiteren Originalschriften, welche die Illuminatensekte betreffen etc." (München 1787) heißt es von Beck: „Der berüchtigte Gewissenspeiniger des Kurfürsten von —, B — hat seinen Abschied erhalten und das Land räumen müssen. Da der Kurfürst erst, seitdem er diesen Jesuiten in seinen Diensten hat, sich zum Feinde der Freimaurer und überhaupt aller Aufklärung aufwarf, so ist nun für uns reiche Hoffnung da, auch im Trierischen Gutes zu wirken." Die Deutung auf Beck rührt von Stramberg („Der Triumph der Philosophie im 18. Jahrhundert") her.

„ 135, ²) Den Eindruck der Echtheit macht auch der in der letztgenannten Briefstelle La Roche's gebrauchte geologische Ausdruck „Petrefaktion der Erde", der nicht leicht von Bettina erfunden werden konnte.

„ 137, ¹) Keller vermutet in der von Sophie in einem Brief an Pfeffel vom 12. Februar 1786 genannten „Karoline" mit Unrecht eine Tochter von La Roche.

„ 138, ¹) Beroldingen dichtete ein „Lied auf den Tod der Kaiserin Maria Theresia, im Namen eines Soldaten" (Wien 1780) und übersetzte Guibert's „Zustand des heutigen Europa".

„ 138, ²) Er wollte um diese Zeit Dom Gérard's Schrift „Le Patriarche ou le vieux Laboureur" (Paris 1784) u. d. T. „Der alte Bauer in der Champagne" übersetzen lassen und unter die Schulkinder verteilen.

„ 139, ¹) Nach einem ungedr. Briefe Sophie's in G. Jacobi's Nachlaß auf der Freiburger Universitätsbibliothek.

„ 147, ¹) In „Mein Schreibetisch" erzählt sie, sie habe schon während ihrer Trierer Zeit gelegentlich einer Reise nach Hamburg auf jeder Poststation ihre Beobachtungen aufgeschrieben und diese Noten alle vier Tage statt Briefe an ihren Mann nach Koblenz geschickt.